Savi-Lopez, Maria

Alpensagen

Stuttgart 1893

<36642053710012



STUTTGART
VERLAG VON ADOLF BONZ & COMP.

Alpensagen.

Von

Maria Savi-Lopez.

Illustriert von Carlo Chessa.

Deutsch von Alfred Ruhemann.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1893.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Der Name der Verfasserin nachstehender Seiten erscheint hiermit zum erstenmale in Deutschland auf dem Titel eines Buches. Und doch gehört Maria Savi-Lopez schon seit Jahren zu den schriftstellerischen Zierden ihres schönen Vaterlandes, welches sie mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft hat. Eine lange Reihe Bücher verzeichnet ihre zehnjährige Wirksamkeit als Schriftstellerin und als Lehrerin an zwei bedeutenden Unterrichtsanstalten ihrer Vaterstadt Neapel. Romane und Verse hat sie nur wenige geschrieben, ihre bedeutendsten Arbeiten sind Schriften edlen Gehaltes für die heranwachsende Jugend und Werke volkstümlich-wissenschaftlichen Inhalts. So ist zum Beispiel sie es gewesen, die mit dem Werke „Die Thäler von Lanzo“ ihrem Vaterlande die Schönheiten Piemonts eigentlich erst

aufgedeckt hat. Damit erwarb sie sich zuerst einen unvergeßlichen Namen und den einstimmigen Dank Italiens.

Alle bisherigen Schriften der fleißigen Verfasserin aber übertrifft das nachstehende Werk, „Die Alpensagen“, dem, wie ich von vornherein verraten will, ein Schwesterbuch, „Die Meeressagen“, folgen wird. Von glühender Liebe zu den immer mehr verschwindenden Volkssagen der italienischen Alpen beseelt, hat Maria Savi-Lopez, von diesen ausgehend, ein Bild jenes großartigen Sagenkranzes geschaffen, der die Firnen und Gletscher aller Alpenketten, nicht der italienischen allein, mit hehrer unvergänglicher Schönheit und Poesie schmückt.

Und so danken wir ihr, der italienischen Schriftstellerin, ein vergleichendes Werk über die „Alpensagen“, wie es die deutsche Litteratur noch nicht besitzt; wir danken ihr ein Buch, in welchem das deutsche Märchen, der deutsche Sinn für die Traumgestalten des deutschen Volkscharakters, wie die Leser selbst sehen werden, eine neue Huldigung erfährt; wir danken ihr schließlich, daß der uns ins Herz gepflanzten, deutschen Lust und Liebe zur unendlichen Märchenwelt neue Blicke, neue Reiche erschlossen werden. Von dem nachstehenden Werke, das der „Goldenen Medaille“, der Widmung an die Königin

Margherita von Italien vom Unterrichtsminister für würdig befunden wurde, schrieb ein italienisches Fachblatt, daß seine Abfassung „einem deutschen Geiste zum Ruhme gereicht haben würde“. Hat es nun auch kein deutscher Schriftsteller geschrieben, so doch eine Dame, die mit feinem Gefühl und Verständnis tief in das Wesen des deutschen Volkscharakters und der deutschen Litteratur eingedrungen ist.

Ich zweifle daher keinen Augenblick, daß die Gunst des deutschen Lesepublikums Maria Savi-Lopez auch bei uns einen ehrenvollen Platz in der Litteratur einräumen wird.

Rom, September 1892.

Der Übersetzer.

Inhalt.



Einleitung.

Jedes fliehende Jahrhundert hinterläßt dem kommenden Geschlechte eine Erbschaft an Ruhm oder Leid, an Hoffnung oder Verzagtheit, aber häufig verliert sich infolge der neuen Ideale, eines andern Strebens und der langsamen, jedoch unausbleiblichen Entwicklung der Gedankenwelt, des Lebens und der Geschichte die Erinnerung an die vergangenen Zeiten. Große Erscheinungen verschwinden in den Nebeln, und die Völkerschaften vergessen ihren Ursprung. Der menschliche Geist irrt daher leicht vom richtigen Wege ab, wenn er sich zum Studium der dunkelsten Vergangenheit anschickt. Doch nicht selten bewahren die als kostbare Erinnerung im Bewußtsein des Volkes haftenden Sagen zwischen tausend Schleiern in ihrer einfachen Poesie oder epischen Großartigkeit das Geheimnis des Einst. In diesen Fällen erheben sie sich

siegreich über den Staub, der jedes andere Ding bedeckt; sie sind duftende Blumen zwischen Dornen und bleich leuchtende oder hell schimmernde Fackeln zwischen den Schatten; sie sind uns der Ruhm oder die Klage, das Unglück oder der Glaube, der Haß oder die Liebe unserer Väter. Sie können uns die großen Gestalten der Menschen wieder vor Augen führen, welche Gutes thaten, und den furchtbaren Anblick ihrer Unterdrücker, das schreckhafte Angesicht der Gottheiten, die durch abscheuliche Opfer wieder gnädig gestimmt werden mußten, oder die Person gewordene Eitelkeit liebenswürdiger Geister, die sie zwischen Rosen und in den Wolken erblickten.

Viele dieser Sagen sind allerältesten Ursprunges, aus jenen Zeiten, wo das gewichtige Wort der Geschichte noch nicht die Schicksale der Völkerstämme und die großen Thaten der Helden erzählte. Um die von den Ahnen hinterlassenen Überlieferungen wand damals die Phantasie des Volkes mit einem offenbaren Wohlgefallen den Zauber befremdlicher oder übernatürlicher Vorgänge. Doch verdanken wir das Entstehen der bekanntesten Sagen des Altertums, deren endlose Spuren sich noch in unserem Jahrhundert vorfinden, nicht der Arbeit der Phantasie des Volkes allein. Denn sowohl von Indien bis nach Ägypten, als auch von Persien bis nach Phönizien erfanden die bevorzugten Kasten und die Priester der geheimnisvollen Gottheiten Erzählungen, die den Grund für viele Sagen legten, um vor dem Volke die eigene Unwissenheit betreffs des Entstehens der Menschheit zu verbergen, oder um diese Erzählungen als die vermeintliche wissenschaftliche und geschichtliche Erbschaft der ganzen Nation auszugeben.

Auch die Dichter griffen zu schimmernden Bildern, wenn sie irgend eine wichtige geschichtliche Thatsache erzählten, oder sie erblickten in jeder Gestalt oder Form des Gegenstandes eine böswillige oder liebenswürdige Gottheit. Deshalb waren auch sie sehr häufig Schöpfer neuer Sagen, die schnell volkstümlich wurden und trotz des Fluges der Jahrhunderte es blieben. Als dann die Unwissenheit der ersten Menschen, der Ehrgeiz der für sich das Monopol der Wissenschaft anstrebenden Männer und die Liebe der Völker zu den wunderbaren Erzählungen nicht mehr genügten, um die Wirklichkeit der Thatsachen zu bemänteln, geschah es wohl auch, daß die Liebe zum Vaterlande oder der Ehrgeiz bei dem Versuche, den Ursprung eines Volkes, einer Stadt oder einer zur höchsten Macht gelangten Familie höher hinaufzuschrauben, die dunklen Überlieferungen noch unverständlicher machten oder gar neue Sagen schufen. Man vergaß dabei absichtlich, daß die Stunde kommen mußte, in welcher die Geschichte über so viele alte Irrtümer triumphierend nicht nur im Halbdunkel der Sage nach der Wahrheit forschen würde, sondern daß sie schließlich auch den Menschen unter der blitzenden Halsberge des sagenhaften Helden zu finden wissen oder als die Gründer berühmter Städte arme kriegerische Nomaden und des unstäten Lebens müde Hirten bezeichnen werde.

Aber dem Menschen, dessen Phantasie nicht gerade abgestorben oder dessen Herz vereist ist, werden immer die wunderbaren Erzählungen gefallen; sie werden ihn stets locken. Und während er die gelehrten Abhandlungen bewundert, die einer mythologischen Erinnerung und einer geschichtlichen Thatsache die sagenhafte, durch die Jahrhunderte bewahrte

Größe nehmen, gedenkt er gleichzeitig mit innerlichem Behagen der Sage selbst, und er wird deren bezaubernde Poesie niemals aus dem Gedächtnisse verlieren.

Neben den sozusagen epischen Sagen, die den Glauben verschiedener Generationen darstellten, welche ihrerseits jede Erinnerung an den wahren Ursprung der Menschheit verloren hatten und im Anhören und Weitertragen thörichter Geschichten die reinen Söldner waren, vervielfältigten sich die Sagen einer anderen Gattung mit einem weniger wichtigen geschichtlichen Ursprung oder zum großen Teile von der Phantasie des Volkes selbst geschaffen.

Nach dem für uns völlig dunklen Zeitalter, in welchem um gewisse Erinnerungen an die Vergangenheit so viele bizarre, zwar in der Form verschiedene, doch untereinander mit vieler Feinheit verknüpfte Mythologien entstanden, war meines Erachtens der für die Erschaffung neuer Sagen günstigste geschichtliche Augenblick derjenige, in welchem die großen Ideen des Christentums über die Irrtümer der verschiedenen Götterlehren triumphierten; als die starken barbarischen Völker zu der verfallenden lateinischen Zivilisation hinunterstiegen und eine merkwürdige Mischung von befremdlichem Aberglauben und geschichtlichen Überlieferungen, von mythologischen Fabeln und poetischen, volkstümlichen Schöpfungen, von neuem Glauben und alten Irrtümern entstand. Alles das wogte gemeinsam in den Gedanken der Sieger und Besiegten durcheinander.

Diese kaum wiederzugebende Verwirrung übertrug sodann auf das christliche Mittelalter die Erinnerung an die Götterwelt Athens und Roms und an die so mannigfaltige der indogermanischen Rassen. Die unwissenden und rohen

Leute, deren Gehirnthätigkeit rastlos auf der Suche nach neuem Licht war, konnten trotzdem den Glauben nicht vergessen, der seit Jahrhunderten im Bewußtsein ves Volkes haftete. Die wahrsagenden Dichter und abergläubischen Gelehrten aber hielten in den Harmonien ihrer Verse und angesichts der befremdlichen Ergebnisse der verborgenen Wissenschaften noch lebhafter die Erinnerung an eine Menge phantastischer Wesen wach, die sozusagen die Seele der neuen Sagen wurden, ohne den Stempel ihres fernen Ursprungs einzubüßen.

Wer dem Gedankengange in seinen verschiedenen Offenbarungen von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Volk zu Volk folgt, genießt mit Entzücken das Nachforschen nach den Erinnerungen an die Vergangenheit, die sich einem emsigen Sucher noch immer offenbaren, und das Hinaufklimmen bis zur letzten Möglichkeit der Entstehung jener Sagen, die in der Form kaum verändert sich noch immer bei den verschiedenen Völkerstämmen und trotz des ewigen Wechsels der Ereignisse vorfinden.

Die fieberhafte stetige Arbeit des Studiums der Geheimnisse der alten Zauberlehren und der geschichtlichen Wahrheit in Bezug auf den Ursprung der großen Rassen und ihre Wanderungen muß als ein Ruhm unsres Jahrhunderts bezeichnet werden. Unser Gedankengang hat einen großartigen Aufschwung genommen, die rastlose Arbeit, die Intelligenz, die in keinem vorausgegangenen Zeitabschnitte mit so gleichmäßiger Zähigkeit diese Richtung innehielt, strebt der Lösung der dunklen Rätseln und der Geschichte der Menschheit nach. Sie befragt nicht nur die Reliquien des Altertums, die bi-

zarren Hieroglyphen, sondern versucht auch die Wahrheit aus den Sagen und Überlieferungen, aus den einfachen Fabeln, den Sprichwörtern, den Volksgesängen oder den abergläubischen Anschauungen herauszulesen, die noch immer die beschränkten und ungebildeten Leute ängstigen.

Die glühende Liebe für die Wissenschaft, der mächtige Zauber, den das Geheimnisvolle auf die menschliche Seele ausübt, die Neugier der unruhigen Sinne, die sich mit dem Bewußtsein der aufgedeckten Wahrheit nicht genügen lassen, sondern sie nur zwischen den engen Schranken finden wollen, welche die menschliche Vernunft uns steckt; schließlich auch die politische Notwendigkeit für einige Völker, ihren geschichtlichen Ursprung so genau als möglich festzustellen, bilden eine genügend wirksame Anregung zum Verweilen bei diesem Studium. Es ist großartig genug in Hinsicht auf sein Ziel, indessen sozusagen demütig in seinen Nachforschungen; jedenfalls aber wird aus ihm ein lebhaftes Licht hervorgehen, das uns erleuchten wird, die Schätze der Vergangenheit in ihrer wunderbaren Gesamtheit zu erkennen, und es wird die Menschheit von ihrem Anbeginn, von ihrer Erschaffung durch den Willen der göttlichen Vernunft an bestrahlen: diese Menschheit, die seit Jahrhunderten zwischen so viel Glück und so viel Elend, so viel Erhabenheit des Heldentums und Verächtlichkeit der Schuld, durch so viele Tugenden und so viele Verbrechen hindurch, eingeschüchtert dem ihr von Gott gezeigten Ziele entgegenpilgert.

Unter allen Erinnerungen, die in verschiedener Gestaltung in dem Bewußtsein des Volkes haften geblieben sind, nehmen die erste Stelle diejenigen Sagen ein, welche einen

großen Teil der geschichtlichen Überlieferungen, der alten Glaubenslehren und der vergessenen Religionen umschließen. Ihr Wert für die geschichtlichen und mythologischen Studien ist ein ungeheuer großer, wenn auch im Laufe der Zeit diese Sagen verunstaltet und verschwommener geworden sind. Es kann sich ereignen, daß die Sage gerade so wie gewisse Merkmale im Bau, gewisse befremdliche Gebräuche, gewisse Feinheiten der Sprache ein Beweis für die gemeinsame Abstammung von Völkerstämmen werden kann, die seit unendlich langer Zeit räumlich und geistig von einander getrennt leben. Andrerseits wird uns eine Sage neuerer Schöpfung die Gewähr einer und derselben Geistesthätigkeit, wenn auch in abweichender Form sein bei Völkern, die sich seit Jahrhunderten entfremdet sind und sich ihrem Glauben, dem Klima ihres Landes und ihren Gewohnheiten nach stets in unterschiedlichen Verhältnissen befanden.

Das Studium der Sagen und Überlieferungen wird bei den nordischen Völkern Europas und besonders bei den indogermanischen und slavischen Rassen mit großer Liebe, man kann wohl sagen Leidenschaftlichkeit betrieben, während die romanischen Völker sich schwächer und auch gleichgültiger in dieser Richtung zeigen. Man kann die Ursache dieses Umstandes zum großen Teile in der geschichtlichen Vergangenheit der verschiedenen Rassen erblicken.

Das griechische und römische Altertum hat mit dem Glanze der eigenen Litteratur ein unverlöschliches Gedächtnis seiner selbst hinterlassen. Allerdings erzählen uns auch die antiken Sagen, daß die Gründung von einzelnen ruhmreichen Kolonien und blühenden Städten übernatürlichen Ereignissen

oder dem Eingreifen sagenhafter Helden oder olympischer Gottheiten zu danken war, aber hier herrscht eine solche Dunkelheit vor, daß man sich des Längeren mit dem Suchen nach Licht, ohne große Hoffnung es zu finden, zu quälen hätte. Die Götterlehren Athens und Roms mit ihren strengen oder lächelnden Gottheiten, mit ihren Helden und höchsten Göttern, die ihrer göttlichen Macht zum Trotz menschliche Leidenschaften, Schwächen und Laster verraten, haben ein eingehendes Studium herbeigeführt, und man hat aus ihren poetischen Mythen ihre ursprüngliche Entstehung herausfinden können. Ihre in herrlichen Tempeln verehrten, mit den erhabensten Gesängen epischer Größe beschriebenen und gepriesenen oder von den süßesten Harmonien unvergleichlicher lyrischer Dichtkunst vorgeführten Gestalten haben klare Spuren im Gedächtnis der lateinischen Nationen hinterlassen. Sie erschienen daher noch bei der Wiedergeburt der Litteratur, nach der Übergangszeit von der besten heidnischen zur besten christlichen Kunst unter den neuen Erzeugnissen des Gedankens, der ohne großes Vertrauen zur eigenen Kraft und der neuen Gestaltung der Volkspoesie das Wissen, die Eingebung und die klassische Eleganz aus den Glaubenserscheinungen der heidnischen Vorfahren und den schönsten Werken der antiken Kunst hervorsuchte.

Diese verhältnismäßig höchste Klarheit bezüglich ihres Ursprunges und ihrer Mythologie gilt mir als einer der vornehmsten Gründe dafür, daß die romanischen Völker nicht mit derselben Leidenschaft wie die germanischen den Spuren andererZeiten nachgehen, die noch unter verschiedenen Formen dem Bewußtsein des Volkes eingeprägt geblieben sind.

Die nordischen Mythologien dagegen sind noch nicht unter den zivilisierten Nationen so volkstümlich geworden, wie diejenigen Athens und Roms. Um sie wenigstens teilweise zu rekonstruieren, hat das Studium der Überreste einer alten Litteratur nicht genügt. Um möglichst viel von der Vergangenheit kennen zu lernen, hat man notwendigerweise das Volk befragen und fast immer rätselhafte Erinnerungen desselben sammeln müssen. Auch die Geschichte von den Wanderungen der indo-germanischen und slavischen Völkerschaften hüllt sich noch in ein ziemlich beträchtliches Dunkel. Die antike, von einigen kraft- und machtvollen Völkern gesprochene Sprache hat sich in ihrer unvermeidlichen Entwicklung so umgewandelt, daß kaum noch eine Spur von ihr vorhanden ist. Ihre eigene Machtvollkommenheit eifersüchtig bewahrende Priester, gleich denen Indiens, Ägyptens und Persiens, wanden undurchdringliche Schleier um gewisse Gottheiten, deren Spuren man im Bewußtsein des Volkes noch immer emsig nachgeht, weil geschriebene Erinnerungen nicht vorhanden sind. Häufig genug ist man einzig auf die weniger dunklen Andeutungen in den litterarischen und geschichtlichen Werken der Römer angewiesen.

Doch wie viele Mühe kostet es, um sichere Kunde über die jahrhundertlange Wanderung eines jetzt zur großen Macht gewordenen Volkes zu erhalten! Wie viele bis in das Kleinste gehende Nachforschungen sind nötig, um die Erinnerung an mächtige Gottheiten aufleben zu lassen, die einstmals durch Altäre und Opfer geehrt wurden. Die germanischen Völker werden zu langwierigen Studien nicht nur von der Liebe zur Wissenschaft angefeuert, die sich

wohl in der Brust dessen zu entzünden vermag, der die einstigen Jahrhunderte kennen lernen will; es ist auch die Macht ihrer Vaterlandsliebe, die ihre besorgte und sozusagen ehrfurchtsvolle Neugier die Mittel suchen läßt, um zu erfahren, welches das ferne Heimatsland ihrer Urahnen gewesen ist und wie deren Gottheiten beschaffen waren. Das gegenwärtige Studium der Sagen, Fabeln, Überlieferungen soll ihnen die Ursache, den Ursprung der eigenen Größe und die Geschichte ihrer Väter finden helfen.

Der Umfang, den diese Studien annahmen, führte zur Bildung gewisser Gelehrtenschulen; auch tauchten besonders veranlagte Geister auf, die ebenfalls ihr Gefolge und ihre Nachahmer hatten. Je mehr sich indessen die Kenntnisse erweiterten, je mehr sich andere verwandte Wissenschaften entwickelten, ein desto neueres Aussehen nahm die merkwürdige Welt an, die das Studium der Sagen, der Überlieferungen und der volkstümlichen Gebräuche vor den Gelehrten heraufbeschworen hatte. Diejenigen, welche den Ursprung von so und so viel Sagen und Fabeln in der Vergangenheit einer einzigen Rasse oder einer einzelnen Völkergruppe zu entdecken geglaubt hatten, fanden im weiteren Verlaufe der Zeit keine stichhaltigen Gründe mehr für die Verteidigung der Wahrheit ihrer Theorien. Die Sagen, welche viele nach dem Beispiele der Gebrüder Grimm als den indogermanischen Völkern ausschließlich zugehörig betrachtet wissen wollten, fanden sich nach weiteren Studien auch in sehr, sehr fernen Gegenden und bei nicht stammverwandten Nationen vor.

So bemerkte man bei den Ureinwohnern Amerikas Spuren von Sagen, die auch im Norden Europas und in Indien

bekannt waren. Der Glaube an böswillige und gute Geister war in fast völliger Übereinstimmung bei den Eskimos ebenso zu Hause wie bei den wilden Stämmen Afrikas. Die leuchtenden Feen fanden sich sowohl in den Anschauungen der armen Iren wie in denen der fernen Chinesen vor. Die verwünschte Schlange der persischen Götterlehre blickt auch aus einer Sage, die man sich nahe den Gletschern der prächtigen Alpen erzählt. Ich kann den unvergeßlichen Eindruck nicht beschreiben, als beim Studium der Sagen die Gemeinsamkeit so unzähliger, abergläubischer Anschauungen, die nahe Verwandtschaft so vieler herrlicher und poetischer, von der Phantasie des Volkes in den entferntesten Gegenden geschaffenen Gestalten in ganz wunderbarer Weise mir die Einheit des Ursprunges aller Völker und aller Rassen zu bestätigen schien, als gäbe es in der Macht der Phantasie, in der erhabenen Größe der Auffassungen und leider auch in der menschlichen Sprache nur eine einheitliche Intelligenz, die im Fluge der Jahrhunderte von Stamm zu Stamm, von Nation zu Nation die Erbschaft des Gedankens übermittelt hätte.

Die Sagen besitzen häufig die ganze Schönheit der ursprünglichen Poesie, der rohen, aber gemeißelten Phrase und des wahren und blendenden Bildes. Aus diesen Gründen haben sie häufig erleuchtete Geister zur Abfassung epischer Lieder, fürchterlicher Dramen und sanfter Idyllen begeistert. Durch die zwingende Kraft eines geheimnisvollen Gesetzes erreichten die schönsten Offenbarungen des poetischen Volksgedankens eine durch die Kunst unvergänglich und erhaben gestaltete Höhe.

Man behauptet, daß unter ganz besonderen Bedingungen und durch eine Art unbewußter Thätigkeit im Bewußtsein des Volkes die Sage sich auch aus dem Skeptizismus neuer Geschlechter bilden kann. Man muß ferner zugestehen, daß gewisse große neuzeitige, geschichtliche, uns nahe Gestalten in der Phantasie des Volkes eine übernatürliche Form annehmen. Gleich dem Jahrhundert Karls des Großen und so vielen anderen wird auch das unserige seine sagenhaften Gestalten haben. Bei dem fieberhaft erregten Leben der Neuzeit, während die Arbeiter unter sich um die Lösung der sozialen Rätsel streiten, die Volksschulen sich vermehren und man vor Hexen und Koboldeu keine Furcht mehr empfindet, verliert sich natürlich die alte Volkssage in den großen Verkehrsmittelpunkten und auch in vielen Landstrichen, durch welche die Eisenbahnzüge jagen und der Gedanke durch die gereihten Telegraphendrähte fliegt.

Diese Folge des langsamen aber sicheren Fortschrittes der Zivilisation zwingt zu einer beschleunigten Sammlung des Restes der schönen Volkspoesie der Vergangenheit. Die berühmten Männer, die bisher in unserem Italien die Lieder, Sagen und Fabeln gesammelt haben, sollten viele Nachahmer finden. Von Sizilien bis zu den Alpen, von den Gestaden des Tirrhenischen bis zu denen des Adriatischen Meeres sollte man die einzig schönen Erinnerungen sammeln, die Griechen und Araber, Normanen und Sarazenen, die alten Feinde der wachsenden Größe Roms, und die plündernden Barbaren, die epischen Unternehmungen der einzelnen Gemeinden und die fremden Eindringlinge im Lande gelassen haben und deren Formen

der Geist des italienischen Volkes noch zu verschönern verstanden hat.

Es giebt gewisse Gegenden in unserem Lande, in welche kaum das Echo des städtischen Lärms dringt und wo man vielleicht noch für lange Zeit inmitten einer einfachen und gutmütigen Bevölkerung die poetische Sage antreffen wird, welche völlig verschieden ist von dem gemeinen und schäbigen Aberglauben, dem Schrecken fast aller unsrer kultivierten Ahnen. Und dieser Aberglaube hat sich leider als überaus traurige Erbschaft unter den unwissendsten und rohesten Leuten erhalten.

In den Bergen ganz besonders trifft man noch diese kostbaren Reliquien der Vergangenheit an, und auf den Alpen im allgemeinen wird man noch die schönsten, schlichten und rührenden Sagen in ihrer poetischen Abfassung nach langem Forschen vorfinden. Man muß indessen daran festhalten, daß auch hier unglücklicherweise viele derselben, denen ihr fern liegender Ursprung eine große geschichtliche Wichtigkeit verlieh, im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen sind.

Nach dem Urteile Michelets, dieses glühenden Verehrers der Alpen, giebt es keine zweite Gebirgskette in Europa, welche sich mit der imposanten Schönheit der Alpen, der bewunderungswürdigen Verschiedenheit ihrer Landschaften, dem majestätischen Anblick ihrer Gipfel, die den Wolken und Blitzen zum Trotz so hoch emporragen, vergleichen ließen. Auch die geschichtliche Bedeutung, die ihnen seit Jahrhunderten dank ihrer Lage verliehen ist, steht unvergleichlich mit derjenigen der andren europäischen Gebirge da. Als drohendes Bollwerk vor den Ehrgeiz der Menschen gestellt,

forderten sie vielleicht gerade deshalb um so mehr die Kraft der Kühnen heraus, deren eigener Ehrgeiz kein Hindernis gelten läßt. Die Notwendigkeit neuer Eroberungen, der Reiz des Unbekannten, die Hoffnung auf Rache für tödliche Beleidigungen oder die Gier nach Reichtümern trieben beständig Herzöge und Heerführer, Kaiser oder Könige dazu, den Gefahren der höchsten Gipfel und der Gletscher Trotz zu bieten. Auch die unbeschreibliche Schönheit Italiens, das Lachen seiner Hügel und seiner Meere, die in seinen Städten angehäuften Schätze waren ein Beweggrund zum häufigen Zuge fremder Völkerschaften über die Alpen. Es war daher unvermeidlich, daß die entgegengesetztesten Glaubensanschauungen, die verschiedenartigsten Erinnerungen, die bizarrsten Sagen der ältesten Alpenbewohner, der römischen Eroberer, der sarazenischen Freibeuter und so vieler andrer Völker, die zu Italiens Schädigung in seine Gefilde rückten, sich noch lange, lange Zeit hindurch unter den Leuten erhielten, die als Angehörige der verschiedensten Völker auf den Abhängen der Alpen verweilten.

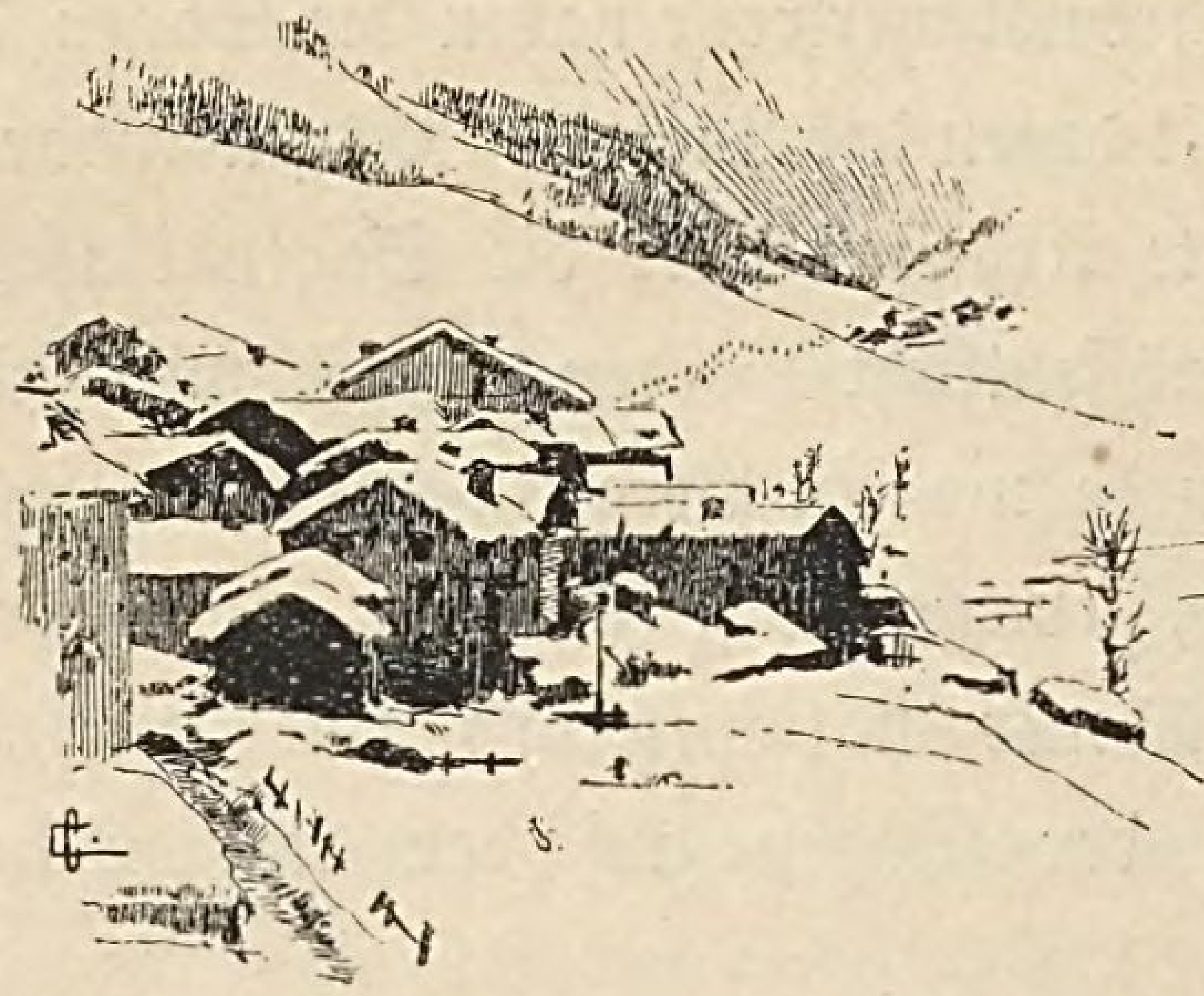
Wenn einstens alle Sagen gesammelt sein werden, die heute noch auf den Alpen im Umlauf sind, so werden wir ein herrliches Dokument besitzen über alles Poetische, Großartige und Liebliche, was die Phantasie des Volkes aus den antiken Sagen und den geschichtlichen Unternehmungen unsrer Urahnen geschaffen hat; und wenn außer den Sagen der Alpen auch die poetischen Erinnerungen der Bewohner der Berge Schottlands und Skandinaviens, der spanischen Sierren, der Karpathen und anderer Teile Europas gesammelt und mit einander verglichen sein werden, so wird ein neues

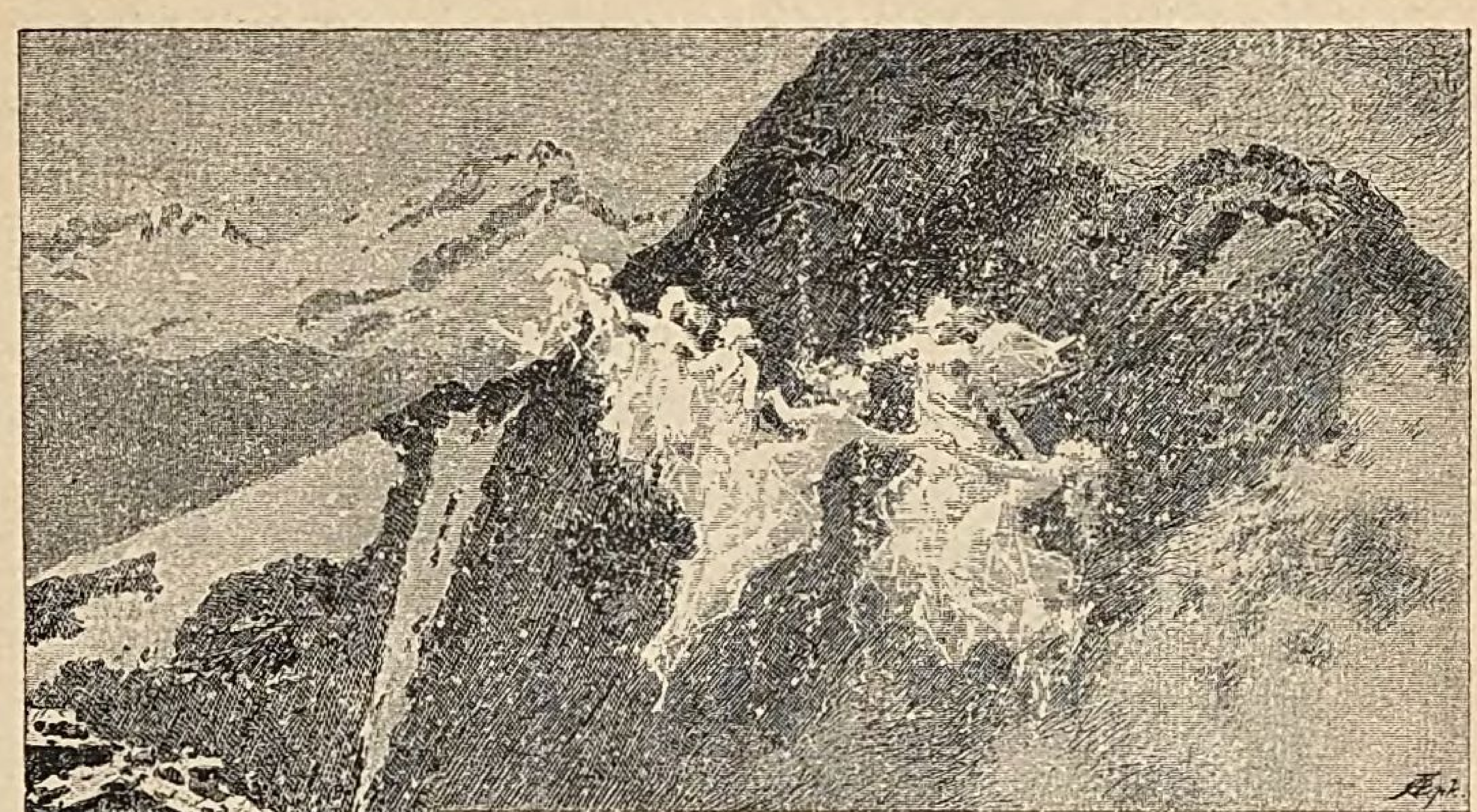
und fruchtbares Feld denjenigen Gelehrten aller Länder erschlossen sein, welche dem menschlichen Gedanken in seinen Schöpfungen, der Wahrheit bezüglich des Geheimnisses des Ursprungs und der Wanderschaft der Völker und bezüglich des Geheimnisses der Geschichte und der alten Götterlehren nachforschen.

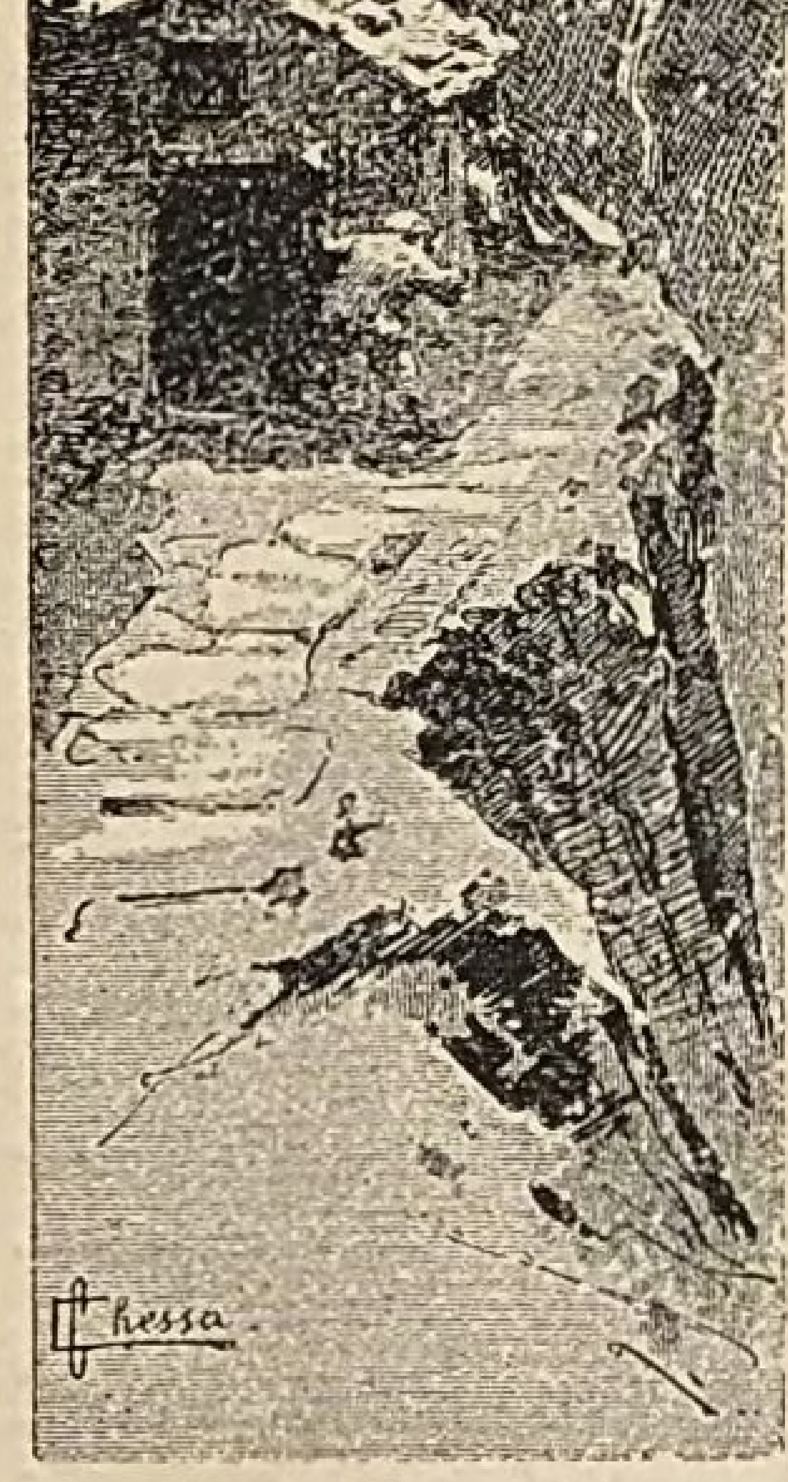
In den Alpensagen wird man dieselbe Schönheit finden, die auch den Sagen des Meeres eine so große Anziehungskraft verleiht, ja befremdlicherweise haben die Sagen der Alpen viel Ähnlichkeit mit denen des Meeres. Es sind zwar bereits einige bemerkenswerte Arbeiten über die Sagen einzelner Gegenden der Alpen veröffentlicht worden, soviel mir indessen bekannt geworden, wurde nie ein Vergleich der einen mit den andern unternommen, ebensowenig ein Vergleich der Sagen der Älpler verschiedener Nationen und unter ausführlicherer Berücksichtigung der Sagen auf den italienischen Abhängen der Alpen.

In Anbetracht eines so ungeheuren Arbeitsfeldes bilde ich mir keineswegs ein, das über die Alpensagen noch fehlende große Werk vollbracht zu haben, das gut mehrere Bände füllen würde. Ich habe den in den Bergen unternommenen Nachforschungen und meinem langen Studium des Ursprunges so vieler Anschauungen der Älpler die poesiereichsten und liebenswürdigsten Sagen entnommen, die ich auftreiben konnte. Immerhin glaube ich eine genügende Sammlung von kostbaren Dokumenten angelegt zu haben. Die Geschichtsschreiber finden in ihnen vielleicht manch neues Licht, die Poeten aber gewiß neue Motive für epische Gesänge und goldflügelige Balladen. Und das von der Phan-

tasie der Bergbewohner erblickte fremdartige Volk der Geister wird alsdann im Gewande der Dichtkunst ein neues und übernatürliches Leben in die Schönheit der Alpenlandschaften hineintragen.







Alpen-Feen.

Viele Bewohner unsrer Alpen sind alljährlich zu einem längeren Aufenthalt in den größeren Städten gezwungen, weil sie in den kleinen Dörfern ihrer engeren Heimat keine Arbeit finden können. Und während der langen Wintermonate, die sie in den Städten zubringen, werden sie angekränkelt von dem Skeptizismus, der immer mehr in den Großstädten gegenüber den alten Volkssagen Platz greift. Deshalb geben sie sich nach der Heimkehr in die Berge nicht leicht dazu her, Neugierigen, Städtern und Alpentouristen ihre Märchen zu erzählen.

Unter diesen Umständen ist es nicht leicht, die großartige Poesie ihrer Volkssagen in allen ihren Teilen zu erforschen.

Aber ab und zu geschieht es doch, daß sie aus Gefälligkeit das ihnen angeborene und sofort nach einer derartigen Frage aufsteigende Mißtrauen überwinden. Nur müssen sie sicher sein nicht verlacht zu werden. Fühlen sie sich hierüber beruhigt, so erzählen sie einem ohne weiteres die Geschichten, welche die Großmütter den lauschenden Kindern zur Winterszeit im Stalle der Hütte unermüdlich wiederholt haben.

Ich habe oftmals die guten Älpler gerührt gesehen, wenn sie mir von den Sagen berichteten, die sie seit ihrer Kinderzeit immer wieder zu hören gewohnt waren. Im Nu hatten ihre Gedanken sie in jene Zeiten zurückgeleitet. Wie in einem Traume sehen sie wieder den engen, düstren Stall vor sich, in welchem sie in traulicher Nachbarschaft mit den Hämmeln sich versammelten, während der Wind durch die Schlucht brauste oder man aus der Ferne das dumpfe Getöse einer zu Thal stürzenden Lawine vernahm. Dann saßen die Alten heitren Angesichts neben den Schwiegertöchtern und Töchtern und erzählten von den teuren Verwandten, die in der Fremde das Brot für die Familie zu verdienen suchten; oder sie wiederholten die Sagen und Märchen, die sich seit Jahrhunderten von Haus zu Haus fortgepflanzt haben. Und die Kinder blickten wahrscheinlich scheu in die dunklen Ecken, wo vielleicht die Kobolde ihr Spiel trieben. Oder es überlief sie wohl ein leiser Schauer bei dem Gedanken, daß vielleicht gerade in diesem Augenblick die Prozession der Toten an der Hütte vorüberziehen könnte.

Unter der Wucht dieser Erinnerungen vergaßen die Älpler wiederholt, daß sie von der Zivilisation der großen Städte gekostet hatten. Sie fühlten sich wieder als Söhne ihrer Berge,

sie glaubten nach Väterweise wieder an die Existenz von Feen und Hexen und erzählten mir mit leichtbewegter Stimme die gehörten Sagen. Zum Schluß lachten sie wohl selbst über die thörichten Geschichten, ich aber behielt wie einen teuren Schatz die Erinnerung an ein liebliches oder schreckliches Märchen im Gedächtnis fest.

Mehrfach gelang es mir, irgend eine Sage zu erfahren, indem ich gewisse, sozusagen nur in den Bergen zu findende Individuen auf ihren Wegen begleitete, welche eines ganz besonderen Studiums wert wären. Denn ihre Zahl nimmt von Tag zu Tag ab, bald werden auch sie zu den sagenhaften Gestalten gerechnet werden müssen. Ich meine jene befremdlichen Wissenschaftler, welche während der langen Wintermonate das Latein erlernt und mit dessen Hilfe in alten, von den Ahnen geerbten Büchern oder vergilbten Manuskripten zu lesen begonnen haben. Wer weiß, auf welche Weise diese Schätze einst in diese Hütten gekommen sind. Für diese Älpler hat die Naturwissenschaft seit der Zeit, in welcher jene Bücher geschrieben wurden, keinen Schritt vorwärts gemacht, aber sie besitzen vielleicht gerade darum eine wunderbare Kenntnis von der Alpenflora, eine bewundernswerte Geduld zu ihrer Beobachtung und ein glückliches Gedächtnis für das Erlernte.

Zu ihnen gehören auch die letzten Schlangenjäger; da kein Apotheker mehr diese Reptilien kaufen will, so verzehren sie sie selbst mit dem größten Appetit; ferner die Kräutersammler mit ihrer unheimlichen Kenntnis der zauberhaften Kräfte jeder Pflanze. Gewohnt, Arnika, die Bergpfeffermünze und das Edelweiß zu suchen, verstehen sie aus ihnen Tränkchen zu bereiten, die jedes Übel heilen. Diese so merkwürdig

kultivierten und abergläubischen Wesen, welche wohl nie eine Stadt gesehen haben und stets inmitten der Großartigkeit der Alpennatur ihren eigenen Grübeleien nachgegangen sind, diese kennen alle Sagen der Berge und häufig erzählen sie dieselben mit endloser Gefälligkeit. Ihre ausdrucksvolle Stimme, ihre poetische Redeweise, ihr funkelnder Blick lassen vermuten, daß sie bei der Wiederholung der Märchen ihrer Ahnen durch eine Art Hallucination die Menge der Dämonen und Hexen, die die Thäler und die kläglichen Lärchenbaumwälder ringsumher bewohnen sollen, wirklich erblicken und hören.

Dann wieder vernahm ich inmitten der schauerlichen Einsamkeit der Alpen eine Sprache, die mich durch ihre Poesie fesselte und sich merkwürdig der erhabenen Landschaft anschmiegte. In diesen Fällen aber wurde mir die betreffende Sage nicht von einem jener Hirten erzählt, die während des Sommers von der Ebene herauf bis zu den äußersten Weideplätzen emporsteigen. Dieses Volk kommt infolge seines nomadenhaften Lebens fast alljährlich in andere Gebirgsgegenden, es kennt daher kaum die Sagen der Alpen, in denen sie ja nur kurze Zeit bleiben. Dagegen kennen die Hirten, welche ihr Häuschen in einem der armseligen Thaldörfer haben und zur Sommerzeit stets dieselben Weideplätze mit ihren Herden aufsuchen, die sich an eine bestimmte Gegend, besonders an einen bestimmten Bergzug oder an einzelne Flecke knüpfenden Volkssagen und haben sie zugleich mit ihrer originellen Poesie im Gedächtnis behalten.

Von einem solchen zwischen den Bergen alt gewordenen Hirten hörte ich auf dem Monte Civarri zwischen den Thälern von Susa und Viu mit einer unübertrefflichen Wirkung eine

der in jenen Gegenden einst volkstümlichen, heute aber fast völlig sich verlierenden Sagen von dem „Feenreigen“ erzählen.

Sie war mir schon einmal von einem schlichten und gutmütigen Kräutersammler des Gebirges berichtet worden. Die Butte hatte der Mann beiseite gestellt und mit dem Rücken lehnte er gegen den kühnen, schwarzen Bogen einer alten Brücke, unter welchen hindurch die Stura hüpfte. Und während er mit den ihm wie von einer höheren Macht eingegebenen Worten den Reigen der Feen beschrieb, folgte sein Blick den Kämmen und Gipfeln der Berge und den geschwungenen Linien der fernen Hügel. Vielleicht sah seine entflammte Phantasie in diesem Augenblick die Feen, die dort im Glanz der Sonne und beim Flimmern der Schneefelder vorüberglitten. Und trotzdem erschienen mir seine Worte roh und ausdruckslos, nachdem ich den Hirten vom Monte Civrari gehört.

Dort, wo ich diesem begegnete, stiegen die Wände des Gebirges schwarz und steil wie die Mauern einer ungeheuren Festung hinter der Hütte düster auf, in welche er des Nachts seine Herde trieb. Die Landschaft bestrickte durch ihre grenzenlose Traurigkeit; da sah man weder Weizenfelder noch Weideland noch den rosenfarbenen Rhododendron einen freundlichen Ton unter das Gestein zaubern. Der Richiaglio nur hüpfte durch die seit dem Niedergange einer Lawine hier aufgetürmten Steinmassen zu Thal.

An dieser Stätte der Verzweiflung war mitten in der Nacht, beim gleißenden Schimmer des Mondes, während der Wind, der um die Grate heulte und die Stimme des Richiaglio

verschlang, die Nebel durch die Schluchten peitschte, der alte Hirt, aufgescheucht durch den Lärm von Rädern und Schellengeläut, vor die ärmliche Hütte getreten und hatte den wunderbaren und herrlichen Zug der Feen an sich vorübergleiten sehen. Wir lachen jetzt vielleicht über diesen Aberglauben eines Älplers, aber man muß, um die großartige Poesie seiner Erzählung würdigen zu können, sie inmitten der Gefahren der Berge, 2000 Meter hoch, in der Einsamkeit vernommen haben, wohin kein Ton einer menschlichen Stimme zu dringen vermochte und jede Erinnerung an ein städtisches Leben erlosch. Während der Alte von der Erscheinung jener Nacht sprach, da war es auch mir, als sähe ich die Feen mit den Kränzen von Edelweiß auf den Häuptern auf feurigen Wagen in einem Meere von Licht an mir vorüberziehen und, gefolgt von den Kobolden, in schwindelerregendem Reigen über die Kämme, Hügel und höchsten Spitzen der Berge dahinschweben.

In diesem Glauben an den nächtlichen Feenreigen in unsern grajischen Alpen, der nicht mit dem Ringeltanze der Hexen verwechselt werden darf, finden wir viele Anklänge an andere Sagen, welche sich noch auf der ganzen Alpenkette vorfinden, besonders aber gegen Tirol hin und in den österreichischen Bezirken. Hier erinnert man sich noch lebhaft der Göttin Bercht, die im Altertum sehr verehrt und bereits von Tacitus erwähnt wurde.

Der diese Göttin und ihr Gefolge betreffenden Sagen giebt es viele; sie sind sorgfältig gesammelt worden wie Denkmäler einer vergangenen Zeit, welche die alles überflutende Zivilisation leicht in die Vergessenheit schleudern könnte.

Diese Märchen besagen, daß besonders zwischen Weihnachten und Epiphanias die in blendendem Lichte erstrahlende Göttin mit ihrer Gefolgschaft von Feen und Hexen durch die Berge wandert und die Geschenke aufsammelt, welche die Älpler auf den Dächern ihrer Hütten für sie hinlegen. Viele dieser Feen haben ein abscheuliches Aussehen; sie führen lange Stecken und Säcke für die mitzunehmenden Geschenke bei sich. Auf ihrer Rundreise vollführen sie unendlich viele Sprünge.

In andern Gebirgsgegenden erfolgt der Umzug der Göttin mit den sogenannten Perchten nach dem Glauben der Bergleute in der letzten Nacht des Karnevals. Die Geister trennen sich dabei in zwei Trupps; in dem einen finden sich die schönen, herrlich mit Bändern und Blumen geschmückt, zusammen; in dem andern sammeln sich die in angsterregender Weise bekleideten häßlichen; sie sind mit Ketten und Schellengeläut versehen, und an ihren Kleidern hängt eine Anzahl Mäuse. Die schönen Feen tragen einen mit Bändern umwundenen Stock, die häßlichen aber werfen den Älplern Asche in das Gesicht. In ihrer Mitte hüpft die Göttin Bercht selbst, und von der geringeren oder größeren Anzahl ihrer Sprünge hängt der spärlichere oder reichlichere Ausfall der Ernte des Jahres ab.

Vielleicht als letzte Erinnerung an die in fernen Zeiten zu Ehren der Bercht gefeierten Feste findet man in manchen Gegenden der Alpen noch einen nach ihr genannten Tanz. An den Bewegungen der vier Tänzerinnen ist jedoch nichts Außergewöhnliches zu entdecken; dagegen sind sie besonders reich in rote und gelbe Farben gekleidet, mit vielen Bändern geschmückt und tragen auf den Köpfen Kronen von Federn.

In den östreichischen Alpen herrscht der Glaube, daß die stets in strahlendstem Lichte erscheinende Göttin Bercht mit ihrem Gefolge in der heiligen Weihnachtsnacht erscheint, die Guten segnet und die Schlechten züchtigt. Hier finden sich auch Kinder in ihrem Gefolge, welche traurige Melodieen singen.

In den Schweizer Alpen hält man daran fest, daß die Prozession der Feen am zweiten Tage des neuen Jahres oder am dritten vorübergleitet, wenn das Jahr mit einem Sonnabend begonnen hat. Der Thron der Göttin befindet sich im Winter im Innern der Erde; dort soll sie auch ihre Herde haben. Doch mehrfach steigt sie unsäglich kostbar bekleidet zur Oberwelt empor und wirft Weizen auf die Ackerfelder in den Bergen. Zu Weihnachten erscheint sie von einer Schar lustiger Geister umgeben im Gewande einer Jägerin und ist dann ganz besonders der Schutzgeist artiger Kinder.

Diese Göttin Bercht wechselt zwischen Rhein und Elbe ihren Namen. Sie verwandelt sich dort in die Göttin Freya, welche neben ihrem Bruder Freyr in Walhalla den Regen, das Sonnenlicht, die Fruchtbarkeit der Erde erzeugte und die Liebe erweckte. Weiterhin gegen den eisigen Norden aber verwandelt sie sich wiederum und wird nun zur Holda. Welch einen Namen auch immer man ihr geben mag, sie ist die imposanteste und schönste Figur der nordischen Götterwelt. Man soll sie namentlich an den Stätten der ihr errichteten Tempel erblicken. Im Mittelalter war man geneigt, ihrer Person einen bösartigen Einfluß zuzuschreiben; man sagte ihr nach, daß sie die Kinder in Furcht setze; gleichzeitig glaubte man, daß sie in dem Hörselberg

in Thüringen denjenigen unglücklich machte, der sich gleich dem Tannhäuser von den verlogenen Worten der schönen Göttin beschwatzen läßt. Sehr oft wird sie in dieser Gestalt mit der Venus zu einer Erscheinung verschmolzen, doch zum Unterschiede von den Erzählungen, die sie als einen übelwollenden Dämon schildern, preist die Überlieferung der Volkssage stets ihre klare Schönheit, ihre langen goldigen Haare und die herrlichen Gewänder. Sie lächelt aus den Nebeln der Berge hervor und ist die Gefährtin der mächtigen Götter Dunar-Thor und Wodan-Odin.

Die in ihrer letzten Umwandlung im fernen Skandinavien zur Holda gewordene Göttin Bercht bringt mit ihrem Gefolge neues Leben in jene Berge. Sie erscheint in der Traurigkeit der nordischen Landschaft angethan mit einem dunkelblauen Gewande und umwallt von einem langen, weißen Schleier. Sie ist daselbst die Königin der Berggeister und eines geheimnisvollen Völkchens, das sie auf ihren Fahrten begleitet. Auch dort beschützt sie die guten Kinder; die Sage erzählt, daß sie schnell eine andere Gestalt annimmt, sobald man ihr Bett aus schneeigen Flaumfedern berührt. Das herrliche Kleid wird ein irdenes Grau, ihre Schönheit verschwindet und sie wird zur gräulichen Alten mit überaus langen Zähnen. Vielleicht begleitet sie auch in jene fernen Länder der berühmte König Jach Frost, der nach einer englischen Sage am äußersten Ende des Nordpols haust. Er sitzt auf einem Throne von Eis und hat einen Kranz von Eisblumen auf dem Haupte, die aus Brillanten gemacht scheinen. Seine erhabene Majestät verbirgt er unter einem aus dichten Schneeflocken geformten Schleier, denn die Schneeflocken rieseln un-

ablässig von dem kristallenen Gewölbe seines Palastes hernieder. Wenn er schläft, erfreut sich Europa eines milden Winters, doch wenn er in der kalten Jahreszeit wach ist, sendet er mit dem mächtigen Hauche seines Mundes den Schnee bis in die fernsten Länder.

Von der herrlichen Göttin Bercht-Freya-Holda glaubt das Volk in Skandinavien, daß sie sich im Winter in das Engelland, auch Glasberg oder das schillernde Gebirge genannt, begiebt. Doch ist sie in ihrer neuen Behausung keineswegs frei und unabhängig, denn ihre Feinde halten sie während des ganzen Winters eingeschlossen. Erst im Frühling wird sie mit ihrem Gefolge wieder frei, welches sie alsbald von neuem auf ihren Reisen begleitet.

Mir will es scheinen, als ob in manchen Schweizer Alpensagen von der Göttin Bercht diese mit der sagenhaften Berta mit den großen Füßen, der angeblichen Mutter Karls des Großen, zu einer Person verschmolzen wird.

Unter den Statuen an den Portalen der großen gotischen Kirchen in Frankreich bemerkt man auch eine im ganzen Lande als die der „reine Pédauque“ bekannte Figur. Diese soll die von Adenos, dem „Könige“, besungene Königin „Berte aux grans piés“ vorstellen. Auch die Göttin Bercht erscheint in manchen Sagen mit unförmigen Füßen, ein Beweis für die oft vorkommende Verschmelzung von allgemein bekannten Sagen. Als Berta der Schweizer Sagen wird sie als eine wilde Frau mit Grauen erregenden Zügen geschildert.

Eine andere merkwürdige Abweichung von den von den Feenprozessionen handelnden Volkssagen ist in den Thälern von Pinerolo zu Hause. Und zwar sehen wir hier eine uralte

heidnische Auffassung in eine vollständig christliche verwandelt. Eine besonders in Frossasco allbekannte Sage schildert uns die Alpenfeen nicht nur als eine am 7. September von Monviso aufbrechende und bis zur Basilica von Superga wandernde Prozession, sondern belehrt uns auch, daß diese Prozession aus 11,000 Jungfrauen bestehe, welche nach einem frommen Glauben zugleich mit der heiligen Ursula den Märtyrertod erlitten. Diese blutjungen Mädchen halten ein angezündetes Licht in der Hand, und inmitten der Kerzenflammen, die von den Bergen wiederstrahlen, welche die Prozession beschreitet, funkelt eine stärker als die übrigen: die der genannten Heiligen selbst.

Zu Ehren der Madonna werden in der That an diesem Abende unzählige Feuer angezündet. Wer dann die Alpenkette auf ihrer Strecke von Monviso hinter Pinerolo und Mondovi bis zu den Ligurischen Alpen überblickt und so den phantastischen Anblick der in der Ferne sich verlierenden unzähligen Bergfeuer genießt, dem spiegelt die Einbildungskraft gar bald befremdliche Dinge vor. Und nicht nur auf den Bergen allein entzünden sich die Feuer, auch auf jedem Hügel, bei jedem Dorfe, jeder Hütte, in den Weinbergen, auf den Feldern und an den Ufern des Tanaro flammt es auf: von den Bergen hinunter bis zu den Städten in der Ebene ziehen sich ohne Unterbrechung die Linien dieser lodernden Feuer hin.

Die Sage von dem Martyrium der heiligen Ursula gehörte im Mittelalter zu den verbreitetsten; allein der Glaube an die der Heiligen folgende Prozession der Jungfrauen verrät ihren heidnischen Ursprung und bringt sie allen übrigen in den Alpen heimischen Märchen von den Prozessionen der

Feen und Gespenster und von der wilden Jagd näher, von der man ja ebenfalls erzählt, daß sie bei heiterem Himmel in der letzten Nacht des Karnevals sichtbar sein soll. Gerade in dieser Nacht lassen die besonders in den Schweizer und österreichischen Alpen noch bekannten Sagen die meisten dieser höllischen Umzüge stattfinden.

Fast in all den elenden Flecken und Dörfern der weitgestreckten Alpenkette war es einstens Sitte, in dieser Nacht eine Strohpuppe auf einem hohen Scheiterhaufen zu verbrennen. Damit beleuchtete man also die Berge gerade so, wie es in der Johannisnacht zu geschehen pflegt. Mit dem Beginn der Reformationszeit erlosch in den Schweizer Alpen dieser Gebrauch, der als eine Erinnerung an die in heidnischen Zeiten zu Ehren der Naturkräfte gefeierten Feste gelten mag. Wie es scheint verbrannte man in den grauesten Zeiten des Altertums ein Kind oder einen Krieger auf dem Scheiterhaufen, der sich allmählich in einen Flammenthron der Phantome verwandelt hat.

Die von der Phantasie der Bergbewohner und von unablässiger Gedankenarbeit so mannigfaltig umkleideten Sagen, welche sich auf die in den Bergen umherirrenden Feen beziehen, ähneln nicht immer der Sage von der schönen Prozession der unschuldigen Jungfrauen auf unsern kottischen und dem Märchen von den Feenreigen auf den italienischen Abhängen der grajischen Alpen, dessen sich kaum noch der oder jener Greis zu erinnern vermag und das binnen kurzem fast völlig vergessen sein wird. Schauerliche Geschichten erzählen uns dagegen von fürchterlich anzuschauenden nächtlichen Geistern, welche in den Wäldern der deutschen und bayrischen Alpen einer uns als wilde Jägerin geschilderten Göttin Holla folgen.

Der in so vielen Gegenden der Alpen andauernde Glaube an die Feen — ein Beweis für die Zähigkeit der Alpenbewohner hinsichtlich der Bewahrung alter Überlieferungen und Erinnerungen an die Vergangenheit — hat einen fernen Ursprung. Man nimmt an, daß ihre zarten Gestalten sich in heiteren Nächten den Indiern und Persern gezeigt haben und daß der Glaube an ihre Schönheit und ihre magische Macht sich langsam von Land zu Land verbreitet hat. Deshalb scheint auch der Glaube an ihr Vorhandensein im Mittelalter in Europa allgemein gewesen zu sein. Damals legte man ihnen in den verschiedenen Ländern abweichende Namen zu. Sie hießen Favas im Süden Frankreichs, Korrignes in der Bretagne und Fileuses in der Piccardie. Auch jetzt noch erzählen die Überlieferungen der nordischen Bevölkerungen, daß die Feen die geschickten Spinnerinnen stets in ganz besonderer Weise beschützen. In Irland und Schottland nannte man sie Bankée, Nornen in andren nördlichen Ländern, Fhade in Spanien und Faïes, Fates oder auch Frohn auf den Alpen des Vaud. Sie wurden als Sängerinnen oder Zauberinnen, als sehr schöne oder ungestaltete Wesen geschildert; man sagte ihnen nach, daß sie mit Vorliebe auf den Spitzen der Berge, in tiefen Höhlen oder in der Nähe der Flüsse und Quellen hausten.

Eine der vornehmsten Ursachen der großen Ausbreitung des Glaubens an die Feen im Mittelalter scheint mir die zu sein, daß die Erinnerungen an die vielen phantastischen Wesen aus den Götterlehren verschiedener Völker sich verschmolzen haben, weil jene ihrem Aussehen, ihrer übernatürlichen Macht und ihren Gewohnheiten nach sich völlig

ähnelten. In den Bewohnerinnen der Haine und Liebhaberinnen springender Quellen können wir die Nymphen der griechischen und römischen Mythologie wiedererkennen, und ebenso finden wir, ohne erst nach einem noch früheren Ursprung zu forschen, ihre in der Finsternis schimmernden, schönen Gestalten ziemlich unentstellt in der Götterlehre der Slaven wieder. Die Slaven glaubten, daß die Wälder und Quellen von gewissen Genien bewohnt würden, welche die Russen und Serben noch jetzt Wilys nennen.

Infolge eines merkwürdigen Umstandes aber haben diese Wilys einen ihrem jeweiligen Wohnort entsprechenden Charakter: die Wasser-Wilys sind Verräterinnen wie die Wellen; die Luft-Wilys sind ätherische Geister, die nicht teilnehmen an dem menschlichen Elend; die Erd-Wilys, die den Feen der andren europäischen Länder schon näher kommen, sind je nach der Art ihrer Begegnung mit den Menschen gute oder schlechte Geister.

Die zeitgenössischen Bulgaren glauben noch an die Samovilys, die in Thracien auch Samodivys genannt werden, wie die schönen Feen der italienischen Alpen auf den Bergen hausen und nächtlich auf ihren hohen Gipfeln tanzen. Gleich den Feen des Monte Civrari fliegen oder laufen sie über die Berge und gezackten Firnen, doch sind sie weder sanft noch liebenswürdig. Auf flinken Hirschen huschen sie flüchtig wie der Wind vorüber; zischende Schlangen bilden die Zügel und als Peitsche tragen sie ebenfalls ein Reptil in Händen. Sie lassen die Menschen erkranken und schauen sie an, um deren schwarze Augen zu „trinken.“ Nach einer jener merkwürdigen Offenbarungen der Volksphantasie, welche so häufig

die christlichen Gedanken mit den Erinnerungen an die antiken Götterlehren vereinigt, bestrafen diese etwas Höllenhaftes zur Schau tragenden weiblichen Wesen die an Festtagen arbeitenden Menschen; sie sind treue Verbündete der Helden, welche sie von der Allen gemeinsamen Gefahr des Todes befreien.

Auf den Alpen finden sich sehr häufig die Feenhöhlen vor. Eine solche wurde mir auf dem Civrari im Val di Viu gezeigt und viele andere giebt es noch auf den italienischen Alpen, denen der Provence und Savoyens. Auf den Alpen des Vaud sind sie nicht minder zahlreich; dort nennt man sie „Tanna". Dieser Umstand weist die Gedanken auf eine zweite Möglichkeit für die Ausbreitung des Glaubens an die Zauberkraft der Feen und für die Überzeugung, daß sie mit Vorliebe in den Bergen und Wäldern hausen. Als Tempel der Druiden galten den alten Celten die heiligen Haine. Die Druiden lebten in der Nähe erratischer Blöcke oder andrer ungeheurer Steine, die sie, Meister in gewissen mechanischen Künsten, zum Erstaunen der unwissenden Leute weit fortzuschleppen wußten; die Druidinnen dagegen konnten nicht unter freiem Himmel leben; ihren Aufenthaltsort bildeten gewisse natürliche oder künstliche Höhlen. Nach der Anschauung des Volkes mit einer übernatürlichen Kraft ausgestattet, waren diese Prophetinnen und Priesterinnen von so außerordentlicher Schönheit und mit einer so süßen Stimme begabt, daß sie, wie man sagt, die Menschen dadurch krank machten und gar um ihren Verstand brachten. Obschon die Römer an den Anblick schöner Frauengestalten gewöhnt waren, bezauberte sie doch deren Erscheinung

vollständig; sie wurden daher als überirdische, den gefürchteten Sibyllen ähnliche Wesen betrachtet.

Diese Priesterinnen, die selber Göttinnen glichen und der mächtigen Nehelenna, der Herrin des Mondes und des Meeres, dienten und die auch die Alcis anbeteten, beides sanfte, mit unendlicher Anmut und Schönheit geschmückte Göttinnen, welche durch ihre Gegenwart allein schon die Krankheiten der elenden Sterblichen heilten, diese Priesterinnen wurden stets als geheimnisvolle und mächtige Wesen betrachtet. Daher sind in der Erinnerung ihre Gestalten mit denen der heidnischen Gottheiten zusammen geflossen bei jenen Stämmen, welche mit Feuereifer dem Glauben an das Vorhandensein der Feen huldigten.

In den dunkleren Zeiten des Mittelalters fand man noch in den Wäldern zerstreut und auf den Bergen viele Priesterinnen. Auch war das Gedächtnis an jene Priesterinnen noch nicht verschwunden, die im Jahre 772 den Kultus des mächtigen Immersul, eines sächsischen Gottes, in dessen herrlichem Tempel auf dem Eresberg in Westfalen pflegten. Das Bildnis dieses Immersul war fürchterlich anzuschauen; auf der Brust trug es einen gemalten Bären, auf dem Helme einen Hahn und auf dem Schilde einen Löwen. Ganz merkwürdigerweise zeigte das von der rechten Hand mutvoll geschwungene Banner im Gegensatz zu den erwähnten Abzeichen der Kraft und der Tapferkeit eine rote Rose. Seine Priesterinnen weissagten gleich den Druidinnen die Zukunft. Karl der Große zerstörte im Kriege gegen die Sachsen den Tempel des Eresberges, nahm den Schatz in Besitz und jagte die mächtigen Priesterinnen in alle Winde. Diese Priesterinnen hat das Volk zweifellos mit

derselben Ehrfurcht betrachtet, wie sie anderswo den Feen entgegengebracht wurde.

Man erzählt sich auf den rhätischen Alpen, daß sich auf dem Julier das bevorzugte Heim der Feen befunden habe. Vielleicht haben dort oben auch geheimnisvolle Priesterinnen heiliger Gebräuche gewaltet. Man hat auf diesen Bergen in der That Reste von Säulen gefunden, die zu Ehren irgend einer Gottheit errichtet gewesen sein mögen. Dr. Brügger will hierin Anzeichen für eine bis in die letzten Zeiten der römischen Herrschaft dauernde Verehrung der Quellen gefunden haben. Jedenfalls war der Julier einer derjenigen heiligen Berge, die so oft in den slavischen und rumänischen Erzählungen genannt werden.

Andere Feensagen der rhätischen Alpen erinnern uns entfernt an die Geschichte von den Parzen; sie schildern uns drei äußerst geschickte Spinnerinnen als besondere Beschützerinnen guter Kinder. Drei Feen wohnen gemeinsam in einer Höhle nahe dem Rinckenberg; nach der Anschauung des Volkes stellen sie sich zu den Tauffeierlichkeiten ein, um über die Zukunft der Kinder zu entscheiden. Auch heute noch erscheint in der Nähe eines Schlosses auf dem Rinckenberge den Sonntagskindern an den großen Festtagen eine weiße Dame, eine Abart der Göttin Bercht oder Berta; nach andren Sagen zeigen sich ihnen drei sehr schöne Feen, die sich auch in der Götterlehre der Kelten wiederfinden lassen. Eine von ihnen, die sich geradezu durch eine überirdische Schönheit hervorthut, läßt sich nach der Meinung des Volkes einmal neben einem großen Haufen von Goldmünzen, ein anderesmal neben einem Häuflein Kupfermünzen und Stricken sehen.

Die savoyischen Märchen erzählen, daß drei Feen das Schloß Féternes erbaut haben. Die nähere Bekanntschaft dieser drei werden wir später bei den Sagen von den geheimnisvollen Schätzen der Gebirge machen müssen.

Diese Parzen der Alpen weisen eine gewisse Ähnlichkeit mit den Nornen oder Prophetinnen der nordischen Götterlehre auf, wie sie uns das magische Reich in der Edda zeigt; die zu Füßen des Jura geflegten Überlieferungen erinnern indessen noch weit lebhafter an die nordischen Parzen. Man erzählt dort, daß sie sich auf einer grünen Ebene bei dem Dorfe Bérolles, das Nernetzan oder das Nornenfeld geheißen, zugleich mit den Göttern der ältesten Welt, die sich in die Dämonen des Mittelalters verwandelten, versammeln. Sie begehen die Feier des Sabbaths beim Schalle einer sanften Musik und reihen sich um eine mit goldenen und silbernen Tellern bestellte Tafel. Während des heitren Schmauses sprengt ein graues, kopfloses Pferd, das der Göttin Freya, in der Nähe der Tafelnden umher. Später tanzen die Dämonen in dichtem Getümmel um den Hügel; gegen Morgen verwandeln sie sich in durchsichtige Schatten und verschwinden in den Lüften.

Auch die Neugriechen glauben an die Parzen; sie nennen sie Moirai. Drei Tage nach der Geburt eines Kindes bereitet man ihnen ein Gelage. Die griechischen Frauen wandeln zur Höhle der Parzen und sprechen dort mit rätselhaften Worten eine Beschwörungsformel, in welcher sich der Name des Olymps wiederfindet.

Der Glaube an die Feen war auch auf den kottischen Alpen ein weitverbreiteter; auf den französischen Abhängen

müssen sie ganz besonders in der „Vallée de Fées“ ihr Spiel getrieben haben, doch ist in jener Gegend die Erinnerung an die Märchen, die von ihnen handelten, völlig verschwunden, während man sich ihrer noch sehr wohl auf den italienischen Abhängen erinnert. Auf den Voralpen gegen Pinerolo hin, nicht weit von Santa Brigida, sieht man die Säule der toten Frau und man meint, daß in ihrer Nähe noch jetzt die Feen hausen.

Der Grund für ihre merkwürdige Benennung findet sich in der nachstehenden Geschichte vor, die man in den Dörfern der Nachbarschaft erzählen hört. An einem Winterabende saßen mehrere junge Mädchen mitsammen bei der Arbeit. Man unterhielt sich dabei auch von den Feen, und schließlich versprach man derjenigen eine Belohnung, welche es wagen würde, an dem vermeintlichen Versammlungsorte der Feen ihre Spindel unter einem Kastanienbaum in die Erde zu pflanzen. Eine der jungen Spinnerinnen verspottete die Freundinnen ob ihrer Verzagtheit. Sie erhob sich lachend und wies den übrigen die Spindel in ihrer Hand vor, welche sie tapfer an den von den Genossinnen so sehr gefürchteten Ort zu tragen gedachte. Das junge Mädchen verließ das Haus auch wirklich, kehrte aber nicht wieder dahin zurück; am folgenden Morgen fand man sie tot unter dem Kastanienbaume. Man sagt, sie habe beim Einsetzen der Spindel ihre Schürzenenden gleichzeitig in die Erde gegraben, und als sie aufsprang, um nach Hause zu gehen, müsse sie wohl geglaubt haben, die Feen hielten sie an der Schürze zurück. Vor Schreck hat sie wahrscheinlich der Schlag gerührt. Deshalb wurde an jener Stelle die bewußte Säule

errichet; auf der einen Seite dieses als Kapelle dienenden Gedenksteines wurde eine Frau abgebildet, die gerade eine Spindel in die Erde stecken will. Wind und Wetter und der Zahn der Zeit haben die Figur indessen fast völlig verwischt.

Auch in den Sagen der fernen französischen Alpengegenden finden sich die Feen häufig vor, doch scheint es, als ob dem übrigen Frankreich die Bretagne als ihre eigentliche Heimat gilt. Die geheimnisvollen Geister der Bretagne verfügen über eine bemerkenswerte Eigenschaft, die man in andren Gegenden Frankreichs vergebens suchen wird; sie teilen sich nämlich in weibliche und männliche Gruppen; die letzteren werden „fayoux“ genannt. Dieselbe Schöpfung der Volksphantasie finden wir auch in Italien im Thale von Susa vor, woselbst die männlichen „arfai“ genannt werden. Sie halten sich im Wasser verborgen und sind vielleicht die gütigen Genien der Dora, welche durch den unbeschreiblichen Zauber des Thales zur Ebene gen Turin hinunterrinnt. Ihr Reich unter Wasser erkennt man an dem Reflektieren scheinbarer Edelsteine des Baches, und die Menschen erfreuen sich ebenso ihrer Sympathien wie derjenigen der in so großer Anzahl auf den Alpen hausenden Kobolde. Wollen sie einmal einem hübschen Mädchen gefällig sein, so darf dieses durchaus nicht darüber betroffen sein, daß von ihrer Wäsche plötzlich einige Stücke verschwinden. Es soll sich im Gegenteil seines Verlustes freuen, denn es wird das Fehlende am nächsten Tage auf der Wiese ausgebreitet finden und so blendend weiß gewaschen, daß kein andrer als die geheimnisvollen „arfai“ oder Wäscher des Thales diese Arbeit verrichtet haben können.

Nach einer unter den Älplern allgemeinen Auffassung waren die Feen auch die Schutzgeister der Berge und der Gletscher selbst. Gleich den nordischen Elfen, welche nächtlich auf dem Moose und den blühenden Wiesen tanzen, haben sie ihre Ballsäle unter freiem Himmel. Ihre liebenswürdige Gesinnung und Höflichkeit gegenüber den Älplern bildet einen scharfen Gegensatz zur Bosheit der Alpendämone und zu dem oft großen Schaden anrichtenden Leichtsinne der Kobolde.

In den drei Thälern von Lanzo und im Gebiete von Biella wurden mir die Tanzsäle der Feen gezeigt; sie liegen stets oben auf den Bergen nahe den Alpenseen oder im Schatten der Buchen und Kastanien. Auch jetzt noch glauben die Bewohner, wenn die Nebelschleier an den schwarzen Flanken des Gebirges hinaufwallen, daß die Feen zu fröhlichen Zusammenkünften wandern. So glaubt man ja auch in andren Ländern, daß die aufgewirbelten Staubwolken die Elfen wie mit einem dichten Schleier umhüllen und sie darin von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf tragen.

Wir sehen das ganze Geistervolk der Alpen und auch des übrigen Europa für den Tanz entflammt. Der Glaube an den Feenreigen war so allgemein, daß in England, in der Schweiz, in Frankreich noch jetzt Feenringe jene grünen Eindrücke heißen, die man des Morgens auf den vom Tau gebadeten Wiesen erblickt. In einer Volkssage von Wales wird erzählt, daß ein Jüngling am Tanze in einem jener magischen Kreise teilnahm; kaum hatte er ihn aber verlassen, so stürzte er zu Boden und starb. Das Gras an jener Stelle färbt sich seitdem rot.

Nach einer Volkssage der kottischen Alpen Italiens hört man dort auch jetzt noch nächtlich eine sanfte, gar wunderbare Musik. Man findet angeblich am Morgen noch die Eindrücke der Füßlein der Feen, welche die Nacht hindurch, bis zum Aufgang der Sonne, an jener Stelle getanzt haben. Auch verspüren die Feen gleich manchen Olympierinnen irdische Leidenschaften in sich. In einzelnen Gegenden der Alpen ist man der Meinung, daß die Feen die jungen Hirten zu bethören verstehen und mit Leidenschaft sich ihnen zu Gattinnen geben. Wir sahen bereits, daß die slavischen Samovilys für die Helden entbrennen und mit ihnen geschwisterlich zusammen leben. Auf den Alpen dagegen lieben die Feen die gebräunten und höflichen Hirten mit einer glühenden Leidenschaft, und es scheint nicht, daß sie gleich andern — deutschen — Geistern alle Teilnehmer an ihren Tänzen auch töten. Oftmals erblickt man die Bergfeen in bedrohlicher Haltung im Gefolge der Göttin Bercht oder der Jägerin Berta; sie ähneln darin den Druidinnen, die den römischen Kriegern in schwarzen Gewändern, mit blitzenden Augen und entzündeten Fackeln in den Händen erschienen, sich in den Kampf stürzten, wo das Handgemenge am wildesten wogte, und die Kelten zur Schlacht anfeuerten. Aber keine Sage, die uns die Feen als traurige oder bedrohliche Gestalten im Gefolge ihrer höchsten Gebieterin zeigt, schildert sie uns so wild wie die bulgarischen Samodivys, die den Jüngling Stoïan töteten. Dieser Stoïan mußte mit seiner Herde durch den Wald der Samodivys; seine Mutter bat ihn inständig, dort nicht die Flöte zu blasen, denn die traurigen Feen würden sich unverzüglich auf ihn stürzen. Den Jüngling aber schmerzte es sehr, hinter seinen Schafen

her durch den dichten Schatten des Waldes laufen und auf das Vergnügen des Flötenspiels verzichten zu müssen. Er vergaß die Bitte der Mutter. Kaum aber übertönte die sanfte Stimme der Flöte den fröhlichen Gesang der Vögel, so nahte sich ihm in der Gestalt eines Jünglings mit dichten, wirren Haaren eine Samodivy und begann mit ihm einen fürchterlichen Kampf. Drei Tage ununterbrochen dauerte der Streit. Stoïan war stark und mutig; als der böse Geist sah, daß er ihn nicht überwinden konnte, rief er die Stürme, seine Schwestern, zur Hilfe, die ebenfalls das Aussehen der Samodivys hatten. Sie schleppten den starken Stoïan auf den Gipfel eines Baumes und töteten ihn dort.

Die Feen der Schweizer Alpen heiraten im Gegenteil die schönsten und zuvorkommendsten Hirten; sie führen sie in ihre eigenen Behausungen, lehren sie die geheimen Fähigkeiten der Pflanzen, machen sie auch zu Meistern in den Künsten der Zauberei und zeigen ihnen, wo die von den Gnomen bewachten unterirdischen Schätze lagern. Gebärdeten sich nicht auch in gleicher Weise die Priesterinnen des fürchterlichen Teutatis und Taranis*), des Immersul, der Göttin Bercht oder anderer Gottheiten der keltischen und slavischen Götterlehre?

Allerdings bringt eine Heirat zwischen einer Fee der Schweizer Alpen und einem Hirten nicht immer beiden das ersehnte Glück; entweder weil die Charaktere zu verschieden, oder weil die Feen so zartfühlend und empfindlich sind, daß

*) Taranis, Herr des Blitzes, war eine der geheimnisvollsten Gottheiten der Gallier. Es giebt noch kleine Bildwerke von ihm; hinter dem Haupte trägt er einen Lanzenschaft, an dessen äußerstem Ende ein Hammer befestigt ist; von ihm aus gehen sechs Strahlen mit sechs kleineren Hämmern an ihren Enden. Bekanntlich führt auch Gott Thor einen Hammer als Abzeichen.

der geringste Verstoß sie tief schmerzt und ihre Liebe in Gleichgültigkeit oder Haß zu verwandeln vermag.

Während in anderen Gegenden die Phantasie des Volkes die Feen sich als blonde und zarte Wesen, wie die Kinder des Nordens vorstellt, gleichen die Feen auf den Alpen von Vaud orientalischen Schönheiten mit warmen Farbentönen; aber auch sie umhüllt, gleich den anderen Zauberinnen der Alpen, ein weißes, zartes Gewand von Schnee, welches ihre flinken Persönchen in einen blendenden Schimmer hüllt oder in die Farben des Regenbogens taucht. Eine besonders schöne auf diese braunen Göttinnen bezügliche, im ganzen Thale der Ormonts bekannte Sage ist die vom Turm von Aï. Dieser sogenannte Turm ist ein hoher Felsen dicht beim See von Aï, und auf der nördlichen Seite dieses Felsens bemerkt man eine dunkle, die „barma“ der Feen von Aï genannte Höhle.

Diese Sage erzählt, daß in alten Zeiten eine schöne Fee Namens Nerina in heißer Liebe zu einem jungen Hirten Michele entbrannte, der bereits der Verlobte einer blonden Älplerin war. Die Fee wußte ihn indessen durch ihre Schönheit zu berücken. Während sie einmal mitsammen plauderten, meinte Nerina, es sei doch schwer, das vollkommene Glück schon auf dieser Erde zu finden; sie wolle ihm daher beim Aufsuchen eines solchen behilflich sein. Sie berührte mit ihrem Zauberstabe eine Alpenrose, und diese verwandelte sich sofort in einen beflügelten Wagen; hunderte von Schwalben kamen plötzlich herbeigeflogen und ließen sich mit Goldfäden vor den luftigen Wagen spannen. Der Jüngling und die Fee bestiegen diesen Rosenwagen und in eiliger Fahrt ging es über die Alpen davon. Auch Titania, die von Shake-

speare im „Sommernachtstraum“ besungene Elfenkönigin, fliegt auf einem Rosenblättchen fort; dieses allerdings wird von Schmetterlingen gezogen. Schimmernde Gipfel und tiefe Schluchten, von silbernen Nebeln bedeckte Thäler und im Schimmer des Mondes gleißende Gletscher blieben hinter den Rädern des Gefährts zurück. Nerina stand in ihrem weißen



Schneekleide und mit den funkelnden Goldsternen in den braunen Haaren vor Freude strahlend neben dem Jünglinge. Dieser aber fand auf dieser Fahrt die versprochene Glückseligkeit nicht, weil er immer an seine blonde Braut und an sein jetzt weit hinter ihm, zwischen den düsteren Felsen gelegenes Heimatsdorf denken mußte. Endlich konnte er seinem Schmerze, sich so weit von allem, was er liebte, fern zu sehen nicht mehr gebieten und er flehte Nerina an, ihn wieder nach seinen Bergen zurückzuführen, weil nichts anderes in der Welt ihm so gefiele als die Heimat. Nerina fühlte bei seinen Worten ein gewaltiges Weh im Herzen, doch gebot sie den

Schwalben umzukehren. Noch etlichemale wußte sie Michele zu einer nächtlichen Fahrt zu überreden, aber dessen Herz war stärker als das vieler anderer Berghirten, die der blonden, im gleichen Dörflein geborenen Mädchen gerne vergaßen, wenn sie sich von braunen Feen geliebt wußten. Michele blieb seiner geliebten Salome für immer treu. Deshalb konnte er auch dem Zauber Nerinas, die ihn seine Berge vergessen machen wollte, widerstehen, und nachdem er seine Geliebte schließlich geheiratet hatte, lebte er bescheiden und in Frieden mit ihr in seiner Hütte, in welcher schon seine Väter gestorben waren. Diese Sage wäre also sozusagen die Personifizierung der ganz besonders den Älplern eigenen, glühenden und unwandelbaren Liebe zur engeren Heimat.

Eine der merkwürdigsten Sagen von den Feen der italienischen Alpen fand ich im Großen Thale von Lanzo. Sie zeigt uns die schimmernden, weißen Gottheiten der Berge auf dem Hochplateau von Vonzo zu einem Tanzvergnügen versammelt. Einer Laune halber oder um eine Abwechslung in die Unterhaltung zu bringen, beschließen sie, die sagenhafte „Balma" von Vonzo auf die Brücke zu tragen, welche der Teufel dicht beim Flecken Lanzo über die Stura geschlagen hat. Aber der stolze Herr des Thales erlaubt nicht die Zerstörung seines großartigen Werkes und die von einem unsäglichen Schrecken erfaßten Feen mußten in mühsamem Aufstieg die „Balma" wieder auf das Hochplateau von Vonzo zurückschleppen. Sie ließen tiefe Eindrücke auf dem harten Gestein an den Stellen, gegen welche sie ihre blonden Häupter gestemmt hatten. Und noch jetzt erblickt man die mächtige, sagenhafte „Balma" in der Nähe des düstren und bizarren Dorfes Vonzo.

Diesen Namen „Balma“ oder „Barma“ findet man fast in allen Alpengegenden Italiens verbreitet. Er wird einem oder mehreren Felsen gegeben, die aus der Flanke des Berges herausspringen und eine Art Wall oder kleiner Höhlung bilden. Hierher werden an Sommerabenden häufig die Schafe getrieben. Auch im Aosta-Thale, in Brousson und Challant wird man so manche — barma da fava — finden. Im ganzen übrigen Europa giebt es ebenfalls genug Feenhöhlen. Eine dieser geheimnisvollen Behausungen der aostischen Feen dringt tief in die Seite eines Berges wie man sich erzählt, und das Volk meint, es käme oft vor, daß zu gewissen Stunden der Zutritt zur Höhle möglich sei. Aber sie schlöße sich im Augenblick wieder und scheide das Unglückskind, welches aus Neugier, ihr Inneres kennen zu lernen, in diese Höhle getreten war, für immer von der Welt alles Lebendigen.

Die Feen der savoyischen Alpen gelten nicht für grausam; sie erfreuen sich im Gegenteil des Rufes von frommem und liebenswürdigem Wesen. Von diesen Eigenschaften erzählt eines jener vielen Märchen, welche auffallend häufig an den Namen der edlen Herren von Pontverre erinnern. Einer derselben begab sich eines schönen Tages in die Nähe des Schlosses Montrottier; ihn trieb wahrscheinlich die Sehnsucht nach dem Anblick eines schönen Schloßfräuleins dorthin, oder der Wunsch die Burg in ihrer äußeren Gestaltung zu erforschen, um später einmal einen Angriff wagen zu können. Plötzlich jedoch rasselte eine Zugbrücke herunter. Viele Bewaffnete stürzten aus der Burg und machten sich auf seine Verfolgung. Er floh mit seinem Knappen, der unberitten war und deshalb zu Fuße dem Pferde seines Herrn

nachjagen mußte. Bald aber sahen sie sich vor einem Abgrund. Schon wollte der Ritter von Pontverre mit seinem Pferde den Sprung wagen; der Knappe jedoch ahnte die Absicht, und aus Furcht im Stich gelassen zu werden klammerte er sich an den Schwanz des Rosses. Der nur auf die eigene Rettung bedachte Ritter drehte sich wütend herum und schlug dem unglücklichen Jüngling mit seinem starken Schwerte einen Arm ab. Der Knappe versank in den Abgrund, während der Ritter den Sprung wagte und sich durch einen tollen Galopp rettete. Nun ging die Sage, daß zwölf Feen in einer Höhle nahe der Stelle hausten, an welcher der Jüngling verschwunden war. Sie hoben den Körper des Gemordeten behutsam auf und betteten ihn unter einen mächtigen Felsblock. Dieser riesige Stein wird infolge dieses Ereignisses noch heute der „Feenfelsen" genannt; er befindet sich inmitten des „Mer de rochers".

Aber glücklicher als andre Alpenfeen fühlen sich die der karnischen Alpen. Sie sind es, welche Giosue Carducci die bekannten prächtigen Verse eingaben. Von ihren Schwestern gerufen und auf dem Gipfel der Tenka angelangt, eilen auch sie zum Tanze auf den Bergen, während:

Mit den Düften der Wiesen
Und dem Balsam der Blumen
Steigt aus den Thälern der Chor
Mystischer Liebe empor.

Auf der benachbarten Klippe des Moscardo muß einer der verdammten Geister, die so häufig in den Alpensagen erwähnt werden, einsam die Felsen mit einer unbarmherzigen Keule zerschlagen. Aber:

Schweben die Feen herbei, so
Drängt nicht widrige Arbeit.
Lauter als Schlägel das Erz
Klopft an die Brust ihm das Herz.

Die Alpenfeen sind, wie wir gesehen haben, imstande, sich in junge Hirten zu verlieben, auch verschmähen sie es nicht, wilden Rittern auf die Jagd zu folgen. Aber für den zur ewigen Bekämpfung des Gebirges verurteilten Unglücklichen empfinden sie kein Mitleid. Es scheint fast so, als ob sie ihm nicht einmal ein Lächeln gönnen. Gleich den Zwergen in den deutschen Märchen setzt er sich bisweilen eine grüne Kappe auf und hängt sich einen roten Mantel um, aber keine Seele kümmert sich um ihn. Ja, es kommt so weit, daß die Feen gar nicht mehr auf dem Gipfel der Tenka erscheinen:

Und im Verbannten des Moscard
Nimmer schlummert die Liebe;
Klopfend tagaus und tagein
Löscht seine Wut er am Stein.

Ein in der Bretagne vorkommender Glaube behauptet, daß die Feen in großer Zahl und für immer den Söhnen der Menschen in künftigen Jahrhunderten wieder erscheinen werden, wenn sie auch unsrem Jahrhundert unsichtbar sind. Wir erblicken sie gegenwärtig nur durch den Zauber herrlicher Verse und poetischer Fabeln. Es war indessen unvermeidlich, daß der Glaube an sie und die merkwürdigen Sagen, die von ihnen handelten, sich ganz besonders auf den Bergen und also auch auf den italienischen Alpen erhielten, wo die Umgebung eine solche ist, daß selbst die Phantasie roher Menschen sich zu fortwährender Gedankenarbeit und Vorstellung befremdlicher Dinge gezwungen sieht.

Den Alpenbewohnern, welche jährlich Monate lang in den hohen Regionen weilen und zur Weide bis auf die letzten schneefreien Plätze emporsteigen, gesellt sich in dieser Einsamkeit ein merkwürdiges Völklein und eröffnet ihnen ein neues Leben in den Bergen. Die Stimmen des Wassers und des Windes sprechen in geheimnisvoller Weise zu ihrem Gemüt; der aus den Thälern heraufsteigende, vom Winde über die Gletscher gejagte Nebel nimmt übernatürliche Gestaltungen an, und manchesmal glauben sie, den Reigen der Hexen, die Tänze der Feen und die Prozessionen der abgeschiedenen Seelen wirklich zu erblicken. Sie wissen natürlich nichts von den jahrhundertelangen, wunderbaren Reisen der Gletscher und dichten daher neuersonnene Fabeln den erratischen Massen an. Sie glauben, daß dieselben von Dämonen oder Feen fortgeschleppt werden, oder wenn sie am Abend in ihr Heimatsdorf zurückwandern, erblicken sie mit Grausen die auf den kleinen Kirchhöfen umherhüpfenden Flämmchen und erzählen merkwürdige Dinge von diesen.

Ich habe in einigen Gegenden der italienischen Alpen bemerkt, daß sich der Glaube an die Feen und die sich um ihn drehenden alten Sagen in auffallender Weise mit dem noch lebendigen und vielleicht niemals sterbenden Aberglauben an die böswillige Macht der Hexen vermischt haben. Es schien mir, als ob mit den mir in einigen Bezirken Pyrmonts vorgetragenen Erzählungen von den „masche" oder Hexen auch die Feen gemeint wären. Vielleicht aber umfaßt diese Verschmelzung der verschiedenen Anschauungen nur die bösen Feen, die auch in andern Zeiten von der Phantasie des Volkes erblickt worden waren und sich gleich den Elfen und

Kobolden grausam zu rächen pflegten, wenn man sie schwer beleidigte oder unhöflich behandelte.

Ein befremdlicher Umstand lehrt uns, daß häufig die Phantasie bei Völkern mit abweichender Götterlehre bezüglich ganz entgegengesetzter Mythen zu demselben Ergebnis kommt. So erfreuen sich die Geister jeder Gattung von Skandinavien bis zu den Alpen nicht nur an Musik und Tanz, sondern ziehen auch das Ballspiel vor. In der Nähe von Lemie im Viuthale erzählte mir ein Schlangenjäger, und zwar mit einer Lebhaftigkeit, daß ich von einem Augenblick zum andern die Feen oder Hexen des Thales in ihrer wilden Lustigkeit zu erblicken glaubte, daß diese zu nächtlicher Zeit mit einem unglücklichen Kinde Ball spielen und es sich gegenseitig zuwerfen. Die Folgen dieser Nacht sind natürlich an dem armen Wesen lebenslang sichtbar; es bleibt mißgestaltet und kränkelt für sein ganzes Leben. Ein solches Kind will mein Schlangenjäger thatsächlich gekannt haben!

Auch im angrenzenden Susa-Thale spielen die Feen nach dem Glauben des Volkes Ball mit gewissen armen Kindern. Im Thale von Varaita erzählt man sich von demselben grausamen Spiele; hier allerdings pflegen es die Hexen mit Vorliebe, während auf den Alpen des Vaud, nicht fern von der Spitze der Diablerets und genau gegenüber dem „Quille du diable“ genannten Felsen, die Dämonen in Sturmnächten das Ballspiel betreiben; doch scheinen sie nicht menschliche Wesen als Wurfgeschoße zu benutzen und zu verstümmeln.

In der herrlichen, in Irland so volkstümlichen Thundalssage fischen die mit flammenden Dreizacken versehenen, schrecklichen Teufel mit den Augen, so glühend wie die der Alpen-

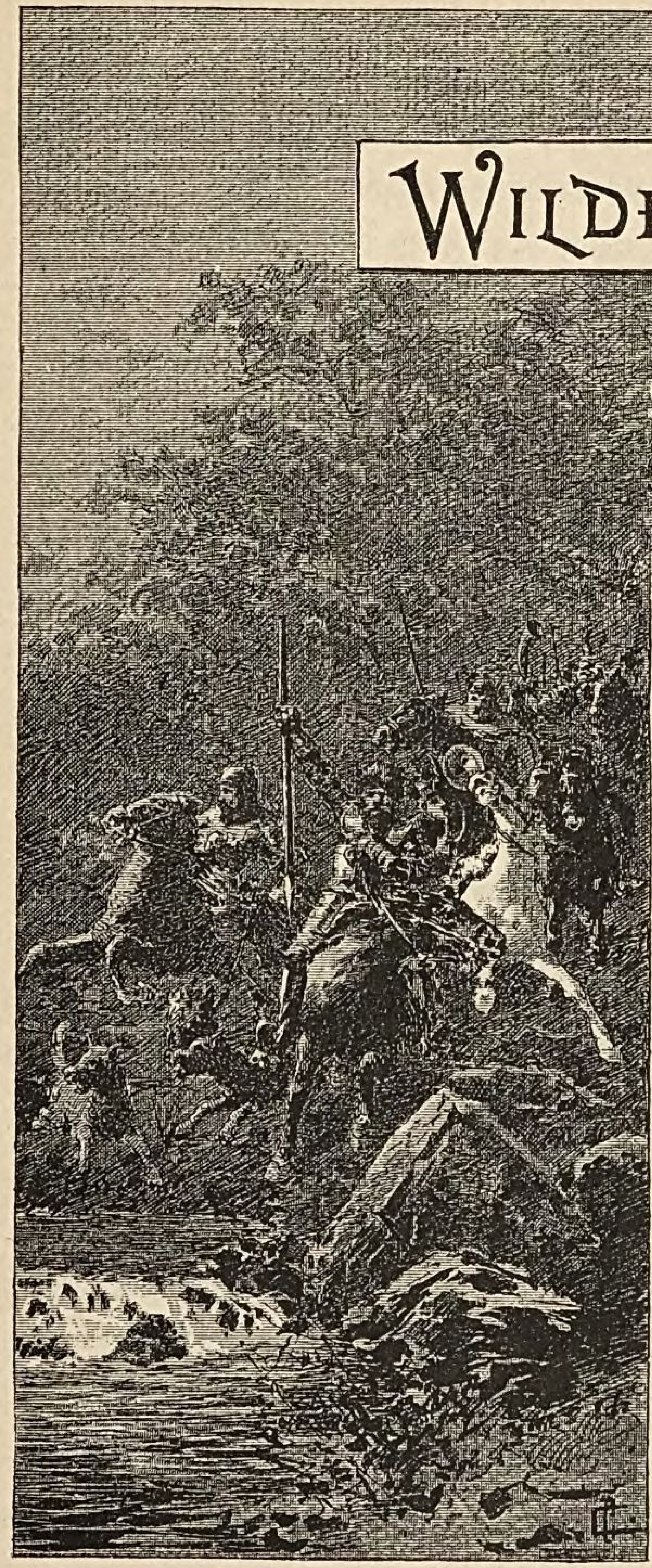
brachen, viele Seelen im Feuer auf und werfen sie mit den Gabeln, fast wie im Ballspiele, hin und her, wenn sie das Feuer schüren. Ein ähnliches teuflisches Ballspiel mit den Seelen findet sich auch in einer Vision des Abtes Morimondo vor.

Die Elfen Irlands und einiger Gegenden Deutschlands lieben nach der Meinung des Volkes dieses Spiel ebenfalls, das häufig Anlaß zu fürchterlichen Kämpfen unter ihnen ist. Spielen doch selbst nach einem Glauben der fernen Eskimos die in einer kläglichen Gegend jenseits des Himmels hausenden unglücklichen Geister ebenfalls Ball mit Schädeln von Robben und diese ihre Unterhaltung verschafft uns die Nordwinde.

Noch andere unzählige und phantastische, den Feen ähnelnde Geister leben auf den Alpen. Aber nach dem Glauben der Älpler dienen sie ganz besonders zur Bewachung der hohen Berggipfel und der verborgenen Schätze, oder sie sind sozusagen die Seelen der Wälder und Gewässer. Ich habe sie in verschiedene Gruppen geteilt. Wir werden sie auf den folgenden Seiten teils als grausame oder liebenswürdige Gottheiten, teils als trügende Sirenen oder als sanfte und Gutes thuende Freundinnen der Menschen vorfinden.



Die Wilde Jagd.



In den Alpen, sowie auch in andren Gegenden Europas giebt es eine große Zahl von Sagen, welche von den nächtlichen wilden Jagden handeln, an denen auch manchesmal unter gewissen Umwandlungen die schöne Göttin Bercht oder Holle teilnimmt, sie, die wahrscheinlich auch den Feenreigen auf den grajischen Alpen Italiens anführt.

Die Sagen von den wilden Jagden scheinen trotz ihrer

verschiedenen Abweichungen nicht den engen Zusammenhang verloren zu haben, der die einen mit den andern verknüpft; doch haben sie sich in gewissem Sinne umgewandelt je nach der Umgebung, in die sie hineingetragen worden sind, wie es ja immer mit den Sagen der Fall ist. Sie nennen uns auch verschiedene Persönlichkeiten als Anführer der Pferde, Hunde, Kobolde und wilden Männer bei den schwindelnden Rennen und schließen sich in diesem Falle den geschichtlichen oder mythologischen Erinnerungen der verschiedenen Völker an. Doch stets sind sie von einer phantastischen und schreckhaften Größe der Auffassung, so daß sie abergläubische und furchtsame Leute einzuschüchtern oder ein geheimnisvolles und erhabenes Bild in der hell lodernden Phantasie des Volkes zu entrollen vermögen.

Die bei den nordischen Völkern noch vielfach haften gebliebenen Anschauungen gehen dahin, daß die in der Edda beschriebenen Erdelfen, die Gegenfüßler der Lichtelfen, sich in großer Zahl zu den wilden Jagden zusammenthun, auf welche ihnen ihre Gemahlinnen, die Elfinnen, die den Feen Italiens ein wenig ähneln, zu folgen pflegen. In Skandinavien und auf Island, auf den schottischen, von Walter Scott mit so großer Meisterschaft beschriebenen Bergen, auf den ärmlichen Gefilden Irlands, in Dänemark, in Deutschland, in der Schweiz und Tirol, überall hört man nach der Meinung des Volkes den Hufschlag der Pferde zugleich mit dem wilden Horridoh! Nur in gewissen Ländern heißt man sie anders. Diese Vereinigung wahnsinniger Jäger wird in vielen Gegenden als das tolle Geschwader oder die wilde Jagd bezeichnet.

Nach einigen Sagen stürmt den unzähligen Geistern

der mächtige Gott Wodan voran; oder es führt sie der grausame Jäger Graf Heckelberg, der an Wildheit der Göttin Holle oder Bercht in ihrer mittelalterlichen Umgestaltung als böse Fee nichts nachgiebt. In den dänischen Sagen ist der Anführer der wilden Jäger ein gewisser Waldemar oder auch Abeles. Alle Geister seines Gefolges reiten auf wilden Rappen.

Die wilden Jagden, von der poetischen Sprache der Barden riesenhaft gestaltet, ähneln deshalb jenen in den Überlieferungen von Wales aus der ersten Hälfte und der französischen Romanzen aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Sie machten auf die Leute des Mittelalters einen tiefen Eindruck. Diese selbst hinterließen wieder andre Erinnerungen. Gervasio von Tilbury erzählt, daß die Waldhüter des Nachts häufig den Ton vieler Jagdhörner vernahmen und die dem König Artus folgenden Jäger vorüberziehen sahen. Sie verfolgten die Schatten schrecklicher und geheimnisvoller Tiere, auf die sie bereits zur Zeit ihres ruhmreichen Lebens in den Wäldern Irlands, Schottlands und Cornwales gejagt hatten.

Noch jetzt führt im äußersten Norden Frankreichs König Artus die wilden Jäger an, in deren Begleitung sich zahlreiche Hunde befinden. Er reitet in ihrer Mitte, fürchterlich anzuschauen, mit der Peitsche in der Hand. Sie eilen pfeilschnell vorüber, als triebe sie ein Orkan dahin. Es scheint, als ob sie bei ihrem schwindelnden Ritt jeden Begegnenden über den Haufen rennen würden; im Nu aber sind sie entschwunden, um ebenso schnell am fernen Horizont wieder aufzutauchen. In dieser neuen Gestaltung des Königs Artus will man einen für die Jagd entflammten König erblicken,

der während des Anhörens der Messe plötzlich viele Hunde unaufhörlich an der Kirche vorüberrennen sieht. Er vernimmt nur noch die Stimme seiner Leidenschaft, er hört nicht, wie es seine Pflicht war, an jenem Feiertage die Messe noch weiter an, sondern stürmt hinaus, den Hunden nach. Diese nehmen ihn in die Mitte, und infolge seiner hohen Stellung und seiner Tüchtigkeit als Jägersmann wird er der Führer der wilden Jagd.

Ohne Rast und Ruhe, bis das Sonnenlicht die Schatten der Nacht verjagt, stürmt König Artus mit seinem Gefolge zwischen den „Dolmen“ der Bretagne, zwischen dem Ginster und den öden Feldern einher, die von dem Blute der Vendée-Soldaten getränkt wurden.

In Norwegen führt der Gott Thor die wilde Jagd über Land und Wasser; er führt sie über die Eiswüsten am Pol oder auf dem Grunde des Meeres entlang. In andern Ländern steht ein Ritter Danesberg oder ein geheimnisvoller Jäger im schwarzen Gewand an ihrer Spitze. In den grauslichen Erzählungen auf den Alpen der Schweiz und Tirols nimmt die Person des wilden Jägers die Gestalt Theodorichs von Verona an, der in manchen deutschen Sagen, in welchen er eine hervorragende Rolle spielt, auch Dietrich von Bern genannt wird.

In einer dieser Sagen befindet er sich zu Fuß auf der Jagd; er erwartet, daß ihm von einem seiner Stallmeister sein Pferd zugeführt wird. Plötzlich sieht er ein herrliches Streitroß auf sich zukommen, dessen Augen Funken sprühen. Es schien ihm ganz dazu geschaffen, mutig und stark genug um ihn in das tollste Gewirr der Schlachten zu tragen

Dieses Pferd war ein Rappe. Die Tiere, die etwas Teuflisches an sich haben, werden in den Sagen stets als Rappen geschildert, denn sie sind nichts weiter als verwandelte Teufel oder Verdammte. Theodorich aber kümmerte sich herzlich wenig darum, woher jenes Roß kam; als gediegener Reiter sprang er sofort auf den dampfenden Rücken des Tieres, das ihn im Galopp davonträgt. Ehe der tolle Ritt begann, hatte er sich noch zu seiner erschrockenen Umgebung wenden und sagen können: „Der Teufel holt mich; ich komme zurück, wenn es Jesu und der heiligen Jungfrau gefallen wird!“ — Aber der tapfere Ritter scheint bis zum heutigen Tage nicht zurückgekehrt zu sein, und von Deutschland bis nach Italien hin, von den Schweizer bis zu den österreichischen Alpen ist er einer der kühnsten nächtlichen Jäger.

Auch in einer italienischen Sage tritt Theodorich als wilder Jäger auf. Ich vermute jedoch, daß die Erzählung von Giovanni Diacono von Verona einen deutschen Ursprung hat; sie reiht sich deutlich gewissen in Deutschland gebildeten Sagen an, die bedeutsam von den übrigen italienischen abweichen. Letztere besagen, daß Theodorich in den Krater des Tromboli gefallen sei. Dieser Krater war nach der Meinung des Volkes eines der Flammenthore der Hölle. Jedenfalls berichtet die Veroneser Sage, daß, als Theodorich sich eines Tages im Bade befand, ein Kind zu ihm kam und sagte, sein Vater, der Teufel, schicke es und lasse ihm sagen, er hätte ihm ein Pferd und einige Koppel Hunde für die Jagd geschickt.

Gleich dem sagenhaften König Artus läßt sich Theodorich von der Leidenschaft zur Jagd bethören. Er steigt aus dem Bade, sieht die Hunde, springt in den Sattel:

Und der Rapp an ihren Seiten
  Saust dahin auf Blitzes Strahle.
Planlos, pfadlos sieht man gleiten
  Sie zu Berg bald, bald zu Thale.

Husch dahin und husch hinüber,
  Thäler, Berge, alles schwindet,
Selbst die Jagdlust ist vorüber,
  Doch der Rapp nicht Ruhe findet.

Theodorich wird in vielen deutschen und italienischen Sagen als ein unbarmherziger Feind der Kirche und deshalb als geächtet bezeichnet. Vielleicht aus diesem Grunde zeigt ihn uns die Veroneser Erzählung als wilden Jäger mit Anschluß an die deutsche Auffassung, welche zu andern wilden Jagden gewisse böse, dem Christentum feindlich gesinnte Geister versammelt erblickt, denen wir noch in andern Gestaltungen bei einigen Totenprozessionen begegnen werden.

Die aus den Grüften heraufsteigenden Toten finden sich ebenfalls zur Jagd zusammen, und sehr häufig jagen sie gemeinsam mit den Elfen, die öfters ihre Tänze auf den frischen Gräbern von ihnen geachteter und geliebter Persönlichkeiten abhalten. Diese Gespenster bilden ein gräßliches Heer auf ihrem Zuge über die Berge. Im „Atta Troll“ beschreibt Heinrich Heine die phantastische Geisterjagd. Der Dichter befindet sich in der Hütte einer Hexe:

Und es war die Zeit des Vollmonds
In der Nacht vor Sankt Johannis,
Wo der Spuk der wilden Jagd
Umzieht durch den Geisterhohlweg.

Aus dem Fenster von Uardas
Hexennest konnt' ich vortrefflich
Das Gespensterheer betrachten,
Wie es durch die Gasse hinzog.

Hatte einen guten Platz,
Den Spektakel anzuschauen;
Ich genoß den vollen Anblick
Grabentstiegner Totenfreude.

Peitschenknall, Halloh und Hussah!
Roßgewiehr, Gebell von Hunden!
Jagdhorntöne und Gelächter!
Wie das Jauchzen widerhallte!

Von der warmen und mächtigen Phantasie Heines, die sich an einige Volkssagen hält, nach denen sich im Gefolge der wilden Jagd auch geschichtliche und allem Volke bekannte Persönlichkeiten befinden sollen, beschrieben, reitet inmitten dieses höllischen Ringeltanzes, inmitten der Jäger und Hunde, die unzähligen Hirschen und Schweinen nachjagen, Karl X nicht weit von Goethe, von Shakespeare und vielen hochadligen Damen daher.

Der lebhafteste Glaube an das wilde Heer oder die wilde Jagd aber dürfte auf dem sich dem bayrischen Hochgebirge anschließenden Teile der Alpen zu finden sein, wo die Phantasie des Volkes noch an so vielen poetischen Schöpfungen festhält. Auch die Schweiz liefert zahlreiche Sagen von den wilden Jagden, die auf den Alpen „Türst“ geheißen werden. Auf dem sagenhaften Pilatus bei Luzern bemerkt man ganz besonders häufig den Zug der Jäger, der etwas Höllenhaftes und Verwünschtes an sich hat. Sie jagen dahin, als trüge sie der Föhn um die Gipfel der Gebirgsriesen; sie sausen in die Schatten der Thäler hinunter

und gleiten, ohne eine Spur zu hinterlassen, über die Rhododendrongebüsche und Schneefelder. Die Phantasie des Volkes glaubt ein erhabenes, großartiges Schauspiel zu erblicken, wenn der Sturmwind um die Gletscher heult oder der Mond den ewigen Schnee bestrahlt, während die Wolken nahe den düstern Wänden der Berge dahinwallen.

Eine Schweizer Sage behauptet, ein junges Schloßfräulein sei zur wilden Jägerin geworden und führe die teuflischen Jäger an. In ihrer Gestalt stellt sich uns, wie's scheint, die Göttin Bercht in einer abermaligen Verwandlung vor. Einem sehr schönen, jungen Mädchen gefiel die Jagd auf das Getier des Waldes mehr als alles andere. Als ihr Namenstag einmal auf einen Freitag fiel, fügte sie sich nicht darein, das bei dieser Gelegenheit übliche Gelage zu verschieben, sondern rief Ritter, Leibeigene und Pagen zur Jagd zusammen.

Wohl hielt der stolzen Schloßherrin jemand ihr sträfliches Beginnen vor und riet ihr, kein schlechtes Beispiel zu geben; aber sie hörte nicht auf den wohlgemeinten Rat, und die Reiterschar verließ das Schloß. Ein jeder Kavalier hatte ein geliebtes weibliches Wesen zur Seite und alle dachten ausschließlich an das ihnen bevorstehende Vergnügen der Jagd auf Gemsen und Steinböcke. Seitdem sind Jahrhunderte vergangen, selbst die Ruinen des Schlosses sind verschwunden, aber die Jäger sind noch immer nicht heimgekehrt. Die erschreckten Älpler hören sie über die Berge reiten, besonders am Freitag, während Hunde und Pferde über die auf der Alp oder in der Nähe der Felsen zusammengedrängte Herde herfallen. Die wilde Jagd tobt, bis die Sonne die Schneefelder mit Brillanten übersät.

In einigen Kantonen der Schweiz ist man der Meinung, daß die wilde Jagd am häufigsten zur Advents- und Fastenzeit mit betäubendem Lärm vorüberbraust. Jedenfalls kann sich die Phantasie des Volkes zur Winterszeit ganz besonders merkwürdige Dinge vorstellen und sie zur epischen Größe gestalten, denn es erblickt dann zwischen den Schrecken der Nacht geradezu unbeschreibliche Schauspiele.

Eine Spur dieser Volkssagen, welche die Angst derer schildern, die nachts das Klappern der Pferdehufe, das Geschrei und die Horridohs des wilden Volkes vernehmen, das hinter der Holle, den Wodan und andren sagenhaften Jägern dahinstürmt — eine Spur, sage ich, findet sich auch in Tassos „Befreitem Jerusalem“, wo der Dichter uns von den von Gottfried ausgesandten Zimmerleuten berichtet, welche die Bäume in dem verzauberten Walde niederhauen sollen. Sie nähern sich diesem und suchen ihre Angst unter einer kühnen Miene zu verbergen:

Und plötzlich dringt aus dem Gebüsch ein Brausen,
Wie wenn der Erde tiefer Schoß zerlechzt.
Sie hören ringsumher die Winde sausen,
Es stöhnt, wie Meerflut zwischen Klippen ächzt.
Der Löwe brüllt, die Schlange zischt voll Grausen,
Es heult der Wolf, die Eule seufzt und krächzt,
Die Donner rollen, die Trommeten dröhnen,
Ein einz'ger Ton gleicht so verschiednen Tönen.

In vielen Gegenden Deutschlands, ebenso auf den Schweizer Alpen glaubt man auch, daß zu den wilden Jägern die Gespenster der Toten, die Göttinnen, die Riesen, die Hausgeister, die Feen ebenfalls zählen, kurz das ganze Zaubervolk, welches in den Wäldern, in den Thälern und auf den

Bergen ihr Wesen treibt. Andere Schweizer Volkssagen aus der Gegend des Jura legen auf das Vorhandensein der Wildschweine bei den wilden Jagden großes Gewicht.

Gegen den Pilatusberg hin will man auch einen einzelnen wilden Jäger von zahllosen schwarzen Hunden gefolgt erblicken, die ohne Ruhe durch die düstren Wälder jagen. Dante erinnerte sich wahrscheinlich ebenfalls an den im Mittelalter so ausgebreiteten Glauben an diese Art wilder Jagd, als seine glühende Phantasie ihn mit Virgil in den Wald versetzt, in welchem so viele verdammte Seelen schmachten. Er sagt an dieser Stelle:

Noch horchten wir dem Stamme voll Verlangen
Und hätten gern noch Reden ausgetauscht,
Da stutzten wir, weil Lärm und Braus erklangen,

Dem Jäger gleich, der auf dem Anstand lauscht
Und kommen hört die Doggen und die Sauen
Und wie der Sturm der Tier' und Äste rauscht.

Und während die unglücklichen Seelen vor neuen Drängnissen fliehen:

Jetzt hinter ihnen ließ die Jagd sich sehen,
Pechschwarze Hündinnen blutgierig jagend,
Windhunden gleich, die von der Koppel gehen.

Auch in diesen Strophen also wie in so vielen andren der göttlichen Komödie hat Dante sich an die Sagen und Anschauungen des Volkes gehalten. In den schwarzen Hündinnen erkennt er die zur Züchtigung der Verdammten ausgesandten Dämonen.

Die Weihnacht auf den Alpen hat ebenfalls außer ihrer religiösen Bedeutung eine sagenhafte. In den Schweizer

Gegenden wird sie deshalb auch die Nacht der Sträggele genannt, einer böswilligen Frau, welche während des Vorübersausens der wilden Jagd Kinder stiehlt. Diese Gestalt findet sich auch in Tirol vor, allerdings unter einer andren Bezeichnung, nämlich Stampa. Nach dem Volksglauben hat sie in diesem Teile der Alpen ebenfalls die schlechte Angewohnheit des Diebstahls von Kindern. Eine der vielen Sagen von der wilden Strägggele berichtet, daß in Entlebuch nicht weit von Luzern viele lebhafte und kräftige Kinder die Göttin verspotteten und unter Heulen und Kreischen die wilde Jagd nachahmten. Das Spiel gefiel ihnen ersichtlich. Plötzlich aber waren sie sämtlich verschwunden, und niemals gelang es den verzweifelten Eltern, etwas über sie in Erfahrung zu bringen. Vielleicht folgen siejetzt ebenfalls der wilden und bösen Jägerin des Nachts um die höchsten Gipfel der Alpen.

Doch im allgemeinen scheint man nicht gerade eine allzugroße Furcht vor der Nachahmung der wilden Jagd gehabt zu haben. An einem Tage des Advents oder am Neujahrstage pflegten in früherer Zeit zur Erinnerung an die antiken heidnischen Feste die Jünglinge außerhalb der Dörfer sich zusammenzufinden und unter dem betäubenden Getöse von Instrumenten, unter Schreien und Heulen die wilde Jagd nachzuahmen. Einer von ihnen hüllte sich in verschiedenartige Felle, so daß er von ungefähr einem großen Ziegenbock oder Esel glich. Er stellte den Jäger vor und führte die Genossen bei dem tollen Wettlauf an; später setzte man sich vergnügt zum Biere. Das Konzil von Auxerre im Jahre 578 verbot diese Sitte; es wollte nicht, daß das Volk am ersten Tage des Jahrs sich als Hirsche, Ziegen oder andre Tiere verkleidet belustigte.

Auch an den Quellen in den Schweizer Kantonen pflegte man am Abend von Epiphania großen Lärm zu machen. In einer Prozession schritten die Knaben den Männern voran, und so gut es anging veranschaulichten sie das Toben der wilden Jagd oder den Türst, in welchem Wort Grimm den Namen eines wilden Jägers sehen will. Alle trugen Laternen oder Kerzen, und die Kirche vermochte eine lange Zeit hindurch nicht diesem nächtlichen Spektakel beizukommen. Später versammelten sich die Knaben im Alter von 7 bis 8 Jahren zu diesem Spiel allein. Man behauptete, ohne diesen Höllenlärm würden die Früchte in dem betreffenden Jahre schlecht geraten. Dieser Grund macht es auch wahrscheinlich, daß die Feste der Nachahmung der wilden Jagd auf der Erinnerung an jene uralten fußten, die zur Ehre der Göttin Bercht oder andrer heidnischer Gottheiten auf den Alpen begangen wurden, um eine reichliche Ernte zu erzielen.

Die Frauen und Kinder des Mooses und der Wälder, die wir so zahlreich in Deutschland, an den Ufern des Rheins, zwischen den geheimnisvollen Schatten des Schwarzwaldes und auf so vielen Bergen der Alpen vorfinden, schließen sich nach der Meinung des Volkes ebenfalls den wilden Jägern an; und auch die wilden Männer und verdammten Seelen werden für große Jäger der Wälder gehalten.

Einige Alpensagen erzählen, daß die wilde Jagd unsichtbar ist; aber der Glaube an den Vorbeizug der Nachtgeister unter Führung ihres Oberhauptes verknüpfte sich so innig mit den Anschauungen des Volkes, daß man in manchen Gegenden der Alpen Thüren und Fenster im Erdgeschoß der Hütten auf der Alp offen ließ, damit die wilden Jäger bei

ihrem Vorbeiziehen gar kein Hindernis fänden. Man wies die Thäler, Wälder und Höhen nach, woselbst die wilde Jagd häufiger als an andern Orten zu erscheinen pflegte. Oftmals sollen die Jäger auch Vorübergehende über den Haufen rennen; wenn man ihnen aber bei ihrem Herannahen den Weg freigiebt, thuen sie weder Menschen noch Herden irgend welchen Schaden an.

In den „caraules" der Teufel auf den Vaud Alpen kann man eine große Ähnlichkeit mit den wilden Jagden in andren Gegenden erkennen. Wie in einem Wirbelwind kommen die Dämonen von den Türmen von Aï herunter und machen mit Hundegebell und Katzenmiauen, denen das klagende Gekrächz der Krähen sekundiert, einen Höllenlärm. In andren Teilen jener Alpengegenden erscheint dieser schwindelerregende Wettlauf der Dämonen ebenfalls, die sich außerdem auch zum Ballvergnügen zusammenthun. Man zeigt die Stellen, wo diese Bälle der Teufel abgehalten werden.

Diese „caraules" erinnern wahrscheinlich an ein mittelalterliches Ballfest des Volkes, „Grande Coquille" genannt, welches unter Umständen in manchen Alpenthälern einige Tage hindurch dauerte. Man wird daran durch eine Schrift über das Thal von Gruyère erinnert, wo erzählt wird, daß zu Enney, im höher gelegenen Teile jenes Thales, einer der Grafen des sagenhaften Hauses von Gruyère, dem wir noch an andrer Stelle dieses Buches begegnen werden, auf der Rückkehr in sein Schloß unterhalb desselben eine Versammlung junger Mädchen und junger Männer angetroffen habe, welche die „Karaule" tanzten. Und von dieser Stelle habe man die „Karaule" bis nach dem Schlosse von Oex fortgesetzt. Die an einem Sonntag Abend zu Enney von

sieben Personen begonnene „Grand Coquille“ endete am Dienstag Morgen beim Schloß von Oex. Ungefähr 700 Personen nahmen an ihr teil, an ihrer Spitze Graf Rudolf von Gruyère, der die Tänzer beim Tanze zwischen den Alpen anführte.

Die „caraules“ waren wahrscheinlich die Umgestaltung einiger heiliger Tempeltänze aus der Zeit des Heidentums, denen man im Mittelalter eine verschiedenartige Bedeutung beizulegen pflegte, denn dasselbe Wort „carrol“ wurde nicht nur auf heitere Tänze, sondern auch auf Weihnachtslieder angewendet. Die Engländer bewahren dieses Wort noch jetzt in der letztgenannten Bedeutung. Oftmals begann dieser Tanz, eine Art Sarabande oder Galopp, im Chor der Kirche und endete auf den Friedhöfen. Man behauptet daher, daß das Schauspiel des Tanzes der Lebendigen auf den Gräbern den Anlaß zu den bizarren Kunstschöpfungen der Totentänze bildete. An diesen Tänzen mußten alle Bewohner der Hütten und Dörfer, an welchen die Tänzer vorüberkamen, teilnehmen und ihnen folgen.

Die Erinnerung an diese tollen, sehr wahrscheinlich auch von der Kirche als höllische Tänze verbotenen „caraules“ hat jedenfalls den Aberglauben der Älpler an die Geistertänze, an die „caraules“ oder Turmläufe der Teufel, die der wilden Jagd so ähnlich sind, veranlaßt.

Einen Beweis der wunderbaren Thatsache, daß man die gleichen Sagen oder Volksanschauungen selbst in ungeheuren Entfernungen wiederfindet, giebt der berühmte Mannhardt. Er erkennt in gewissen fürchterlichen, „Uchuella-chaqui“ genannten Gespenstern der brasilianischen und peruanischen Wälder Dämonen, welche den Geistern der Vegetation ähnlich sind, die nach deutschen und schweizerischen Sagen in den

Wäldern dieser Länder hausen, und findet auch, daß sie infolge ihrer Art, durch die Wälder zu laufen oder zu fliegen und die Menschen zu verlachen, den wilden Jägern gleichen.

Im Mittelalter war man auch der Meinung, daß man mit Hilfe der Magie die wilden Jäger erscheinen lassen könnte. Es beweist das einer der ritterlichen Gesänge aus dem 11. und 12. Jahrhundert, welche den Ruhm Wilhelm von Oraniens besingen. Der fränkische Ritter, der Todfeind der Sarazenen, bemächtigte sich in einer Schlacht des berühmten Rosses Baucent, das aus der Stadt Oranien stammte. Mit Hilfe eines gewissen Aquilente von Luiserne erfuhr er, daß die überaus schöne Orable dieses Roß in der Stadt Oranien gepflegt habe und es an den Sarazenenkönig Tiebaut schicken wollte, der sie sich zur Gemahlin erbeten hatte. Wilhelm hörte das Lob des schönen Heidenkindes und entbrannte in Liebe zu ihm; denn: „sie ist weißer als der blendende Schnee und schimmernder als die duftende Rose". Er befiehlt Aquilente, ihr zu sagen, daß er sich ihres Pferdes bemächtigt habe und daß er sofort nach erhaltenem Ritterschlage unter die Mauern Oraniens sich begeben werde, um Tiebaut zu töten und ihre Liebe zu begehren. Als Zeichen der Freundschaft sendet er ihr auch einen Sperber. Orable hat bereits von dem Ruhme des fränkischen Edelmannes vernommen und läßt ihm antworten, sie würde aus Liebe zu ihm Christin werden, er möge sich aber vor den Sarazenen hüten.

Die letzteren ziehen also gegen die Christen von Narbonne zu Feld. Wilhelm läßt sich aus Liebe zu Orable gefangen nehmen und freut sich, daß die Feinde ihn nach Oranien schleppen wollen. Doch zu seinem großen Leidwesen

befreien ihn seine Brüder. Der Sarazene Tiebaut trifft endlich in Oranien ein, man erzählt ihm die Drohungen Wilhelms, doch er kümmert sich darum nicht weiter und betritt den Palast der schönen Orable. Deren Bruder ist der Meinung, man müsse auf den mächtigen Emir Rücksicht nehmen; die Schwester möge so thun, als ob sie den König



als Bräutigam willkommen heiße, um Zeit zu gewinnen. Orable beugt sich vor der harten Notwendigkeit, doch will sie Wilhelm von Oranien die Treue bewahren; der Sarazene muß also getäuscht werden. Während des Hochzeitsschmauses will die schöne Orable den Bräutigam mit den Leuten von Oranien necken und erschrecken. Mit Hilfe eines Zaubers läßt sie einen Hirsch aus der Wand springen, dem eine Menge von Jägern und Hunden nachjagt; alles das sind natürlich höllische Geister, welche im hochzeitlichen Saale das Unterste nach oben kehren. Den Jägern folgt eine Prozession von

Mönchen, welche viele Riesen zur Tötung Tiebauts und seiner Gefährten anfeuern. Dann werfen sich Bären und Wildschweine auf die Tafelnden, die indessen an jenem Tage durch die Unholde nicht getötet werden, sondern noch lange in der ungebundenen Schönheit der epischen Erzählungen eine Rolle spielen.

Im Thale von Challant in Italien begegnen wir einer merkwürdigen einzelnen wilden Jägerin. Es ist das eine Ziege mit einer klagend klingenden Schelle um den Hals; sie springt von Hügel zu Hügel, von Gipfel zu Gipfel und hält sich besonders an den mit Schnee und Eis bedeckten Stellen auf.

Auch in dem Glauben an die böswillige Kraft der Hexen, der sich in diesem Thale sowohl, als in dem größten Teile Europas erhalten hat, kann man eine Erinnerung an die wilden Jagden erblicken. Sagt man doch, die Hexen pflegen in Gestalt von Hühnern, Katzen, Ziegen und Ziegenböcken nächtlich unter den Stämmen der Buchen und Kastanien zusammenzukommen und zwar zu lustigen Versammlungen, um von dort mit betäubendem Lärm über die Dörfer hinzuziehen, so daß die Älpler sich vor Angst zusammenkauern.

Andre Hinweise auf die wilden Jäger habe ich in den Italien zugehörigen Alpensagen nicht vorgefunden. Die Anschauungen der deutschen Älpler in dieser Beziehung haben natürlich auch den Weg zu unsren Bergen gefunden. Andre werden vielleicht in ihren Nachforschungen glücklicher sein als ich, denn es giebt noch italienische Sagen genug, die mit Liebe gesucht und erhalten werden müssen.

Die Sage von Theodorich aber nicht nur allein, sondern auch andere phantastische Erzählungen in gewissen Teilen Italiens erinnern möglicherweise an die höllischen Jagden in den mittelalterlichen Auffassungen. Gelegentlich des

letzten Besuchs Eugens IV in Florenz, so erzählt man, wurden des Abends in der Gegend von Como viertausend Hunde erblickt, welche in nördlicher Richtung davoneilten. Sie liefen einer Unmasse Vieh voraus, dem eine Menge bewaffneter Männer zu Fuß und zu Pferde, die einen ohne Kopf, die andren mit kaum erkennbaren Köpfen folgte. Hinter ihnen erschien ein riesiger Ritter, welchem andres zahlloses Rindvieh nachlief.

Auch in der Nacht, welche der großen Überschwemmung des Arno-Thales im Jahre 1333 voraufging, hörte einer der heiligen Mönche von Vallombrosa von seiner Zelle aus ein höllenhaftes Getön. Er ging in das Freie und sah schwarze, fürchterlich anzuschauende Ritter im Galopp vorübersprengen. Er bat eines der Gespenster, ihm zu sagen, wohin sie ritten. Aber unglücklicherweise verfolgten die wilden Reiter keine phantastischen Tiere. Der heilige Mann erhielt zur Antwort, man reite nach Florenz, um diese Stadt ihrer vielen Sünden wegen zu vernichten.

In unsrem Jahrhundert selbst findet sich auf den Bergen der Appenninen, in den Wäldern des fernen Calabriens, woselbst, wahrscheinlich von den Normannen dahin übertragen die Sagen des König Artus-Cyklus volkstümlich geworden sind, noch eine herrliche Poesie über den Glauben an die wilden Jäger vor. Hoffen wir, daß die Zukunft uns in seiner Gesamtheit wird erkennen lassen, was so wahrhaft großartig und poetisch ist.





Alpen-Dämone.

In manchen Alpensagen tritt der Teufel als böswillige und bedrohliche Figur auf. Bald beneidet er die Menschen und es gelingt ihm, sie für alle Ewigkeit zu vernichten, bald nimmt er teil an einem Zerstörungswerk, aber er kann es nicht so durchführen, wie er gern möchte, und wird durch die übermenschliche Kraft der Heiligen besiegt. In anderen, den bemerkenswertesten und grausigsten Sagen, die schon den christlichen Völkern des Mittelalters bekannt waren, nimmt er, je nach seinen verschiedenen Talenten wechselnde Gestalten an; oder er schleppt mächtige Blöcke von einem Orte zum andern, auch macht er sich als Erbauer kühner Brücken bemerkbar.

Viele Sagen mittelalterlicher Herkunft mußten notwendigerweise auf die Gipfel der Alpen, als die bevorzugten

Behausungen unseres Erbfeindes weisen. In den ältesten Zeiten hielt man die Spitzen der Berge für die erhabenen Heimstätten der Götter; denn die Herren des Blitzes und andre, von den Kelten, den rhätischen Völkern und den Slaven verehrten Gottheiten, mußten gleich dem olympischen Jupiter die allerhöchsten Throne besitzen. Da die Alpen die wahren Riesen Europas sind, so trotzten jene Stämme unendlichen Gefahren, um auf den höchsten Gipfeln einen Baumstamm oder einen großen Stein — die Säule errichten zu können, die ursprünglich als Bildnis und Altar der Götter galt. Die ersten Älpler waren zweifellos Priester; sie entflammte der Wunsch, die Götter in den höchsten Regionen ihres irdischen Bereichs verehren zu können.

Man war auch der Meinung, daß man die Zukunft leichter erfahren würde, wenn man die Götter auf den Höhen und Gipfeln der von den Bevölkerungen als heilig verehrten Gebirge befragte. Ehe die Kelten noch den Namen des olympischen Jupiters kennen lernten, hielten sie die höchsten Spitzen der Berge für den Wohnsitz des Beleno. Mit der Zeit indessen mußten die Gottheiten der Alpen ihren Ehrenposten den siegreichen Göttern Roms einräumen. Oder besser gesagt: da die alten Stämme die Erinnerung an den eigenen Kultus nicht schwinden ließen und die nationalen Gottheiten unmöglich verachten konnten, um einzig und allein die ihrer Besieger, der römischen Eindringlinge, zu verehren, so hießen sie als neue Gottheiten jene willkommen, welche ihrem Aussehen, ihrem Charakter und ihrer Macht nach, den eigenen Göttern am ähnlichsten waren.

Aus diesem Grunde verschmolz Jupiter mit dem Taranis

der Kelten und mit dem Penninus der Vallesaner; in der Auffassung des Volkes vereinigte sich Minerva mit Belisana, die man von den Seealpen bis zu den penninischen verehrte; Apollo mit Beleno. Dasselbe Durcheinander der keltischen und römischen Götter wiederholte sich bei den rhätischen Stämmen; alle aber wurden in den Augen der christlichen Völker des Mittelalters zu höllischen Gottheiten, zu die Menschen erschreckenden Dämonen. Sie saßen noch auf den erhabenen Thronen der Alpen, ihren letzten Bollwerken, aus denen sie für immer zu vertreiben ein schwieriges Unterfangen war.

Ein alter, von Thesaurus ernsthaft geteilter Glaube versicherte unsere Ahnen, daß ein Dämon „die grajischen und penninischen Alpen umschichtig tyrannisiert und von jenen hohen Felsen, wie von einem erhabenen Throne, die untenliegenden Thäler mit unerhörter Barbarei belästigt.“ Nach dem Bericht des Thesaurus befand sich der bevorzugte Standort dieses fürchterlichen Dämons auf dem noch jetzt der Jupiterberg geheißenen Berge, auf welchem sich auch eine Bildsäule des höchsten olympischen Gottes erhob. Die Vallesaner warfen sie zu Boden und errichteten an ihrer Stelle die ihres Gottes Penninus. Terentius Varo, der Eroberer des Aosta-Thales aber setzte Jupiter wieder an seine alte Stätte, die dann die Behausung des besagten schrecklichen Dämons wurde. Dieser beraubte die Passanten und warf sie oft in tiefe Schluchten. Derselbe Herr der Alpen war ein so entsetzlicher Geselle, daß „vor seinem Anblick die Sterne erbleichten, bei jeder seiner Bewegungen die Erde erbebte und in die tiefste Finsternis versank; am Himmel ließ er Wind mit Wind ringen, er ver-

pestete die Lüfte, brachte die Wolken zum Weinen und ließ sie Steine hageln."

Diese Sage deutet vielleicht auf die Sarazenen, die lange Zeit hindurch so viele Alpenpässe sperrten. Im Brevier von Aosta, das Thesaurus ebenfalls erwähnt, steht geschrieben, daß auf dem Altare des Gottes Jupiter oder Penninus die Bewohner dieser Berge den „zehnten Teil ihrer Habe den Dämonen opfern mußten"; diese Dämonen zwangen auch den Überschreitern der gefährlichen Fußpfade längs der Hügel einen starken Tribut auf; wenn sie einer bessren Eingebung kein Gehör schenkten, beraubten sie erst die Unglücklichen und stießen sie dann in die tiefen Schluchten.

Wiederholt ergoßen sich die Sarazenen wie ein alles vernichtender Gewittersturm über die Alpen und zogen sich dann mit der eroberten Beute schleunigst in ihre gefürchteten Schlupfwinkel von Frassineto zurück. Es sind aber auch Belege dafür vorhanden, daß sie in andren Fällen zur Sperre vieler Alpenpässe zurückblieben. Es wird berichtet, daß Ugo, Graf von Arles, der Neffe König Lothars von Lotharingen, als er zur Herrschaft über die Longobarden gelangte, so wohlwollend in Mailand empfangen wurde, daß damals das provenzalische Sprichwort entstand: „Etre reçu comme le Roy Huguet." Er war es, der den Sarazenen, deren Erbfeind er vordem gewesen, die Wacht über die Alpen anvertraute. Später aber bekriegte er sie wieder und jagte sie gegen die Provence hin; er gestattete indessen, daß viele Sarazenen sich auf den kottischen Alpen festsetzten, sich dort feste Plätze anlegten und Tribute forderten. Es ist also wahrscheinlich, daß sie ihre Herrschaft auch über die grajischen und penninischen Alpen ausdehnten.

Die Sage erzählt, daß eines Tages neun französische Pilger in Aosta eintrafen; sie berichteten von der Unbill, und dem Schaden, welchen sie durch die Bosheit des auf dem Jupiterberge hausenden Unholds erlitten hatten. Der heilige Bernhard machte sich sofort auf den Weg, um den Dämon zu bekämpfen; mit dem Hirtenstab in der Hand, und in weißen Gewändern stieg er auf die zerklüfteten Felsen. Der Kampf zwischen dem Heiligen und dem Teufel war ein fürchterlicher; die Schrecknisse dieser der Feder eines Milton würdigen Szene wurden noch vermehrt durch „abscheuliche Drachen, Larven, Gespenster und alles, was schon durch den bloßen Anblick die Seele in Furcht jagen kann.“ Der heilige Bernhard jedoch blieb Sieger und stürzte den Dämon der Alpen in einen sehr tiefen, Maglio geheißenen Abgrund.

Die alte Sage von Rocciamelone, wie sie die kostbare Chronik von Novala erzählt, meldet, die Besteigung der zugespitzten Kuppe des Berges sei unmöglich gewesen, weil die Dämone alle Neugierigen mit einem Steinhagel empfingen und so den dort oben von einem gewissen König Romulus aufgehäuften Schatz verteidigten. Dieser Schatz wurde natürlich nie gefunden, trotzdem vor dem kühnen Unterfangen eines Marquis Arduin, der mit der Geistlichkeit im Gefolge und mit stolz erhobenem Banner den Gipfel erstieg, die fürchterlichen Dämone verschwanden.

Diese Sage hat eine gewisse Ähnlichkeit mit jener, welche erzählt, daß auf den Pyrenäen der furchtbare Fürst des Windes herrschte. Sein Reich dehnte sich von den allerhöchsten Kuppen bis zu den Gestaden der stürmischen Gewässer des Atlantischen Ozeans aus; auch er war der Hüter eines Schatzes. Er

bekriegte die Neugierigen, welche die Geheimnisse der Berge kennen lernen wollten, indessen nicht mit heftigen Sturmwinden, sondern er verstand, sie durch tausend Listen zu umgarnen, um sie so sicherer zu verderben.

Nach einer weitverbreiteten Anschauung wurden auch die Gletscher von unzähligen böswilligen Geistern bewacht; sie hinderten, wie es scheint, unsre Vorfahren, sich sorglosen Gemütes dem Alpenleben hinzugeben. Selbst in den Gegenden, in welche die Sarazenen nicht drangen, ihre gefürchteten Gestalten also nicht mit denen der grausamen Gottheiten verschmolzen werden konnten, bewahrten die Bewohner der Alpen einen unüberwindlichen Schrecken vor gewissen feindselig gesinnten Geistern, die nach dem heidnischen, aber auch den Völkern des Mittelalters eigenen Glauben, sich in den Lüften umherwälzten und die Seelen an dem Aufstieg zum Himmel verhinderten. Nach den mittelalterlichen Anschauungen hausten die Dämone sowohl in der Hölle, um die Menschen zu bestrafen, als auch in den Lüften, um sie bis zum Tage des letzten Gerichtes auf die Probe zu stellen. Die slavischen Völker nannten diese bösen Geister Vijulicys, ihre übermenschliche Kraft war imstande, die Menschen von dem Aufsuchen der hohen Regionen zurückzuhalten. Sie sollen noch jetzt in den unzugänglichsten Strecken Macedoniens ihr Wesen treiben.

Der Montblanc wurde in fernen Zeiten der verwünschte Berg genannt und von den Älplern mit Grauen betrachtet. Die üppige Phantasie der damaligen Menschen ließ ihn mehr als jeden anderen Berg oder Gletscher von fabelhaften Tieren, übernatürlichen Wesen oder Gottheiten zweiten Ranges bevölkert sein, die zu Aufsehern über die Höhlen mit den Brillant-

wänden eingesetzt waren. Letzteren konnten sich die Menschen niemals nahen, weil sie durch fürchterliche Abgründe und klaffende Spalten beschützt wurden.

Das Volk behauptete, daß die Dämonen ebenfalls Herren dieses Berges waren; es hieß, daß auch die Bergströme von jenen höllischen Geistern herbeigerufen wurden. Das Wandern der Gletscher sollte gleichfalls ihr Werk sein, jener Gletscher, die in manchen Jahren bis zu den Hütten einzelner Dörfer vordrangen und bebaute Bodenflächen zudeckten. Die Älpler pflegten daher heiße Stoßgebete gegen die Böses stiftende Macht dieser Dämonen zum Himmel zu senden. In den andren Kapiteln werden wir noch lesen, daß die abergläubischen, immer noch in der Furcht vor den antiken Gottheiten lebenden Alpenbewohner, ihre Pfarrer zwangen, die Seen zu segnen und die Stürme zu bannen. Das gleiche geschah mit dem Montblanc. Als gegen Ende des 12. Jahrhunderts Monsignore Johann von Arenthon in Chamounix eintraf, segnete er nicht nur die auf seinem Wege niederknieende Bevölkerung, sondern er mußte sich auf inbrünstiges Verlangen dieser guten Leute auch den Gletschern nähern und sie beschwören.

Nach der Anschauung des Volkes hausten und hausen noch die Dämone auch in den niederen Gegenden der Alpen. In der deutschen Schweiz heißen gewisse sehr enge Schluchten, in denen keine Behausung von Hirten zu finden ist, „Tobel“. Von hohen und schwarzen Felswänden eingefaßt, sehen sie wildschauerlich aus; im Kanton von Bern nennt man sie „Krachen“.

Nach der Sage halten sich an diesen öden Stätten Kobolde, Teufel oder andere böse Geister auf; die Bergleute der Rendena im Trentin glauben dagegen, daß das Konzil

von Trient oder ein mächtiger Heiliger alle Hexen und Dämone des Trentin in das Thal von Genua verbannt habe, das mit seinem vom Adamello beherrschten ungeheuren Gletschern und seiner durch fürchterliche Schluchten sich drängenden Sarca so gewaltig und schön ist. Eine merkwürdige Eingebung der Phantasie des Volkes hat einigen mächtigen Blöcken, welche zu Füßen der zerklüfteten Felswände lagern, die Namen der bekanntesten Dämone des Thales zugelegt. Unter ihnen befindet sich die „Zampa de Gal“; dieser Dämon nimmt die Gestalt eines eleganten Jünglings an, um die hübschen Mädchen zu behexen; doch der ihm als Hand dienenden Hahnenklaue vermag er keine andre Form zu geben. Es lebt dort ferner der Dämon der „Schiena de Mul“; er bietet unter Umständen seine Dienste dem Reisenden an, jedoch nur, um ihn in das Gebirge hinauftragen zu können, bis es ihm gelingt, ihn in einen Abgrund zu stoßen und ihm die Seele zu rauben. Manarot ist der die Schmuggler versuchende Dämon; Calcarot schickt den Älplern beängstigende Träume; Balajal, ebenso stolz als unbändig mutig, ist der König dieser gefürchteten Dämonenschar.

Der Teufel der kottischen Alpen, an den man in Frossasco erinnert wird, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem sehr galanten und schönen „Zampa de Gal“ im Thal von Genua In dieser Gemeinde geht die Erzählung um von dem jungen Mädchen, das ohne Wissen seiner Eltern allabendlich tanzen ging. Mit großer Vorsicht schloß es die Ausgangsthür, um seine ruhig schlafenden Angehörigen nicht zu stören; der Geliebte erwartete das Mädchen dicht beim väterlichen Hause und führte es zum fröhlichen Stelldichein. Eines Abends ging das Mädchen wie gewöhnlich aus und reichte in der Dunkelheit einem auf der

Straße wartenden Jüngling, dem vermeintlichen Bräutigam, den Arm. Dieser sprach indessen kein Wort und anstatt neben der Geliebten dahinzuschreiten, erhob er sich mit ihr in die Lüfte. Zu seinem maßlosen Schrecken erkannte das Mädchen, daß es sich in der Gewalt des Teufels befand, dessen Gelächter unheimlich durch die Nacht gellte, während seine Augen Funken sprühten.

Die Ärmste hatte die rechte Hand frei, und kaum hatte sie sich von dem ersten Schrecken etwas erholt, schlug sie das Zeichen des Kreuzes. Das genügte, um sie sogleich von ihrem Feinde zu befreien; der Teufel ließ sie auf die Erde fallen. Am folgenden Morgen fanden auf das Feld gehende Landleute sie mehr tot als lebendig bei einer kleinen, der Madonna geweihten Kirche auf dem Boden liegen. Die betreffende Kirche steht noch heutigen Tages.

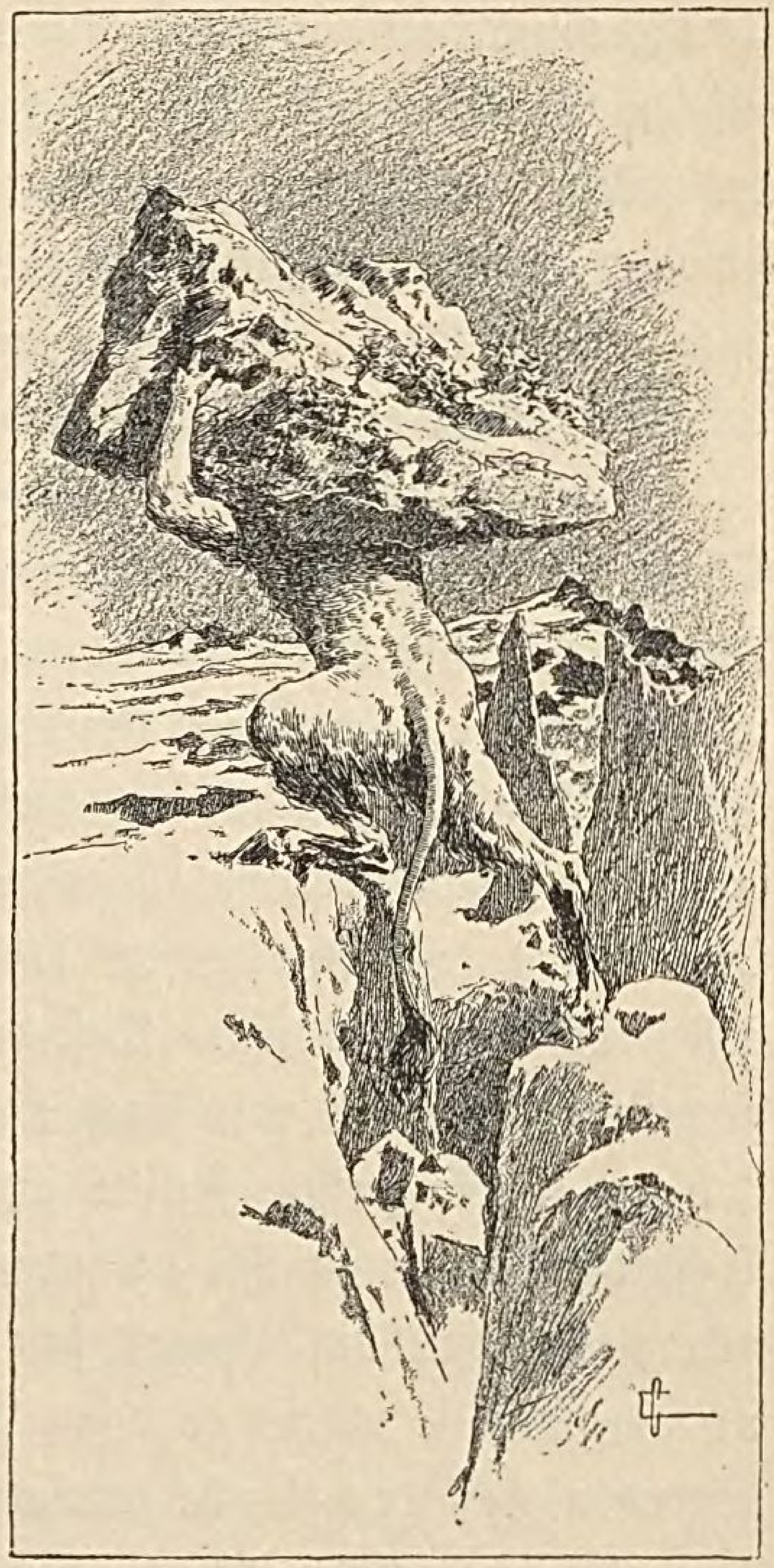
Im ganzen Friaul findet sich kein zweiter Berg, den die Volksphantasie infolge seines imposanten Anblickes mit mehr Sagen umkleiden könnte als den Monte Canino. In den nahen Thälern von Raccolana und der Rasia bilden die von den antiken Gletschern dahingeführten Felsmassen ungeheure Hügel; sie gleichen den Ruinen einer Stadt der Riesen. Andre Felsen wiederum streben unermeßlich hoch zum Himmel auf, wie eine unersteigbare Festung; auch sie sind die Behausungen von Teufeln und Verdammten. Die ungeheure, Prestrelenich genannte Höhlung zwischen ihnen ist nach einer Sage das Fenster, aus welchem der Teufel lehnt. Wenn die schwarzen Wolken sich auf den hohen Gipfeln verdichten und die Blitze die Felsen geißeln, erblickt die aufgeregte Phantasie eines furchtsamen Hirten gewiß oft genug eine riesige Gestalt, die trotzig und gewaltig zwischen den Felsen aufsteigt. Seine

Erscheinung paßt sich der Großartigkeit der Alpenlandschaft merkwürdig gut an, und wenn er in die Thäler hinunterschaut, lacht er gellend auf seiner Höhe über die Leiden der armen Sterblichen.

Jenseits des Thales von Ala, zwischen den majestätischen Dämonen der Bassanese und Cimarella finden wir den Teufel nicht als fürchterliches Ungeheuer, wie ihn die vielen im Mittelalter volkstümlich gewordenen Sagen schildern, sondern in der Gestalt eines Gemsbockes wieder. Vor den Kugeln eines vor Zorn tobenden Jägers, dem bisher noch niemals ein Schuß fehlgegangen war und dem jetzt kein Schuß gelingt, läuft er von Gletscher zu Gletscher, springt von Fels zu Fels. Endlich tötet der Jäger den Gemsbock und trinkt dessen Blut. Trunken vor Freude ladet er ihn sich auf die Schultern und steigt zum entzückenden Pian della Mussa hernieder, wo die Alpenflora in all ihrer Schönheit triumphiert. Ihm will es jedoch dünken, als ob das merkwürdige Tier bleischwer würde, und matt wirft er es auf das Gras. Die Augen des Bockes werden im Augenblick zu Feuerrädern und die höllische Bestie beansprucht jetzt des bestürzten Jägers Seele als sein Eigentum. Der Schütze rettet sich durch Anrufen des heiligen Georg.

Diese Sage, die ich in dem heitren Alpendörflein Balma an der Mündung des sich nach dem Piano della Mussa erstreckenden Thales erzählen hörte, möchte ich als eine der schönsten aller Alpensagen betrachten. Sie gewinnt unendlich an Reiz, sobald man sich die erhabene Landschaft vorstellt, durch welche der sagenhafte Jäger seinen teuflischen Feind verfolgte.

Auch verhältnismäßig großartig aufgefaßt ist jene Sage, welche uns die schreckliche Erscheinung des Teufels schildert, wie dieser im kühnen Fluge über die Gipfel der Levanna und Cimarella, über die Gletscher von Sea bis zum äußersten Punkt des Großen Thales dahineilt und hochmütig den, Pietra Cagna genannten Stein auf den Schultern mitschleppt, den er auf eine verwünschte Stadt schleudern soll. Die Nacht ist schwarz und der Teufel lacht; plötzlich aber fühlt er sich auf ihm neue und unbegreifliche Weise schwach und matt werden; er ist gezwungen, im Thale des Torrione den Stein im Stich zu lassen, weil die Bitte eines heiligen Eremiten, der an der Stelle hauste, wo sich jetzt das Heiligtum der Madonna von Groscavallo erhebt, die Verzeihung für jene Verurteilten bewilligt erhielt.



Durch einen merkwürdigen Umstand erzählt man sich in der Schweiz eine dieser ähnliche Sage. Als man gerade die Stadt Bern zu erbauen begann, wollte der Teufel eben-

falls sein Lüstchen durch ihre Zerstörung kühlen. Am Gotthard suchte er sich einen mächtigen Felsblock aus und begann ihn schleunigst zur verwünschten Stadt zu tragen, um ihn auf sie niederzuschmettern. Aber Gott las in des Teufels heidnischem Gemüt diese Absicht. Dieser hatte noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ihm mit einemmale alle Kraft schwand; er mußte den Stein fallen lassen. Man findet ihn noch an der Stelle, wo unser stolzer Feind eine so schmähliche Niederlage erhielt. Der Stein heißt jetzt die Teufelslast.

Nach zwei Dritteln des Weges von Alagna im Sesia-Thale zum Col d'Olen, wenn man nach Gressonay hinuntersteigt, sieht man einen mächtigen, vom Gipfel bis zur Sohle in zwei Teile geschiedenen Felsblock, der „Teufelsfelsen“ geheißen. Der Name verrät uns, daß dieser Felsen eine Geschichte haben muß. Während die Bewohner von Gressonay la Trinité ihre Kirche erbauten, wollte der Teufel den bereits fertig gestellten Teil zerstören. Auf dem Grunde des Thales an dem Ufer der Sesia oder nach andern in der Nähe von Rom hob er einen großen Felsen auf; er lud ihn sich auf die Schultern und trug ihn nach dem Thale von Olen, um ihn von der Kuppe des Berges den Abhang hinunterzustürzen; in seinem Falle würde er dann den bereits aus dem Boden ragenden Teil der Kirche zermalmt haben.

Aber auch diesmal wurde der Teufel, wie es ihm in andren Gegenden geschehen war, von einer unüberwindlichen Müdigkeit befallen. Kurz vor dem Gipfel des Olen-Berges mußte er Atem schöpfen und dabei das mächtige Gewicht des Felsblockes absetzen. Als er sich den Stein wieder aufladen wollte, gelang es ihm nicht, ihn vom Boden aufzuheben.

Eine fürchterliche Wut überkam ihn jetzt; er schlug mit der Faust so heftig auf den Stein, daß dieser weit auseinanderklaffte. Und um seiner Wut noch weiter Luft zu machen, heulte er in ganz erschrecklicher Weise, wobei er das Wort „Prebretz“ ausgesprochen haben soll, welches in seinem Höllendialekt wahrscheinlich eine Verfluchung bedeutete. Seit jener Zeit wird der Felsblock der „Teufelsstein“ oder „Prebretzstein“ genannt.

Eine Sage aus dem Trentin zeigt uns ebenfalls den erschöpften, auf einer seiner nächtlichen Unternehmungen besiegten Teufel. In rote Gewänder gekleidet und mit Funken sprühenden Augen befand er sich gerade am Fuße der Cima Gaiarda, während der Mond die bizarre Gruppe der Brenta und der Cima Tosa beschien. Er hob von der Erde einen mächtigen Packen auf, lud ihn sich auf die Schultern und eilte durch die Wälder und Schluchten, ohne zu ermüden, trotzdem das Gewicht auf seinen Schultern nicht klein war. Plötzlich jedoch erlahmten seine Kräfte, er mußte sich bücken und kam nur mühsam vorwärts; das bewirkte der Anblick des Kreuzes auf der Svolta dei Cavai, vor welchem ein Lämpchen zum Gedächtnis an ein dort kurz vorher geschehenes Unglück brannte.

Endlich mußte er den Packen mit gestohlenem Gelde völlig niedersetzen. Er holte einen großen Stein herbei und legte ihn auf seinen Schatz. Die Blicke dem siegreichen Kreuze zugewandt, floh er dem Thale von Genua zu, um von dort in sein trauriges Reich heimzukehren. Als am nächsten Tage eine Greisin nahe jenem Stein vorüberging, sah sie auf der Erde verstreut einige Geldstücke liegen,

die der Teufel beim Verbergen seines Schatzes verloren hatte. Sie mühte sich jedoch vergebens ab, das Gold aufzulesen, weil der Teufel durch eine Spaltung des Gebirges dicht am Gletscher von Lares, das „Crozzon del Diavolo" genannt, so heftig gegen den Stein hauchte, daß man das Gold nicht aufzuheben vermochte. Wie der Jäger des Ala-Thales bei der tollen Jagd auf den Gemsbock die Messe versäumte, so verletzte jene Greisin bei dem Bemühen das Gold aufzusammeln ebenfalls ihre Pflicht als gute Christin. Ihre Seele scheint in das Thal verbannt worden zu sein, denn man erzählt sich, daß sie jetzt noch um jenen Felsblock irre und die Reisenden damit äffe, daß sie auf dem Wege vor ihnen Geld erglänzen lasse, dessen man jedoch nie habhaft werden könne, während der Teufel noch immer durch das sagenreiche Crozzon blase.

Auch im hohen Vallemaggia findet sich ein Teufelsfelsen vor, ein ungeheurer Felsblock, der sich mitten im Dorfe Prato und nahe dem Flusse erhebt. Die Legende erzählt, daß der Teufel auf die Leute von Prato sehr wütend war und jenen Block herschleppte, um mit ihm den Lauf des Wassers dicht vor dem Dorfe zu sperren. Er frohlockte bereits bei dem Gedanken, daß eine fürchterliche Überschwemmung sehr schnell das Dorf heimsuchen und in ihrer unbezähmbaren Wut jedes Ding vernichten müßte. Aber die Madonna erlaubte ihm nicht die Ausführung seines schrecklichen Planes; er war gezwungen, den Stein dort zu lassen, wo man ihn noch sieht.

Die Leute von Prato errichteten aus Dankbarkeit der Jungfrau eine kleine Kirche, die erst vor kurzem niedergelegt worden ist.

Die Sagen der italienischen Alpen, in welchen die erratischen Blöcke von gründlichen Niederlagen des Teufels be-

richten, stehen mit gewissen französischen Sagen in enger Verwandtschaft, welche bekunden, daß die Steine an ihren gegenwärtigen Plätzen nach schaurigen Kämpfen zwischen dem Prinzip des Guten und Bösen zurückgelassen worden sind.

Im Aostathale finden wir den Teufel, wie er den Paß zum Berge des Heiligen Theodulus dem Heiligen selbst versperren will, von welchem der Berg seinen Namen erhielt, weil er ihn zuerst nach dem ewigen Juden beschritt. Es kam in dieser erhabenen Höhe jedoch nicht zu einem ähnlichen Kampfe, wie ihn nach dem Thesaurus der Heilige Bernhard zu bestehen hatte. Der Teufel vom Aostathale lud sich einen jener großen Kessel, wie sie die Hirten benutzen, auf die Schulter und machte sich vergnügt auf den Weg, um den Berg zu überschreiten. Der Heilige hatte ihm nämlich versprochen, sich ihm zu eigen geben zu wollen, wenn er den Kessel nach Valtournanche würde tragen können. Während der Teufel aber ohne Führer den Gletscher durchquerte, ging ihm die Kraft aus, und er stürzte mit dem Kessel bis nach Zermatt ab. Nach dieser Niederlage wagte er es nicht mehr, sich auf dem Berge sehen zu lassen.

In einer andren Sage der Alpen erinnert der Dämon des Bösen in vielen Beziehungen an den nordischen Wodan, den bereits erwähnten Anführer der wilden Jäger. Dieser Gott, den man auch den Mars der Barbaren nennen könnte, vergnügte sich vorzugsweise an Jagden und Schlachten, während Voldumus eine keltische Gottheit war, der man das Feuer weihte. Auf den Alpen des Vaud ging eine merkwürdige Umwandlung mit ihm vor, dort erhielt er den Namen Vaudai oder ebenfalls Wodan.

Die von ihm handelnde Sage weist, wie vielleicht auch diejenige vom Kampfe des Heiligen Bernhard, auf den unerbittlichen Streit zwischen dem Heidentum und dem neuen Gesetze der Liebe hin. Sie erzählt, Wodan habe sich vor 1500 Jahren vor dem siegreichen Christentum zurückziehen müssen und als sein letztes Bollwerk auf den Alpen die höchste Spitze der Diablerets, 3250 Meter hoch gelegen, erwählt. Die Einsamkeit mißfiel ihm jedoch und so umgab er sich mit dem ganzen Glanze seines höllischen Hofes; er gebot über unzählige Scharen von Dämonen, Hexen und Verdammten. Aber auch unter den vielen verwünschten Seelen fand er auf den hohen Zinnen der Alpen keine Ruhe; es schien ihm von einem Augenblick zum andern, als würde er auch in seinem letzten Zufluchtsorte besiegt werden. Er entschloß sich endlich, alles zu thun, was in seinen Kräften stand, um einen vollständigen Sieg zu erfechten und sich in schrecklicher Weise an seinen Feinden zu rächen.

Mit diesem Wunsche im Herzen rief er alle seine Untergebenen zusammen und befahl ihnen, ihm zu folgen. Er stieg, majestätisch anzuschauen, von seinem erhabenen Throne hernieder, um sich nach den Rhonegletschern zu begeben. Die Teufel mit den schwarzen Gesichtern und flammenden Augen, die schrecklichen Verdammten, welche die Luft der Berge von ihrem Schmerzensgeheul und ihren entsetzlichen Verwünschungen erzittern machten, die Hexen endlich mit ihren wirren Haaren über den vergilbten Stirnen standen ihm mit bedrohlichen Gebärden zur Seite. Und Himmel und Berge begannen einen Kampf auf Tod und Leben, während der Sturm die Felsen geißelte und der Blitz auf die Dörfer und Herden niederfuhr.

Schließlich setzte sich Wodan auf einen Thron, den die Gewässer der Rhone auf sein Geheiß bildeten, und fuhr auf ihm den Fluß hinunter. Auf dem Haupte hatte er ein flammendes Diadem, die Hand umschloß das Scepter von Feuer. Er lachte in grauenvoller Weise und von seinem eklen Hofe umgeben nahte er den ersten von Christen bewohnten Häusern. Er befahl nun der Rhone, ein Werk der Zerstörung zu beginnen; er wollte, daß sie mit ungestümer Wut in das Thal stürzte und auf ihrem Wege alles vernichtete. Der Fluß gehorchte: im Augenblick prallten die schäumenden, braunen Wogen gegen die Felsen und brachen sich tosend an den ungeheuren Massen, die ihrer Wut widerstanden. Wodan lachte noch immer, während das Triumphgeheul seines Gefolges die mächtige Stimme des Flusses übertönte, der schon die bescheidenen Hütten eines San Mauritius geheißenen Dörfleins zu erfassen drohte. Plötzlich aber kamen die Gewässer nicht mehr vorwärts.

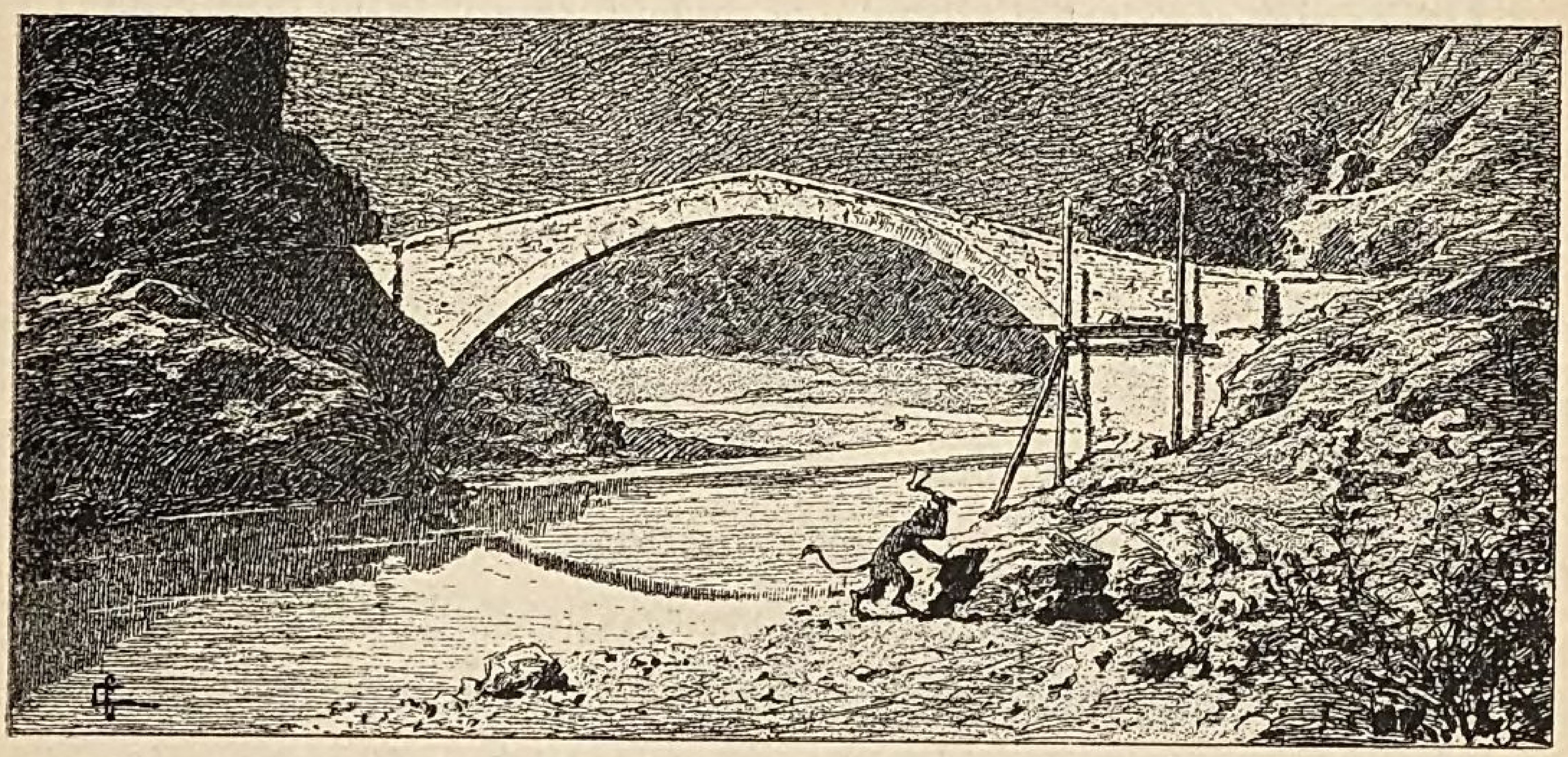
Die Rhone peitschte jetzt mit noch größerer Wut als vordem die Felsen und sprang noch bedrohlicher, noch schwärzlicher empor; aber ein von den Heiligen verehrtes Kreuz verteidigte das Dorf. Wodan mußte sich besiegt und gedemütigt auf die höchsten Spitzen der Alpen zurückziehen, von wo er den schrecklichen Vaudaire oder Teufelswind mit Heftigkeit hinunterblies, der pfeifend durch die Wälder saust und die Seen aufwühlt. Der alte Gott hält sich nach seiner gründlichen Niederlage noch häufiger als zuvor auf den Diablerets auf, wo er den Blitzen und Stürmen befiehlt. Und inmitten seines höllischen Hofstaates, welchen die Seelen der Selbstmörder beständig vermehren, ersinnt er endlosen Schaden für die Thäler durch sich wiederholende Abstürze und verheerende Lawinen.

Diese Sage erinnert vielleicht an eine große Überschwemmung der Rhone, welcher auch die kirchliche Geschichte der Franken von Gregor von Tours gedenkt. Doch wenn das nicht der Fall wäre, so hätte man sich zu fragen, auf welchen fürchterlichen Einfall der Barbaren diese Alpensage hinweise. Es ist das nicht leicht zu erraten; zweifellos sollte auch die Rhone trotz ihres — verglichen mit andren bedeutenderen Flüssen Europas — so kurzen Laufes ihre merkwürdigen Sagen haben. Das Volk erblickte die große Bedeutsamkeit der Rhone jedenfalls in dem Umstande, daß ihr Lauf von den Alpen bis zum Meere der Schauplatz vieler blutiger Kämpfe und berühmter Alpenübergänge fremder Eindringlinge war. So kommt ihr Name in Sagen vor, die an den geschichtlichen Übergang Hannibals und an den Einfall der Hunnen erinnern. Ihre sagenhafte Größe begegnet uns auch in den Heldengesängen von den Kämpfen zwischen Franken und Sarazenen. Man könnte Langes und Breites über die Volkspoesie schreiben, welche sich um die Rhone nach ihrem Austritt aus den Alpen gebildet hat, auf denen man sich noch an das kühne Unterfangen des Gottes Wodan erinnert.

Auf den Vaudalpen nennt man den Teufel auch Bocan, weil er nach der Anschauung des Volkes oft die Gestalt des „bouc“, des Ziegenbocks annimmt, wenn er einen Schatz hütet oder den sträflichen Sabbathversammlungen präsidiert. In den französischen Sagen heißt der Teufel einmal „Le Harpi“ oder „Grippi“, auch „Grand Biquiou“, wenn er des Nachts auf einem Steine in Gestalt eines Tieres, und besonders als Ziegenbock sichtbar ist.

Die Sagen vom Teufel in den Schweizer Alpen sind

kaum zu zählen; doch finden sich, wie es scheint, in ihnen keine Spuren des Glaubens an die Schutzdämonen der Pässe vor. In den Schweizer Bergen begegnen wir dagegen sehr häufig dem Teufel als Erbauer kühner Brücken. Und gleich der ganz besonders volkstümlichen Sage von der Erbauung der Teufelsbrücke in Piemont bei der Gemeinde Lanzo über die von den Alpen herabkommende Stura, erwähnen die nicht nur auf den Schweizer Alpen, sondern auch zum



großen Teil im übrigen Europa verbreiteten Sagen von der Erbauung von Teufelsbrücken einen mit unserem Erbfeinde eingegangenen Pakt.

Die Schweizer Sage von der Teufelsbrücke über die Reuß ist ebenso bezeichnend wie die von der sagenhaften Brücke über die Stura. Die erstere besagt, daß ein junger Älpler mit großen Beschwerden und Gefahr jedesmal die Reuß überschreiten mußte, so oft er sein Liebchen besuchen wollte; andernfalls hatte er einen großen Umweg zu machen, um zu ihrer Hütte zu gelangen.

Eines Tages stand er auf einer kleinen Anhöhe und blickte betrübt in die wütenden Wasser der Reuß, die durch das Schmelzen des Schnees oben in den Bergen außerordentlich stark angeschwollen war. Er war ärgerlich, daß er unter diesen Umständen der geliebten Braut fern bleiben mußte. In seinem Zorn stieß er die Worte aus: „Ach, wenn doch der Teufel käme und mir eine Brücke bauen würde!“

Er hatte kaum die Worte gesprochen, als auch schon der Teufel neben ihm stand; er sah durchaus nicht schrecklich oder grotesk aus; sein Antlitz strahlte im Gegenteil das Lächeln außerordentlicher Güte wieder. Der Hirt war ein guter Christ und erschrack nicht im mindesten; er blickte dem Teufel furchtlos in das Gesicht. Der letztere versprach im Handumdrehen eine Brücke herzustellen und verlangte nur, daß ihm die Seele des ersten lebenden Wesens versprochen würde, welches auf der Brücke die Reuß überschreiten sollte. Der junge Hirt versprach in seiner Verliebtheit und in seiner Sehnsucht nach einer solchen Brücke, die ihm einen bequemen Weg zur Geliebten eröffnete, alles was der Teufel wollte.

Dieser nahm das kühne Werk sofort in Angriff und führte es seinem Versprechen gemäß in einem Atem zu Ende. Mit einer unmäßigen Freude im Herzen blieb er auf der Brücke, um den Preis seiner Arbeit zu erwarten. Der Jüngling erinnerte sich jedoch an das dem höllischen Versucher gegebene Versprechen und wagte sich nicht als erster hinüber. Ein glücklicher Zufall wollte nun, daß plötzlich ein Gemsbock am Ufer des Flusses erschien. Mit leichtem Fuße trabte er auf die Brücke und wurde natürlich sofort eine Beute des Teufels. In seiner Wut, keine menschliche Seele erwischt zu

haben, zerstückelte er das arme Tier und warf die Fetzen desselben auf die umstehenden Felsen.

Eine andre Sage nennt uns den Heiligen Gotthard als Erbauer derselben Brücke; während der Fertigstellung wendet der Teufel tausend höllische Künste an, um jenen an der Vollendung des Werkes zu hindern. Aber ihm zum Trotz erhob sich die Brücke über die Reuß. Dem Staunen über diese kühne Konstruktion zwischen den Bergen gesellt sich ein Gefühl der Traurigkeit zu, wenn man bedenkt, daß der Haß der Menschen auch an dieser Stelle den feierlichen Frieden der Alpen störte, wo sich schon so viele Dramen in den erbitterten Kämpfen der Menschen gegen die Natur abgespielt haben. Als im Jahre 1799 die Franzosen sich mit den vereinigten Österreichern und Russen schlugen, spielte sich die Hauptaktion auf dem Gotthard ab. Die Kaiserlichen wurden von den Franzosen mit Heftigkeit angegriffen, und nach vielen Stunden erbitterter Verteidigung sammelten sie sich in der Schlucht bei der sagenhaften Brücke nach einem Verlust von 2000 Toten und Verwundeten.

Eine der Sage von der Reußbrücke fast ähnliche Erzählung finden wir in einem fernen Lande wieder. Sie besagt, daß die Brücke von Domingo Terne vom Teufel erbaut worden sei, um zwei durch den Fluß getrennten Liebenden zu helfen. Allabendlich schlug der Teufel die Brücke über den Fluß und der Jüngling beeilte sich, sie zu überschreiten; der höllische Geist ließ sie so lange stehen, bis der Verliebte heimkehrte. Irgend jemand bemerkte diese Vorgänge, und da das Vorhandensein einer Brücke an jener Stelle vielen Menschen zu gute gekommen wäre, beschloß man, dem Jüngling einen Priester über die Brücke folgen und sie durch denselben segnen

zu lassen. Dadurch sollte dem Teufel die Fähigkeit genommen werden, sie abzureißen oder zu beschädigen. Theophil Braga nennt in seinem Buche „Contos Tradicionaes do povo portugnez“ neben der vorstehenden noch andre sagenhafte Erzählungen von der Erbauung von Brücken.

Ähnlichen Sagen begegnen wir auch auf den Tiroler Alpen. Immer bietet sich der Teufel zur Errichtung einer Brücke an einem Orte an, wo die menschliche Kunst auf kaum überwindbare Hindernisse stoßen würde; immer fordert er in dem Pakt die Seele des ersten, die Brücke betretenden lebenden Wesens. Der einmal begangene Irrtum scheint ihn indessen nicht klüger gemacht zu haben, denn regelmäßig trifft er jemand, der voller List zuerst ein Tier die Brücke betreten läßt; bald ist es ein Kater, bald ein Hund, bald ein Wolf oder eine Maus. In einer tiroler Sage beschreitet zuerst eine Ziege die Brücke; voller Wut reißt der tobende Teufel ihr den Schwanz ab.

Eine Teufelsbrücke erblickt man auch im sagenreichen Thale von Lauterbrunnen; viele andre giebt es in Deutschland und Frankreich. Unzählbar sind auch die Geschichten, in welchen der Teufel die Erbauung von Brücken, Kirchen und Kapellen verhindern will. Eine der ältesten Versionen dieser Sage findet sich in dem berühmten „Le Monage Guillaume“ betitelten Heldengesange vor. Danach wurde König Ludwig von Frankreich in Paris von einem Räuber, Namens Isoré belagert. Der König ließ den berühmten Ritter Wilhelm von Oranien zu sich entbieten, der inzwischen ein Einsiedler geworden war. Der tapfere Kämpe eilte zur Rettung des Königs herbei, doch infolge seiner

riesigen Körpergröße konnte er dicht vor Paris in einer kleinen Hütte an der Straße keine Unterkunft finden. Da ereignete sich ein Wunder. Das Dach der armseligen Kabache wuchs mit den Mauern und Wilhelm konnte untertreten. Er forderte Isoré, besiegte ihn im Zweikampfe und kehrte darauf in eine Art Wüste zurück, um dort das — belement son Moustier — zu erbauen. Dann machte er sich an die Errichtung einer Brücke über einen am Fuße des Hügels vorüberschießenden Wildbach. Der Teufel jedoch machte nächtlich die tägliche Arbeit des zum Eremiten gewordenen Ritters zu nichte.

Der heilige Mann geduldete sich einen vollen Monat; endlich aber wurde er es müde, die Zerstörung seiner Arbeit mitansehen zu müssen. Eines Abends lauerte er dem Teufel auf, und als er seiner habhaft werden konnte, packte er ihn an einem Arm und schleuderte ihn in den Strudel des Wildbachs.

Häufig sieht man auf einem der Felsen in der Nachbarschaft der höllischen Brücken, wie dieses auch bei der sagenhaften Teufelsbrücke über die Stura der Fall ist, den Eindruck des Teufelsfußes, der manchmal einer Ziegenklaue, manchmal einem Pferdehufe gleicht. Auch an andren Orten hat der Teufel vielfach den Abdruck seines untersten Gliedes hinterlassen; man sieht einen solchen bei der kleinen, nicht weit vom Melchthale in der Schweiz befindlichen dem heiligen Rochus geweihten Kapelle. Hierher kommen im Sommer die Hirten aus einem in beträchtlicher Höhe gelegenen Dorfe zur Kirche. Sie steht neben einem ruhigen Alpensee und einem „der Teufelssprung“ geheißenen Felsen. Der Teufel ist wahrscheinlich von einem sehr hohen Felsen auf diesen Stein gesprungen, um die Hirten an der Erbauung der

Kapelle zu hindern. Er konnte indessen nichts unternehmen, und zur Strafe für sein freches Wagnis mußte er als Erinnerung an seine Niederlage den Eindruck seines verwünschten Fußes auf dem Steine hinterlassen.

In einigen französischen Sagen heißt der Teufel auch der „alte Gérôme“ oder der „alte Wilhelm“ und hat gewöhnlich einen Pferde- oder Ziegenfuß, sowie drohende Hörner. Er hüllt sich in einen roten Mantel, und in gewißen Erzählungen wird er häufig zu einer so imponierenden Erscheinung, daß man ihn den „Groß-Herr“ nennt. Häufig besteigt er gleich dem zum wilden Jäger gewordenen Theodorich ein schwarzes Roß, welches eine wichtige Rolle in der Sage spielt; auch wird er zum Pudel. Die Art und Weise seines Verschwindens, wenn ihn die Menschen erblickt haben, ist eine noch vielfältigere. Einigemale verwandelt er sich in einen Wind oder in einen Qualm mit dem unerläßlichen Schwefelgestank; dann wieder in einen Regen. Sein Erscheinen bedeutet häufig ein Unglück; die Häuser stürzen ein und den Menschen gelingt ihr Wiederaufbau nicht mehr, die Bäume werden niedergebrochen und die Fruchtbarkeit der Felder versiegt. Läßt er sich während seines Verweilens auf einem Stück Holz nieder, so wird dieses schwarz; die Steine, auf welchen er verweilt, behalten den Stempel seiner verruchten Klauen oder seines Fußes.

Als im Jahre 1798 die Franzosen in den Kanton Luzern einrückten, wohin ihnen ein sehr schlechter Ruf vorausgegangen war, wurde der Glaube an die Teufel wieder lebendig und mancher blickte neugierig den Franzosen auf die Füße, weil man sich erzählte, daß letztere denen der Ziegenböcke ähnelten!

Auch auf manchen sogenannten Hexensteinen in den Alpen bemerkt man nach der Meinung des Volkes Abdrücke von Ziegenfüßen und ungeheuren Klauen. Im Großen Thale von Lanzo auf der sagenhaften Pietra Cagna hält man die Spuren des einstmaligen Vorübergleitens eines Gletschers ernsthaft für Eindrücke der Person Seiner höllischen Majestät, herrührend von einem Augenblicke wilden Tobens, als dieselbe die Pietra im Thale des Torrione im Stich lassen mußte.

Eine Sage des Valsesia erzählt, vor vielen, vielen Jahren sei ein guter Jüngling an einem Abend einsam auf der Straße von Alagna nach der Alpe von Bors gewandert, um einige Stunden in der heitren Gesellschaft der dort die Kühe weidenden Sennerinnen zuzubringen.

Kurz vor der Brücke über die Sesia, hinter der Kapelle des Heiligen Antonius begegnete der Ärmste einer Erscheinung, die auch die Mutigsten hätte in Schrecken setzen können. Hinter einem großen Felsen sah er eine übernatürlich große, schwarze menschliche Gestalt sich aufrichten. Er zweifelte keinen Augenblick daran, sich dem Teufel gegenüber zu sehen, der ihn denn auch sofort umklammerte, gegen den Felsen drängte und sich anschickte, ihn zu erdrosseln. Dem Unglücklichen gelang es jedoch, mit der einen freigebliebenen Hand das Zeichen des Kreuzes zu machen und der Teufel entfloh unter schrecklichem Geheul. Am Felsen sieht man noch jetzt die Schultern und den Kopf eines Menschen deutlich eingedrückt zur ewigen Erinnerung an jenen fürchterlichen Vorgang.

Eine von dieser völlig abweichende Sage erklärt das Vorhandensein solcher tiefer Abdrücke auf einem der vielen erratischen Blöcke auf der weiten Ebene zwischen Reignier,

der Arve und den Bergen von San Sisto in Savoyen. Diese Blöcke wurden hier, wie auch in andren Gegenden, von den Druiden als Opferaltare gebraucht und jetzt trägt jeder Block, wie wir schon im Trentin und Thale von Genua gesehen haben, seinen besondren Namen. So erblicken wir dort einen Stein der Toten — einen Stein der Feen — den Stein des Schatzes — den Teufelsfelsen — den Pferdetritt. Letztgenannten Block, der unfern des Dorfes Arbusigny zu finden ist, umspinnt eine merkwürdige Sage.

Wir stoßen in andren Alpensagen auf Erinnerungen an Pilatus und Herodes, doch viel weiter zurück — alle andren darin übertreffend — greift die Sage des „Pferdefußes“, denn sie versteigt sich bis zu Noah! Nach der von ihm getroffenen Auswahl der Tiere, welche er in seine Arche aufnehmen wollte, stürzten die übrig Bleibenden, gleich den vielen vielen Menschen vor den andringenden Wassern in wilder Flucht davon. Mit großem Scharfsinn suchten sie sich Stätten aus, wo sie sich sicher glaubten. Unter ihnen befand sich ein Pferd, welches toll vor Schreck auf den erratischen Block in der Ebene bei Arbusigny sprang und sich dort für gerettet hielt. Einige Menschen meinten, ihre Rettung darin zu erblicken, daß sie sich auf das Pferd schwangen. Es gelang ihnen das nicht, weil das Pferd sich wacker verteidigte. Bei dieser Gelegenheit drückte es dem Felsen seine Hufeisen auf, die auf Grund dieser Sage schon in den antediluvianischen Zeiten in Gebrauch gewesen sein müssen. Leider nützte dem Pferde die Selbstsucht nichts, denn die wilden Gewässer stiegen allmählich auch bis hier hinauf und schwemmten es von dannen.

Auch in den Sagen von den Bergschätzen, die sich nach der Anschauung der Gebirgsleute in den Alpen fast Schritt für Schritt vorfinden, taucht vielfach der Teufel auf, wenn einmal nicht die schönen Königinnen der Berge, die scheußlichen Drachen oder die Gnomen, die alle ja etwas Höllisches an sich haben, zur Wacht derselben berufen sind.

Eine dieser Sagen spricht von dem sogenannten Sonnengold, das sich in verschiedenen Gegenden der Alpen vorfinden soll, dessen antiker Ursprung vielleicht auf den Sonnenmythus weist und uns auch an die Sitte erinnert, gewisse Münzen „Sonnengold“ zu nennen. Wie dem auch sei, jedenfalls war ein Ritter, Kuno von Gastelen, ein nach Reichtum gieriger Mann, und er hätte deshalb ohne Besinnen einen Vertrag mit dem Teufel abgeschlossen, um mit dessen Hilfe der reichste Mann seines Landes zu werden. Der Teufel kannte des Ritters geheime Gedanken und er erschien ihm eines Tages im Gebirge in der Nähe des ritterlichen Schlosses.

Wie fast alle Sagen schließt sich auch diese der Umgebung an und zeigt uns den Teufel in einer neuen Gestalt. Er erschien dem Ritter Kuno als ein hochgewachsener Mann mit einem knotenreichen Stock in der Hand, einem Ziegenfuße und der Schnauze eines Bären. Er schloß unverzüglich einen Pakt mit dem gierigen Herrn, der, ohne um die Bedenklichkeit seines Versprechens besorgt zu sein, einzig den Augenblick ersehnte, in welchem er die ihm zugesagten neuen Schätze zu Gesicht bekommen sollte.

Ein Wink mit dem Stock und mit dem Gebirge ging eine wunderbare Veränderung vor. Die Felsen, die höchsten Tannen, die Alpenblumen wurden im Augenblick zu funkelndem

Golde, welches das der Sonne verdunkelte. Aber der habsüchtige Ritter sollte sich nicht lange an dem ihn umgebenden Glanze erfreuen; ja, er hatte keine Zeit, die ihm vom Teufel geschenkten Schätze zu überschauen, weil er für immer das Augenlicht einbüßte. Vor Gram, das so heiß geliebte Gold nicht mehr mit eigenen Augen sehen zu können, erkrankte er heftig und wurde schnell eine Beute des Teufels.

Der funkelnde Schatz versank darauf in die Erde; doch einmal im Jahr, und zwar am heiligen Freitag um Mitternacht, erschließt sich von neuem das Gebirge. Von den Felsen und den Bäumen gehen hell leuchtende und schimmernde Strahlen aus. Gegen Tagesanbruch verschwindet wieder das ganze Wunder. Keinem Menschen wird jemals die Möglichkeit des Besitzes des Schatzes Ritter Runos gewährt sein.

Andere Schweizer und Tiroler Sagen sprechen ebenfalls von dem zeitweiligen Erscheinen funkelnder, die Gebirge bestrahlender Schätze. Den Menschen aber will es niemals gelingen ihrer habhaft zu werden. In Vallemaggio begegnet man einer Variante der Sagen von den Schätzen. Hier erscheinen die Schätze ebenfalls, und zwar in der Weihnacht oder am heiligen Sonnabend während der Messe. Diese Schätze gehören den Berggeistern, die sie dann öffentlich zeigen. Sie verschwinden jedoch plötzlich vor den Menschen, und nur derjenige könnte sich ihrer bemächtigen, der bei ihrem Anblick irgend einen Gegenstand auf die Goldhaufen werfen würde.

Vielleicht bergen diese unzähligen Sagen von Schätzen, die sich zumeist unter der Obhut des Teufels befinden, uralte

Erinnerungen an den Sonnenmythus. Diese Erinnerungen sind in vielen Gegenden der Alpen mit der Überzeugung von dem Vorhandensein kostbarer Goldminen verschmolzen, mit deren Aufdeckung viele Personen ihre Zeit unnütz oder mit geringem Erfolge verschwendet haben. Es giebt trotzdem Strecken, wo sich Gold in Fülle gefunden hat, wie in der Bassa bei der Sierra Viellesa, einer ungeheuren, mit Kieseln bedeckten und merkwürdig durchwühlten Wüstenei. Man sagt, daß Rom dort nach Gold suchen lasse.

Es war unvermeidlich, daß zu einer Zeit, in welcher zur Bekämpfung des Luxus und der Verderbtheit einer entarteten Civilisation mit größerer Begeisterung als heute die Tugenden der Demut und das Verdienst der Armut gepredigt und die Reichtümer für die Quellen des Sündenfalles angesehen wurden, daß man damals den Teufel gerade als Hüter der Schätze betrachtete. Dieses Amt versieht er nicht nur in den Sagen der Alpen und von ganz Deutschland, auch die französischen Legenden zeigen ihn uns als Herrn aller Reichtümer in den Eingeweiden der Berge. In ihnen preist er sich glücklich, wenn es ihm gelingt, eine nach dem Besitz dieser Schätze lüsterne Seele zu verderben.

Der Monte Cistella, von welchem man einen so großen Teil der Alpenkette überblickt, steht wie ein Riese zwischen der majestätischen und unbeschreiblichen Landschaft, welche den Monte Rosa, den Montblanc, die Jungfrau, den Breitt und die gesamte Kette der malerischen Berner Alpen umrahmt. Auch er spielt in der Sage eine gewichtige Rolle; in Varzo und im Antigorio-Thale sagt man ihm nach, daß er große Reichtümer birgt.

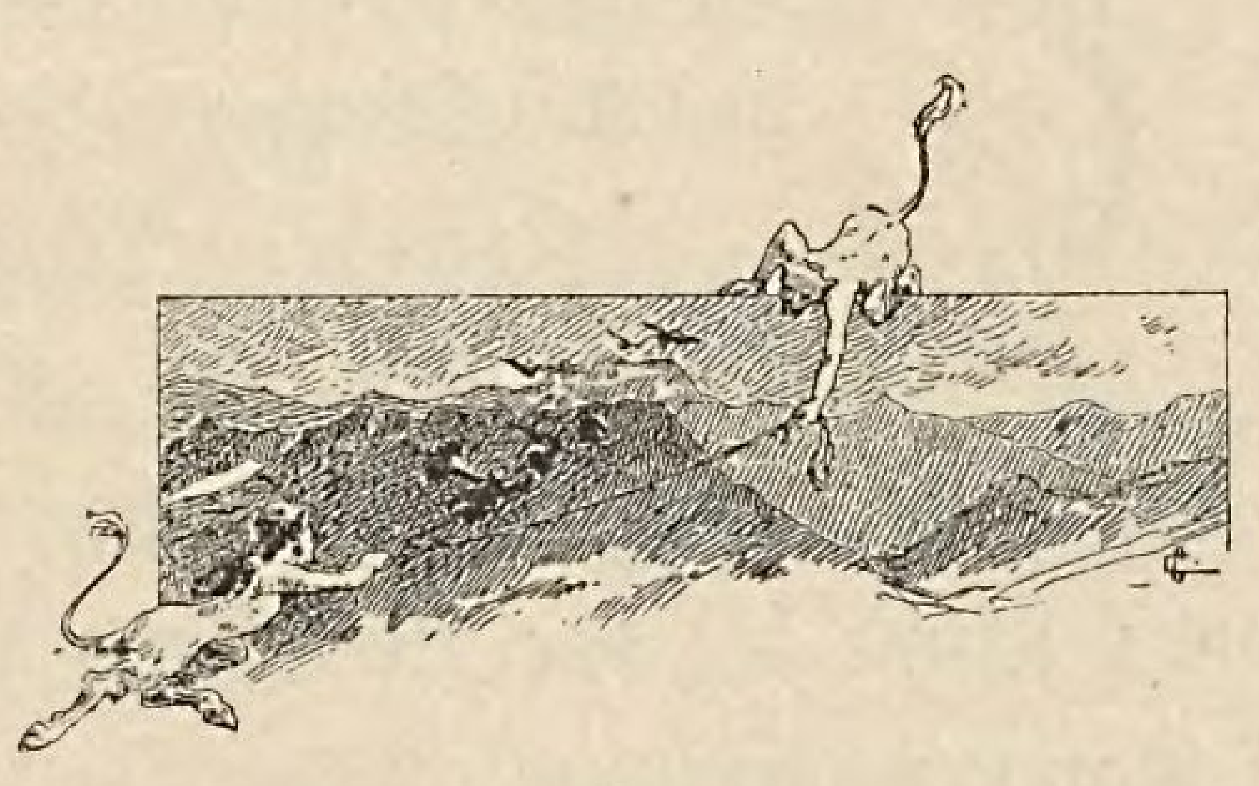
Doch sein Ruf erreicht meines Erachtens bei weitem nicht die Bedeutung, deren sich im Großen Thale von Lanza die Pietra Cagna erfreut, die, wie schon erwähnt, vom Teufel dorthin geschleppt wurde. Nach einem Sprüchlein gilt die Pietra Cagna mehr als Frankreich und Spanien zusammengenommen!

Der Monte Cistella besitzt als bevorzugte Behausung geheimnisvoller Geister dieselbe Bedeutung wie die Spitze der Diablerets, der Pilatus, der Monte Canino und andre Alpenkolosse, von denen man sich unendlich viele Wundergeschichten erzählt. Im Monte Cistella sollen sich auch Quecksilberbrunnen vorfinden; doch wer sie sieht und forteilt, um sich Schöpfgefäße zu holen, erblickt sie nach ihrer Rückkehr nicht mehr. Die Hirten erzählen, daß die Grundfläche des Cistella der große Ballsaal des Teufels ist. Wer sich des Nachts dort unten befinden würde, dem könnte die Sache sehr schlecht bekommen, wenn Satanas gerade offenen Hof hält. Man hört alsdann gar schreckliches Schreien und Heulen.

Mehrere Bände würden nicht ausreichen, um alle die Sagen der Alpen herzuzählen, in welchen der Teufel auftritt, und die sich vorzugsweise in den der Schweiz, Österreich und Italien gehörigen Strichen vorfinden. Die Volksphantasie, die sich das Vorhandensein des Satans auf der riesigen Kette vorstellt, unterliegt eben hierin ganz besonders auffälliger Weise dem Einflusse ihrer Umgebung. Dante trug im Herzen ein hohes Ideal von der Schönheit in der Kunst und war an die klassische Form der Antike gewöhnt. Er hielt sich bei der Beschreibung der vielen Dämonen ebenfalls an dem in den vielen volkstümlichen Sagen sich offenbarenden Aberglauben. Aber trotzdem gab er Luzifer nicht jene ab-

scheuliche und triviale Mißgestaltung, welche die Figur des Teufels so häufig in den Sagen und vielen Abbildungen des Mittelalters angenommen hat.

Die Älpler sind in ihren großartigen und gewaltigen Landschaften an den Anblick der wunderbaren Schönheit ihrer Berge gewöhnt und passen die Gestalt des Satans ihrer Umgebung an. Sie schildern ihn fast stets als den schrecklichen, aber doch besiegten Herrn der höchsten Gipfel und furchtbarer Schluchten; sie verleihen seiner gigantischen Figur eine epische Größe. Oftmals zeigen sie seine Gestalt in einer völlig demütigenden Lage, besonders wenn die Schlauheit der Menschen und die übernatürliche Kraft der Heiligen seine höllische Bosheit besiegt haben. Wer sich seine Erscheinung nach dem Begriffe des Volkes vorzustellen vermag, wird indessen niemals das Gefühl unsäglichen Widerwillens und Ekels vor ihm empfinden. Erscheint er in den Alpensagen auch öfter in Gestalt eines Ziegenbocks, eines Drachen, eines Pferdes, so genügt die Erinnerung an die dunklen Mythen der verschiedenen alten Glaubensbekenntnisse, um die antike epische Größe gewisser Figuren wiederzufinden, welche an den Geist des Bösen, besiegt von dem ewigen Schimmer des Kreuzes, gemahnen.



Drachen und Schlangen




Sehr viele und fast durchgehends außerordentlich merkwürdige Sagen der Alpen handeln von phantastischen Tieren, schrecklichen Drachen und Kämpfen zwischen Heiligen und Schlangen. In diesem Falle, wie in so vielen andren, begegnen wir abermals einer der verbreitetsten, von den ältesten Mythen herübergenommenen und noch jetzt im Bewußtsein der Älpler haftenden Anschauungen des Mittelalters.

Kostbare Miniaturen, alte Holzschnitte und auch wundervolle Glasmalereien auf alten Kirchenfenstern beweisen, daß die wiederauferstehende Kunst bei der Abbildung ungeheuerlicher Drachen und Schlangen sich streng an den Volksglauben hielt, denn die fabelhaften Tiere haben stets etwas Teuflisches

an sich. Fast immer erblickt man sie unter den Füßen einer Madonna, oder wie sie die Seelen der Verdammten in die Hölle zerren; dann auch wieder kämpfen sie, zu einer zahlreichen Schar vereint, erbittert gegen die Engel und die Heiligen.

Man begegnet ihnen auch vielfach in den mittelalterlichen Rittergesängen und ganz besonders in den zum Artus-Cyklus gehörigen. Die Phantasie des Volkes stellte sich häufig unter den roten Drachen die Kelten und unter den weißen die Sachsen vor. Wenn die einen gegen die andren auf festem Boden kämpften, machten sie die Erde heftig erzittern; tobte dagegen die Schlacht oben, zwischen den Wolken, so war sie die Ursache starker Stürme und eines entsetzlichen Blutregens.

Im Mittelalter gehörten Drachen und Schlangen nicht selten zum höllischen Hofhalte. Der Teufel selbst, den wir auf den Gletschern bis über das Alathal hinaus in eine Gemse verwandelt fanden, der zur „Schiena de mul“ im Genua-Thale wurde und nach der Meinung der Älpler noch andere Gestalten annimmt, verwandelt sich auch in eine beflügelte Schlange oder in ein schreckliches Ungetüm. Er wird auch für den Vater der menschenfeindlichen Ungeheuer gehalten, die nach Lacroix geradenwegs von den Giganten, den Pygmäen, den Cyklopen und Satyren der griechischen Götterlehre abstammen sollen.

Der Glaube an die Drachen erhielt sich unter der Bevölkerung der Städte sehr, sehr lange. So wurde z. B. noch im Jahre 1559 gelegentlich der aus Anlaß des Friedensschlusses zwischen Frankreich und Spanien in Lyon abgehaltenen Feste ein abends am Himmel aufsteigender und seinen Flug gegen das Dauphinat nehmender künstlicher Feuerdrache oder Feuer-

ballon von dem zum Tode erschrockenen Volke für einen leibhaftigen Drachen gehalten, weil seinem vermeintlichen Maule ein Feuerregen entfiel und seine Augen im Dunkel der Nacht zu glühen schienen.

Ich selbst fand nur eine einzige Erinnerung an den mittelalterlichen Drachenglauben in einem der Thäler von Lanzo, zwischen den grajischen Alpen, dicht bei Chialamberto. Man erzählte mir dort von einer in einem Grabe des Friedhofs hausenden Schlange, welche das Grab nur ihrer dunklen Geschäfte halber verließ. Auch der abergläubische Schrecken vor den Schlangen hat in jener Gegend sichtbar nachgelassen. Ein freimütiger, gutherziger Älpler sagte mir auf den gefährlichen Kämmen des Calcante im Vinthale, das Verspeisen der Herzen der von ihm im Gebirge getöteten Schlangen wäre ihm ausgezeichnet bekommen. Ein Schlangenjäger auf dem Pic del Cinc zeigte mir die Reste einer gekochten Schlange, von der er einen Teil bereits zum Mittag genossen hatte. Die von manchem Alpenbewohner eingehaltene Sitte des Verzehrens von Schlangenherzen deutet auch auf gewisse alte Anschauungen. In den der skandinavischen Edda angehörigen Gesängen von Gudrun und Humder tötet der Held Sigurd die überaus starke Schlange Fafner und lernt durch den Genuß ihres Herzens die Sprache der Vögel verstehen.

Auf den Alpen der deutschen Schweiz gedenkt man sehr lebhaft böser Schlangen und phantastischer Tiere. Nicht nur die Erinnerung an die ältesten und mittelalterlichen Sagen trug wesentlich zu der Festigung dieses Aberglaubens im Volke bei, sondern auch der Umstand, daß in vielen Teilen der Schweiz Überreste riesiger Reptilien aufgefunden

wurden, welche zur Zeit der letzten geologischen Umwandlungen von der Erde verschwanden. Es würde noch jetzt sehr schwer halten, manche Bewohner dieses Teiles der Alpen zu überzeugen, daß ihr Glaube an das Vorhandensein ungemein langer Schlangen mit einer Krone auf dem Haupte ein großer Irrtum ist. Dieser Glaube stammt zweifellos noch aus dem Mittelalter, denn damals trugen viele Ritter als Abzeichen gekrönte Schlangen auf ihren Schilden und Helmen.

Auch auf den Siegeln verschiedener Schmiedekorporationen des Mittelalters befindet sich neben den Kneipzangen und Hämmern die gekrönte Schlange. Eines dieser Siegel befindet sich auf einem Dokument des Jahres 1327. Auf den Siegeln der Schmiede einiger deutscher Städte haben die Schlangen auch eine Krone mit drei Zacken, auf denen mit Blüten und Blättern geschmückte Kugeln ruhen. Auf einem andren Siegel erblickt man eine Schlange mit einem Stern auf dem Haupte. Auch darin will man eine Erinnerung an antike Legenden sehen. Eine dieser Sagen berichtet, daß Witlich Rusting auf seinem weißen Schilde neben einem Hammer eine rot gemalte Kneipzange führte als Wahrzeichen seiner väterlichen Abstammung, denn sein Vater war ein Schmied; in der Fahne dagegen führte er zur Erinnerung an das königliche Haus seiner Mutter drei kostbare Edelsteine. Er trug einen Helm vom stärksten Stahl mit goldenen Knäufen, und auf jedem derselben war eine Schlange eingraviert. Es scheint, daß die Schmiede zum Gedächtnis an diesen starken Ritter das Abzeichen der gekrönten Schlangen in ihre Siegel aufgenommen hatten.

In den Alpen des Vaud stößt man auf den Glauben an das Vorhandensein riesiger gekrönter Schlangen, Vouivres geheißen. Sie sind von einer erschrecklichen Länge und Stärke, geflügelt wie die Drachen und tragen auf dem Kopfe die schillernde Krone. Sie haben nur ein aus einem glänzenden Brillanten bestehendes Auge, das des Nachts wie eine Feuerkugel oder ein Stern auf den Bergen funkelt, wenn die Schlangen von Gipfel zu Gipfel huschen. Aus dem Maule schleudern sie Funken und Flammengarben, die sich über ihren riesigen Flügeln zu einem wunderbaren Blitz gestalten. Sie nehmen gern ein Bad in den Seen und Wildbächen, doch ehe sie sich in das Wasser begeben, legen sie am Ufer das ihre nächtlichen Fahrten beleuchtende Feuerauge ab. Man erzählt sich, daß die Älpler, angelockt von dem ungeheuren Wert dieser Brillanten, sich große Mühe gaben, die Feueraugen zu stehlen, während die Schlangen sich im Bade befanden.

Zu Vouvry, im Gebiete von Valla, hatte sich einmal, so geht die Sage, ein Mann versteckt, und als eine Vouivre in der Rhone ihr Bad nahm, gelang ihm nicht nur der Diebstahl dieses kostbaren Brillantauges, sondern auch die Festnahme der Schlange selbst. Er trug sie in sein heimatliches Dorf, und daher heißt dasselbe noch heutigen Tages Vouvry.

Gleich dem übrigen phantastischen und geheimnisvollen Nachtvölkchen der Alpen kommen die Vouivres in gewissen Thälern zu Tanzlustbarkeiten zusammen. Selbst die glühendste Einbildungskraft wird sich kein rechtes Bild von der Vereinigung dieser riesigen Wesen machen können, wenn deren Edelsteine durch die Schatten der Nacht blitzen und deren Mäuler inmitten der nackten Felsen oder der schimmernden

Schneefelder Funkengarben in die Lüfte senden. Eine Vouivre, die vermeintlich letzte ihres Geschlechts, will man noch im Jahre 1790 gegen den großen Murevan hin haben flüchten sehen.

Wagner erzählt in seiner Naturgeschichte der Schweiz nicht nur von den merkwürdigen Thaten der Drachen, sondern teilt letztere auch ernsthaft in beflügelte Drachen ein und in solche mit oder ohne Tatzen. Er erzählt, daß in mehreren Teilen der Schweiz einige dieser gefürchteten Tiere getötet wurden, und beschreibt ihre absonderlichen Formen.

Nach der Meinung des Volkes lebten in alten Zeiten in sehr vielen Thälern und in den gefährlichsten Schluchten der Alpen noch andre Gattungen böser Reptilien. Sie fraßen die Bewohner, vertilgten ganze Herden und konnten nur durch die übermenschliche Macht der Heiligen oder die Aufopferungsfähigkeit beherzter Ritter besiegt werden. In dieser Beziehung sind die Älpler auch heute noch unerschöpflich in der Erfindung fabelhafter Erzählungen, in welche sie jedoch stets die Erinnerung an die von Jahrhundert zu Jahrhundert sich fortpflanzenden Überlieferungen hineinflechten. Ihre Phantasie gleicht hierin der starken Einbildungskraft der Seeleute, die ebenfalls überall etwas Absonderliches zu sehen vermeinen. Die fabelhaften Schlangen, die in den düstren Lärchenbaumwäldern hausen oder sich um die mächtigen Buchenstämme winden, um den Hirten aufzulauern, die sie durch den höllischen Glanz ihrer Augen zu bannen wissen; die Drachen, die den Adlern gleich über die Gletscher und höchsten Spitzen gleiten oder mit den gefalteten riesigen Flügeln auf den Felsen sich sonnen, während sie gleichzeitig mit den kostbaren Edelsteinen auf ihrer Stirn die schwarzen Felswände be-

strahlen: sie alle passen ausgezeichnet in die Wildheit und schauerliche Schönheit so vieler Alpenlandschaften. Sie sind mit Recht die Herren des Gebirges, denn sie sind die einzigen Wesen, welche mit Hilfe ihrer teuflischen Kraft den Gefahren der Stürme trotzen dürfen.

Eine der schönsten Sagen von den bösartigen Alpendrachen ist die vom Basilisken beim Meß Todesc im Trentin. Die schwarze, schauerliche Drachenhöhle sieht man oberhalb des Heiligtums vom St. Gotthard, wie man auch auf andren Bergen das „Trou du dragon“ und auch das „trou de Pilate“ erblickt, nämlich Behausungen von fabelhaften Schlangen. Nach der Sage wurde jene Basiliskenhöhle viele Jahre hindurch von einem bösen Tiere bewohnt, welches, gleich einigen mittelalterlichen Drachen, die Gestalt einer Schlange hatte, aber gleichzeitig auch zwei Flügel und einen Kamm. Seine Augen funkelten wie die der Drachen des Vaudthales. Und vielleicht — in einer gewissen Ähnlichkeit mit den herrlichen nächtlichen Erscheinungen in den deutschen Sagen — leuchtete nächtlich auch sein Körper; wenn er über die Berge flog, ließ er einen leuchtenden Streifen hinter sich zurück.

Diese höllische Bestie fraß nicht gleich den Schlangen der Schweizer Alpen die Hirten und Herden, sondern fügte den Menschen in einer ganz andren Art Schaden zu. Der Glanz ihres Körpers sog seine Kraft aus einem sehr starken Gift, welches während ihres Fluges als scheinbare Feuertropfen auf die Erde fiel. Sie waren die Ursache von Bränden, denen keine menschliche Macht zu wehren vermochte. Viele Jahrhunderte hindurch war daher der Basilisk der Schrecken der Bergbewohner, bis ein junger Graf vom Stamme

der Firmiani, beherzt wie kein zweiter, nach seiner Heimkehr aus einem Kriege sich entschloß, sein Land von dieser Plage zu befreien.

Mit einem Speer ausgerüstet, einem Helm mit geschlossenem Visier auf dem Haupte, stieg er zur Basiliskenhöhle hinauf. Er lockte den Wurm aus seiner Behausung, und nach kurzem Kampfe tötete er ihn. Dann spießte er unter dem Jubel der Bevölkerung von Mezzacorona das teuflische Tier auf den starken Speer als Zeichen seines Triumphes. Aber die schädliche Macht des Drachens war mit seinem Tode noch nicht völlig erloschen, was stets in den Sagen der Fall ist, wenn die Sieger jener heißen Kämpfe heilige Männer sind. Trotzdem er besiegt war, wußte er noch sein letztes teuflisches Werk zum Schaden des jungen Grafen zu vollbringen. Während er auf dem Speere baumelte, fiel noch einer jener feurigen Tropfen aus seinem Körper, die zum Schrecken der Älpler Wälder und Dörfer in Brand zu setzen vermochten. Der Tropfen drang durch die Maschen des eisernen Handschuhes des tapferen Ritters, und im Nu war dieser zu Asche verwandelt.

Im Alathale erinnert eine alte Malerei an die Sage vom Jäger und dem teuflischen Gemsbocke. Auf einer andern Malerei im alten Kloster von Monalesi im Susathale sieht man den heiligen Eldradus als Besieger der Schlangen. Auch in andern Ländern giebt es unzählige Bilder von den Siegen der Heiligen über Ungeheuer und Schlangen. Zumeist ist der heilige Georg der Drachentöter: in der Nähe von Lemia im Vinthale erblickt man auf einem kostbaren Freskogemälde von 1500 den heiligen Georg als Besieger eines Drachen von allerbefremdlichster Gestalt. Oft kämpfen der heilige

Michael und der heilige Germanus mit dem Kreuze gegen die beflügelten Schlangen; bald wieder führt die heilige Martha die sagenhafte Taraska an der Kette, oder der heilige Romanus bindet mit der Stola die schreckliche Gargouille von Rouen, welche man in der dortigen Kathedrale auf einem Glasfenster der Kapelle des heiligen Romanus abgebildet sieht. So behauptet man auch, daß eine Malerei, die auf der Vorderseite einer jetzt vernichteten Kirche in Mezzacorona angebracht war, an obige Sage vom Basilisken erinnert hat, und daß ein Basrelief im Museum von Trient dasselbe sagenhafte Geschöpf veranschaulicht.

In den volkstümlichen mittelalterlichen Erzählungen von den Kämpfen der Engel und Heiligen mit den Schlangen, die nichts andres als Geister der Hölle sind, haben die das Prinzip des Guten vorstellenden Personen dieselbe epische Größe, die man im Milton vorfinden kann. Diese epische Größe wird mit der Meisterschaft des Verses und der Gewalt des Bildes auch von Torquato Tasso offenbart, wenn er im „befreiten Jerusalem" den zur heiligen Erde niedersteigenden Erzengel beschreibt, der die höllischen Geister verderben will, weil sie die Wut der Heiden gegen die Christen aufstacheln.

Auch auf den Alpen der Schweiz giebt es zahllose Sagen von Kämpfen gegen bösartige Schlangen. Eine der auffallendsten erinnert an die Grafen von Rore, welche damals in einer Burg nahe den Bergstöcken des Jura hausten, jedoch Besitzer großer Ländereien in der Schweiz bis in die Gegend von Luzern waren. Diese mächtigen Grafen waren Brüder; sie hießen Guntram und Beltram, und auf ihren ungeheuren Besitztümern, namentlich auf den Bergen des Jura

und auf den Alpen, wuchsen meilenweite Wälder, die von unzähligen wilden Tieren wimmelten. Es waren indessen nicht die Bären, die Wildschweine, die Wölfe, welche den Leibeigenen der Grafen den größten Schaden bereiteten, sondern ein Drache. Er setzte die Hirten in Furcht und that den Menschen so viel Böses als möglich an. Er konnte nach Belieben von einem Gipfel zum andern fliegen, auf die grasenden Herden sich niederstürzen oder Häuser und Wälder in Brand setzen.

Die beiden beherzten Ritter beschlossen, gleich dem Grafen Firmiani der Trientiner Sage, die Tötung des schädlichen Tieres, um ihre Untergebenen von dem bösen Feinde zu befreien. In voller Rüstung, mit den starken Schwertern an der Seite und die jugendlichen Gesichter geschützt durch die gesenkten Visiere, machten sie sich auf die Suche nach dem Untier. Es gelang ihnen, dasselbe nicht weit vom Schlosse Burgdorf aufzustöbern. Bei dem heftigen Angriff beider wurde Beltram von der verwünschten Bestie getötet. Guntram dagegen, der stärker oder mehr vom Glück begünstigt war, konnte ihr mit einem kräftigen Schlage den Kopf spalten. Der Drache fiel, und während das tötlich verwundete Tier verblutete, kehrte Beltram zum Leben zurück und konnte zusammen mit dem Bruder den Vasallen die Nachricht von dem wunderbaren Siege überbringen. An der Stätte des Kampfes aber ließen die Grafen von Rore eine der heiligen Margareta geweihte Kapelle errichten, und eine Inschrift an derselben erinnerte an den erfochtenen Sieg. In einem ihrer Schlösser erblickte man lange Zeit hindurch ein Gemälde, welches diesen epischen Kampf darstellte.

In nicht wenigen deutschen Sagen hat die Gestalt Theodorichs die Züge eines fürchterlichen Feindes der Riesen, der Zwerge, der Schlangen und Drachen; auch auf den Tiroler Alpen prunkt er mit seiner übernatürlichen Kraft, wie ein deutsches Heldengedicht berichtet, das sich unter den Sagen vom irdischen Paradies vorfindet. Theodorich wird nicht nur in den italienischen Sagen als dem Teufel verfallen bezeichnet, weil er ein Feind der Kirche ist, auch gewisse deutsche Sagen behaupten dasselbe, die indessen bereits christlichen Ursprunges sein müssen, während andre Sagen ihn wiederum in andrer Auffassung zeigen, als ob das Bewußtsein des Volkes je nach den eigenen Überzeugungen in ihm verschiedene Naturen erblickt habe, eine göttliche und eine teuflische. Eine Art Göttlichkeit wird Theodorich in Gedichten aus der Mitte des 13. Jahrhunderts beigelegt, die sich ebenfalls auf die Erlebnisse in Tirol beziehen. Sie besagen, daß die von ihm ausgeteilten Wunden ein Werk des Blitzes zu sein schienen; kein Schwert war so stark wie das seine, denn er hatte vom Himmel die Kraft des Blitzes verliehen erhalten, und wenn er gegen die Schlangen kämpfte, schienen Blitze herniederzusausen und am Himmel aufzuzucken. Die Sterblichen kannten, so singen die Dichter, kein zweites Licht, das dem von ihm ausgehenden glich; die Wälder verbreiteten einen Glanz um ihn, wie man ihn sich kaum vorstellen kann.

Seine Kämpfe mit dem die Stürme verursachenden Wasserdrachen waren fürchterlich; häufig befahl er den Ungewittern die Erde zu schonen, und alsdann glich er Wodan, dem Gotte des Lichtes und Windes. In Theodorich, dem Drachen- und Schlangentöter, will man eine gewisse Ver-

wandtschaft mit dem sagenhaften Riesen der Tiroler Alpen, Haymon, erblicken, der nach der Anschauung des Volkes ebenfalls eine sehr große Zahl von Riesen und Drachen erschlug.

In den Sagen des bretonischen Cyklus wird ebenfalls erzählt, daß das Antlitz des Königs Artus in den Schlachten wetterleuchtete, und daß auch er in fremde Länder ging, um mit seinem berühmten Zauberschwerte Caliburne, einem Geschenke der Feen, Riesen und Drachen zu töten. Noch bizarrer gestaltet sich der Aberglaube des Volkes in gewissen Romanzen, die von Alexander von Macedonien erzählen. Das Dunkel des Mittelalters brachte eine merkwürdige Verwirrung von Personen und Zeiten infolge der mangelhaften Kenntnis des Altertums hervor; man erzählte sich deshalb, Alexander hätte die Welt besiegt und wollte nun auch die Leute von Anjou tributpflichtig machen; zur Strafe für seinen Hochmut wäre er deshalb auf die heißen Gefilde Asiens unter Drachen und andre Ungeheuer versetzt worden.

Sehr häufig schildern die Sagen der italienischen Alpen und der deutschen Schweiz die fabelhaften Drachen auch als grimme Hüter ungeheurer Reichtümer; jedoch ist in diesen Fällen fast stets eine sehr schöne, aber auch böswillige, weibliche Gestalt ihre Begleiterin.

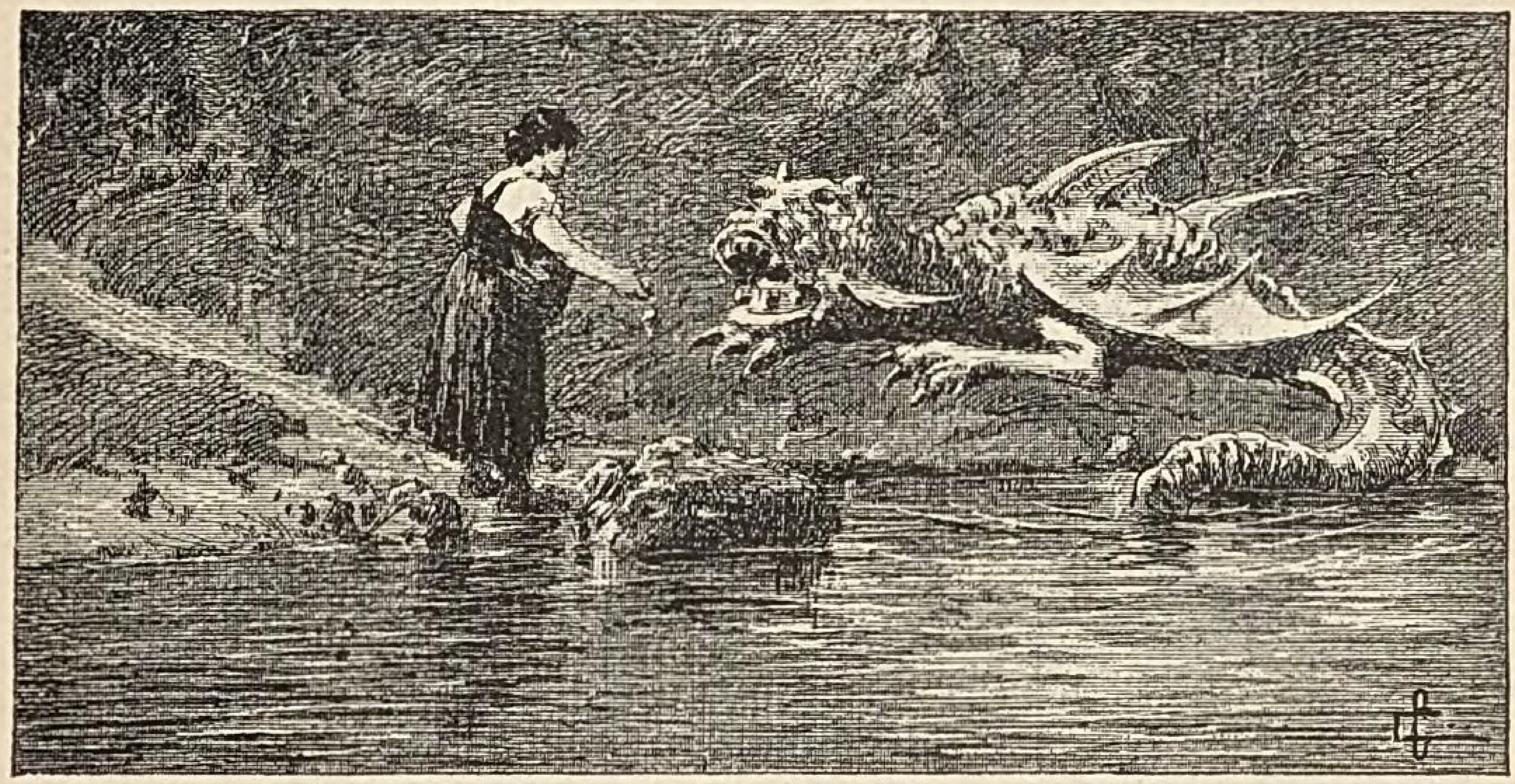
Auf einem sehr hohen und wilden Punkte der Schweizer Alpen erblickt man eine das Vikeloch benannte Grotte, die kein Mensch bisher vollständig erforscht hat, weil sie die Behausung einer verwünschten Frau ist, deren bezaubernde Schönheit von einem Drachen gehütet wird. Beide bewachen einen Schatz, aber wenn es einem beherzten Jüngling gelingt, den Drachen zu töten und die Liebe der schönen Frau zu erringen,

so wird er auch der Besitzer der unermeßlichen Reichtümer. Andre Drachen lebten nach der Meinung des Volkes in einem dichten Walde der Alpen; im Sommer gegen Sonnenuntergang flogen sie, ein schmales, feuriges Schwert in den langen Klauen, pfeilschnell vom Pilatusberg bei Luzern bis zum Rigi. Ihr Erscheinen galt als ein Vorzeichen für ein großes Unglück; in gewissen Gegenden der Alpen behauptete man, das Auffliegen der Drachen bedeute Kriege oder Feuersbrünste. Badeten sie in den Seen oder Flüssen, so standen Überschwemmungen bevor; man erzählt auch, daß ein Drache die Zerstörung eines Dorfes der Schweizer Alpen prophezeit habe.

Nach einem unter den Bewohnern der Tiroler Alpen verbreiteten Aberglauben haben die Schlangen ihr eigenes Reich und ihre eigenen Gesetze und rotten sich in großer Zahl zu einer gemeinsamen Verteidigung zusammen. Ihre Königin hütet zugleich die Schätze und sie ist, wie auch in anderen ähnlichen Sagen, stets eine verwandelte, treulose Frau. Wir sahen bereits, daß die Vouivres der Vaudalpen ihren kostbaren Edelstein an den Ufern der Seen oder der Rhone ablegten, ehe sie in das Wasser tauchten. Die Schlangenköniginnen dagegen entledigen sich, ehe sie ein Bad nehmen, ihrer goldenen Krone, die sie als Abzeichen ihrer hohen Stellung tragen. Sie entziehen sich auch das Gift, doch lassen sie es auf unerklimmbaren Felsen zurück, denn sie würden sofort sterben, wenn die Menschen es ihnen rauben würden. Wer sich ihrer Krone bemächtigen könnte, würde namenlos glücklich werden.

Aus manchen Alpensagen geht auch die Erinnerung an einen im Mittelalter und auch später noch fast allgemeinen

Aberglauben hervor, nach welchem die Hexen und Hexenmeister ungeheure Strecken schnell durcheilen konnten, weil sie auf beflügelten Schlangen oder phantastischen Drachen ritten. Ich habe indessen nicht herausfinden können, ob diese auch den Wiederhall des Donners fürchteten, wie nach der Anschauung des Volkes die Drachen des Meeres. Wollten die Hexen die letzteren zähmen, so vollführten sie mit Hilfe ihrer Zauberkünste in der Nähe der Grotten derselben einen betäubenden



Lärm; sahen sie sodann die Tiere sich furchtsam zusammendrücken, so sprangen sie behend auf deren schillernden Körper und fort ging es über die Wellen.

Es sind jedoch nicht alle Drachen und gekrönten Schlangen der Alpensagen böswillige Reptilien oder von scheußlichem Aussehen. Auf den Vaudalpen im See von Chavonnes soll einmal ein weißer Drachen von gewaltiger Größe gelebt haben. Er stellte den Vögeln unerbittlich nach, doch wenn sich ein hübsches Mädchen dem See näherte, sah

er es mit verliebten Augen an. Der Anblick desselben machte ihm ersichtlich große Freude und er nahm mit Vergnügen die ihm hingereichte Nahrung entgegen. Erblickte die Phantasie des Volkes in jenem weißen Drachen vielleicht einen jener sagenhaften Prinzen, die in einer unförmigen oder Furcht erweckenden Gestalt von der Liebe das Zauberwort erwarteten, welches ihnen die menschliche Gestalt und das irdische Glück zurückgeben sollte? Der weiße, so sanfte und schöne Drache von Chavonnes gleicht meines Erachtens trotzdem nicht der herrlichen Erscheinung jener Drachen, auf welche ein bulgarisches Volkslied weist. Wenn diese über die Wälder streichen, beugen sich in Verehrung vor ihnen, auch wenn kein Lüftchen weht, die stolzesten Wipfel der Bäume, durch welche ihre weißen Schweife wallen. Auf goldenen Wagen sitzen zu ihren Seiten die schönsten Frauen und auch deren Söhne ruhen in goldenen, blitzenden Gefährten neben ihnen.

In Klagenfurt, der Hauptstadt Kärntens, zu Füßen der Kärtner Alpen erblickt man auf dem Hauptplatze den Drachenbrunnen. In alten Zeiten, als die Glanufer noch einen ungeheuren Sumpf bildeten, soll ein Drache diese Gebiete verheert haben. Das Denkmal, welches jenes Untier inmitten der Fontäne zeigt, stammt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Der mächtige Drache mit dem dräuenden Maule besitzt zwei kleine Flügel, die zur Größe seines Körpers in gar keinem Verhältnisse stehen.

Eine gekrönte Schlange vom Berner Oberland war die Freundin eines Kindes, welches ihr täglich die Milch und das Brot schenkte, das es von der Mutter zum Frühstück erhielt. Dem Vater des Kindes fiel es auf, daß dieses die

Speisen niemals zu Hause verzehrte, sondern mit denselben in einen Winkel nahe der Alp ging. Er folgte ihm heimlich dorthin und war unsäglich erstaunt, als er sein Töchterchen eine Schlange füttern sah und mit ihr plaudern hörte. Diese Freundschaft dauerte eine lange, lange Zeit. Als das Kind groß und stark geworden war und den von ihm geliebten Jüngling heiratete, erschien am Hochzeitstage, während die ganze Familie auf der Alp versammelt war, die Schlange und schenkte der Braut ihre goldene Krone.

Nicht nur in den Alpensagen, sondern auch in vielen anderen, besonders im Mittelalter bekannten, plaudern die Schlangen wie menschliche Wesen, aber sie haben gleich den Drachen böse, Funken speiende und nachts erstrahlende Augen. Diese besondere Eigenschaft der Schlangen in den auf den Alpen bekannten Sagen beweist die uralte Abstammung derselben. Als teuflische Geister müssen die Drachen und Schlangen einen funkelnden Blick haben, der in den antiken Mythologien in gleicher Weise dem Prinzip des Bösen angedichtet wurde. Der von Tractana besiegte Drache führte auf dem Haupte sieben blitzende Strahlen, und die sagenhaften Drachen und Schlangen Indiens und Persiens besitzen gleich denen andrer Götterlehren den flammenden Blick. Wenn der Blitz durch die Wolken zuckte, meinten die Perser: „Das ist die den Himmel bewachende Schlange;“ und der treulose Ariman konnte daher als Schlange mit dem funkelnden Blicke dargestellt werden.

Die Erzengel, die Heiligen und die dem Volke teuren Helden der Volkslieder und Rittergesänge scheinen zu allem sie umgebenden Ruhm auch des Ehrgeizes benötigt gewesen zu

sein, Drachen und Riesen oder höllische Geister unter allerlei Gestalten zu bezwingen. Aus diesem Grunde vielleicht erzählen die Sagen von so vielen heldenhaften Kämpfen der Vergangenheit. Aber auch wenn die nimmer rastende Einbildungskraft sich an Ereignisse der neueren Geschichte zu klammern begann, hat sie nichts desto weniger daran festgehalten, wie man zum Beispiel in Norddeutschland glaubt, daß Friedrich der Große die Zwerge an die Gestade des schwarzen Meeres verbannt habe. In andren Gegenden wiederum behauptet man, Napoleon I habe ebenfalls die ihn belästigenden Hexenmeister und Gespenster fortgejagt.

Die den Helden und Heiligen verliehene Macht ist so groß, daß in den Alpensagen nicht nur von ihren Kämpfen gegen die Schlangen berichtet wird. Es verlautet auch, daß die Schlangen auf den bloßen Befehl von Helden, verehrungswürdigen Bischöfen und Einsiedlern hin aus einigen Thälern und von gewissen Bergabhängen verschwanden.

Die Sage vom heiligen Theodulus beschränkt sich nicht darauf, uns den Bischof von Sion nur als den Besieger des Teufels zu zeigen gelegentlich seines Besuches bei den Brüdern im Aostathale; sie erzählt auch, daß er einer Älplerfamilie, in welcher er eine zuvorkommende Aufnahme fand, Gutes erweisen wollte und, als er hörte, daß eine Schlange ein ihnen sehr teures Kind gebissen hatte, es nicht nur heilte, sondern auch allen Schlangen befahl, nach andren Teilen der Alpen auszuwandern, was jene unverzüglich thaten.

Die Sage vom heiligen Veranus auf dem französischen Abhange der kottischen Alpen berichtet, dieser Heilige habe einen Drachen von der poetischen, allen verliebten Gemütern

teueren Quelle von Valchiusa verjagt. Als das Untier auf einem Berge der Alpen starb, ließ der Heilige an jener Stelle, jedenfalls unfern des nach ihm geheißenen Ortes, im Molinesthale eine Kapelle erbauen.

Der heilige Eldradus, Bischof von Novalesa im neunten Jahrhundert, und Herr von Bardonecchia vertrieb ebenfalls die Schlangen aus einem Thale auf den kottischen Alpen, wo er ein neues Kloster erbauen wollte, und zwang sie, sich für alle Zeiten in eine Höhle zu verkriechen. Diese Sage ist noch älter als der „Moniage Guillaume“ genannte Rittergesang, der durch die Gaukler auch in den italienischen Thälern verbreitet wurde. Als Wilhelm von Oranien, schon ehe er den Teufel besiegte, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, des kriegerischen Schlachtenlebens müde wurde, suchte er sich eine einsame Stelle aus, auf welcher er für immer zu leben beschloß.

Er gelangt an einen Wald in der Nähe von Mompellieri und findet hier die gewünschte Einsamkeit. Leider aber wimmelt der Ort von unheimlichen Schlangen und andrem Ungeziefer. Die Gebete aber, die der heilige Mann, gleich dem heiligen Eldradus, zum Himmel schickt, zwingen die Schlangen, die Kröten und Reptile, auszuwandern und sich in das Wasser zu stürzen, was sie mit so großem Lärm thun:

Que le marquis en fu tot effraé.

Die Sagen Savoyens verleihen dagegen dem heiligen Franziskus von Sales, dem Apostel des Chiablese, eine große Macht über die Tiere; er bändigt jedoch nicht Drachen und Schlangen, sondern andre wilde Bestien. Um sich den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen und sie mit der Wucht des heiligen Wortes zu bekämpfen, mußte er sehr dichte Wälder

durchqueren, die bei jedem Schritte von Wölfen, Bären und wilden Schweinen wimmelten.

Der heilige Franziskus aber bekehrte nicht nur die vor ihm niederknieenden Widerstrebenden, sondern befahl auch durch den Zauber seiner Persönlichkeit den wilden Tieren. Sie duckten sich, wenn er sich ihren bergigen Lagern näherte, und waren demütig, als hätten sie alle ihre Kraft und Wildheit verloren. Unbeweglich kauerten sie am Boden, bis der Heilige vorüber war.

Während die Heiligen, gleich den Helden, Drachen und Schlangen ohne Mühe besiegten, blühte den Hexenmeistern nicht immer das gleiche Glück. Bei Frossasco sieht man einen alten Turm, der des Baldissero genannt. In seinen Mauern sollen Schlangen, Feen und Zauberer gehaust haben. Eines Tages tauchte in Frossasco ein Hexenmeister auf, welcher die Macht zu haben behauptete, alle diese Schlangen durch grelle Pfiffe herauslocken zu können; doch war, wie er gleich sagte, seine Bezauberung nicht so kräftig, auch eine dicke, im Turme hausende Schlange zähmen zu können.

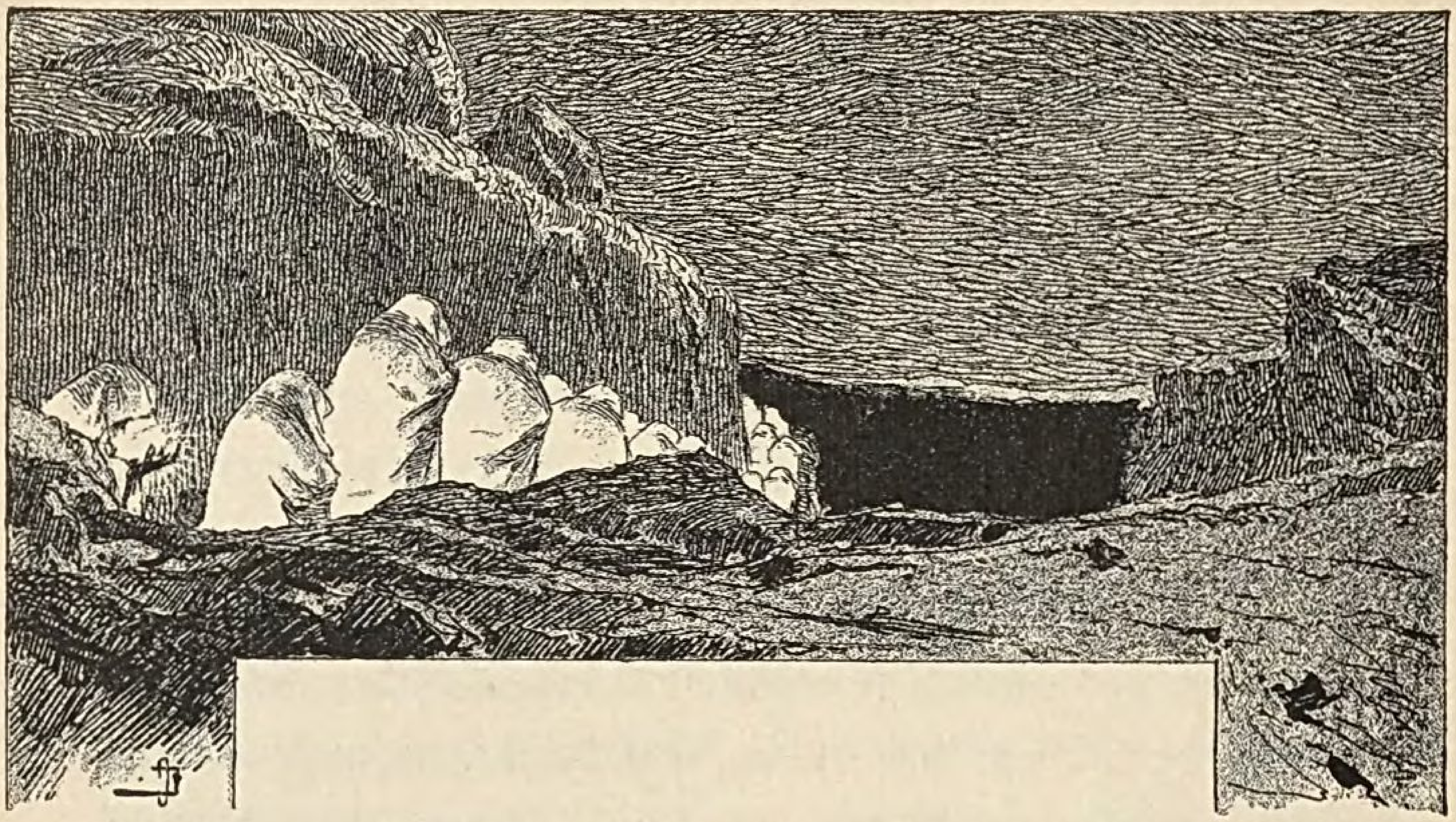
Das Volk brannte auf dieses Schauspiel und so entschloß sich der mächtige Zauberkünstler eine Probe seines Mutes und seiner Tüchtigkeit abzulegen. Er pfiff und die Schlangen kamen wirklich aus dem Turm, sie wanden sich durch die Steine, krochen längs den Hecken durch das Gras und blieben, durch eine übernatürliche Kraft besiegt, unbeweglich und müde zu den Füßen des Hexenmeisters liegen. Aber auch die gefürchtete Schlange, die Königin dieses bösen, kläglichen Volkes, kam schließlich aus dem Bau, und mit ihren sprühenden Augen bannte sie nun ihrerseits den Verfolger fest. Dieser strengte vergebens alle seine Sinne an, gegen die größere Kraft seines

Feindes anzukämpfen, trotzdem blieb er mannhaft; die Schlange erreichte ihn daher, umwand und erdrückte ihn.

In den Thälern von Ceresole finden wir weder einen Hexenmeister noch einen Heiligen bekannten Namens, welcher die Schlangen in die Flucht schlägt, die, nach der Ansicht des Volkes, in großer Anzahl auf dem Abhange eines Berges hausten. Ein geheimnisvoller Mönch aber, der über einen der Alpenpässe herniederstieg, verstand, sie sich gehorsam zu machen. Gerade in diesen Thälern jedoch scheint noch eine tiefe Spur des antiken Aberglaubens bezüglich der Schlangen in dem Bewußtsein des Volkes zurückgeblieben zu sein, denn mancher Älpler trägt dort als Amulet gegen jedes Unglück ein Stückchen Schlangenhaut auf seinem Leibe.

Merkwürdige Überlieferungen und Sagen vom irdischen Paradiese waren fast allen Völkern des Mittelalters gemeinsam; auch auf den Alpen finden wir Spuren derselben. Sie wiederholen tausende von Fabeln über gewisse Schlangen, welche eine hohe Intelligenz besitzen und häufig die Sprache der Menschen reden, nichts desto weniger aber gleich den fürchterlichsten Drachen anderer Sagen der Alpen bösartigen Charakter haben. Von ihnen erzählt man sich auch in manchen armseligen Hütten der österreichischen Alpen.





Gespenster.

Viele Alpensagen erzählen befremdliche Dinge von den Totenprozessionen. Wollten durch sie vielleicht die Älpler unter Umbildung alter Glaubenslehren ausdrücken, daß sie auch nach ihrem Tode die Alpen nicht zu verlassen hätten?

Das heidnische Altertum glaubte ebenfalls an ein Wiedererscheinen der Seelen der Verstorbenen in der Gestalt von Gespenstern. In den Überlieferungen aus den urältesten Zeiten kann man Spuren dieses den verschiedensten Völkern gemeinsamen Glaubens finden. Er offenbarte sich ganz besonders in Rom, als aus dem Orient dorthin Leute in größerer Zahl kamen. Die Gelehrten Spaniens standen vornehmlich in dem Ruf, die Geister versöhnen zu können, die sich weitverbreiteter Meinung nach viel zu häufig zum Schaden der Menschen zeigten.

Die älteste Sage von Alpengespenstern fand ich in der alten Chronik von Novala, in welcher erzählt wird,

es sei den Mönchen eine so große Zahl von wohlthätigen Geistern erschienen und nachts um das Kloster geschwebt, wie kaum eine Stadt Einwohner hat, selbst wenn sie alle in den Prozessionen der Betwochen aus den Thoren ziehen.

Diese Sage, die zugleich eine geheimnisvolle Poesie um das uralte Kloster auf den Abhängen des Montcenis webt, welches zur Zeit der Karolinger weit und breit hin erglänzte und für fünfhundert Mönche bequem Raum bot, lehrt bereits den Triumph des christlichen über den heidnischen Glauben. In diesem Falle sind die Gespenster nicht die Seelen unbeerdigter Toter und deshalb zum Schrecken der Lebendigen zum Umherirren auf Erden gezwungen, sondern fromme und gute Geister, die zum Lobe des Herrn zu den Menschen zurückkehren. Sie sind in das Thal verliebt, in welchem sie einstmals den Frieden nach den Kämpfen des Lebens fanden, und kommen an demselben Orte zusammen, wo sie so oft während der flüchtigen Zeit des irdischen Daseins im Gebete verweilt hatten.

Der Glaube an diese Umzüge der Heiligen muß im Mittelalter sehr verbreitet gewesen sein. Wir finden ihn auch in den Fioretten des heiligen Franziskus wieder, wo von dem jungen Mönch die Rede ist, der den Orden verlassen will. Doch ehe er aus dem Kloster schied, wollte er sich noch einmal vor dem Altar verneigen. In einer Vision erschienen ihm dort paarweise die Heiligen; ihre Gesichter und Hände erglänzten wie die Sonne, und während sie in der Prozession dahinschritten, sangen sie gleich den Heiligen des Susathales.

In demselben Thale schweben die Toten als weiße Gespenster um die Ruinen der historischen, uralten Kirche vom

heiligen Lorenz in Oulx, die auf den Trümmern eines Marstempels errichtet wurde. Dort wurden heilige Mönche von den Longobarden um das Jahr 571 erschlagen und die Kirche des Heiligen Lorenz zerstört. Die Zeit verwischte deren Martyrium nicht aus den Gedächtnissen der Thalbewohner. Die Kirche wurde wieder aufgebaut und abermals zerstört von den Sarazenen, als diese zum Schrecken der Bewohner in das Thal herniederstiegen. Damals vervielfachten sich die Sagen und noch im Jahre 1000 gedachte man derselben. Sie besagten wunderbare Dinge, ganz besonders von den Totenumzügen in den dunkelsten Nächten durch die Ruinen; wenn der Mond den hohen Gipfel des Rocciamelone und die Gletscher des Montcenis beleuchtete, wiederholten die Gespenster demütig die Gebete aus der Zeit der Betwochen.

In andren Gegenden der Alpen hält man ebenfalls die Toten für gute Geister. In den Thälern von Lanzo wallen sie schweigsam von Berg zu Berg und von Thal zu Thal. Oftmals kommen sie den abgeirrten oder in Lebensgefahr schwebenden Hirten zu Hilfe. Sie erhellen sich den Pfad mit dem leuchtenden kleinen Finger, denn ihre Körper erglänzen nicht gleich denen des deutschen Gespenstervolkes, und wenn sie diese klägliche Kerze verlieren, leiden sie sehr, weil sie dann ihren nächtlichen Marsch im Dunklen fortsetzen müssen. Sie umschwärmen die höchsten Kuppen der erhabenen und imposanten Gruppe, welche an der äußersten Grenze Italiens die drei Thäler von Lanzo abschließt; sie erklimmen die für Menschen unerreichbaren Felsen und kommen hinauf bis zum majestätischen „Turm von Ovarda“ auf den abschüssigen Flanken

der Lera und Rossa. Sie verbreiten auch ein schwaches Funkeln über den großartigen Bau der Bessanese und steigen bis zu dem blumigen Gefilde der Mussa hinab, wo sich auf dem denkbar schönsten Teppiche alle blonden Feen des Lanzothales zum Tanze zusammenfinden.

Eine Sage von Biella meint, die Toten verlassen um Mitternacht ihre Gräber, wenn sie die Zauberrute eines lebendigen Ritters berührt, der sie alsdann auf ihren nächtlichen Umzügen begleiten muß. Des Nachts, wenn die Schafe auf den hohen Weideplätzen der Alpen eingehegt sind und die Hirten in den kleinen „muande", den nächtlichen Zufluchtsstätten, schlafen, versammeln sich die Toten zunächst in den Thälern, ehe sie den ermüdenden Zug über die Gebirge antreten. Und wenn die weißen Gespenster sich zwischen den Rosen und Kreuzen auf dem so schön und poetisch zwischen den Bergen am schäumenden Cervo gelegenen Friedhofe von Rosazza erheben, dann muß die Szenerie eine so überwältigende sein, daß nur die Feder eines Goethe ihr gerecht werden könnte.

Im äußersten Winkel des Thales von Andorno wandern auf- und niedersteigende Prozessionen stets denselben Pfad auf den abschüssigen Flanken der nackten, düstren Berge hinter Piedicavallo; nach der Anschauung der Leute wallen sie auch über den hohen Hügel der Mologna. Der kleine Finger dieser Toten glüht nicht wie bei den Gespenstern des Lanzothales; wohl aber tragen sie ein kleines, am äußersten Ende eines menschlichen Knochens brennendes Lichtchen, und auch sie sollen gütige und wohlthätige Wesen sein. Eine Sage, die ich in dem imposanten Heiligtume von Oropa, dem benachbarten Thale vernahm, meldet, daß, ehe die Wachshölzchen Gemein-

meingut wurden, die guten Haushälterinnen am Abend ein Licht anzuzünden pflegten, wenn die Prozession der Toten vorüberzog.

Im selben Thale von Andorno, und zwar in der Gegend San Paolo Cervo und Campiglia, spricht mancher Greis noch vom „cours“. Es handelt sich indessen hier nicht um die „corsa“ der Feen, sondern die dortigen Sagen berichten, daß einst auf den hohen Kämmen der Alpen und Hügel die Seelen der Toten nächtlich auf die Lebendigen gewartet haben. In dieser Gegend des Gebirges von Biella werden die Toten in ein Laken genäht, und wenn die armen Seelen Vorübergehender habhaft werden können, bitten sie solche, „den Faden zu ziehen“, um sie von ihrem Totenmantel zu befreien. Dieser Glaube deutet auf Schatten und Gespenster, welche beim Aufgang der Sonne wie Nebel verschwinden, aber trotzdem leiden, als säßen sie in menschlichen Körpern, während ihnen doch die Freiheit der Bewegungen fehlt. Dieser Umstand regt zum Nachdenken an, denn in vorliegendem Falle enthält die einfache Volkserzählung eine Merkwürdigkeit, die wir auch in der göttlichen Komödie vorfinden, und die dort die dramatische Größe einiger Gesänge bildet, die wir zu den schönsten Offenbarungen des großen Dichters zählen. Er läßt uns die Seelen erblicken, die eigentlich nur Schatten sind, ein „Nichts scheinbar und doch Person“, von den Qualen gebrochen, als befinde sich mit dem Geist zugleich auch der elende Körper in der fürchterlichen Folter.

Im Thale von Varaita will man heute noch das Gestöhn und das Schreckensgeschrei der Unglücklichen vernehmen, die von den steilen Felswänden abstürzten, wenn man an der Stätte

ihres Todes vorübergeht. Diese Wehrufe schallen in gewissen Nächten des Jahres oder bei bösem Wetter noch schärfer und verzweifelter als gewöhnlich.

Auch in diesem Thale erblickt die Einbildungskraft des Volkes die Prozessionen der Toten; eine Flamme leuchtet diesen Gespenstern ebenfalls wie ihren Brüdern aus den übrigen Thälern Italiens auf ihrer nächtlichen Wanderung. Gleich den Toten von Biella, in den Thälern des Elvo und Cervo, werden sie von einem unbescholtenen Lebendigen angeführt. Auch dieser Totenumzug wird der „cours“ genannt. Als ein junges Mädchen ihre Mutter von einem plötzlichen Unwohlsein befallen sah und durch den plötzlichen Schreck so die Geistesgegenwart so weit verlor, daß es im Hause nicht gleich die Zündhölzchen fand, lief es zum Hause hinaus, um bei der Nachbarin sein Licht anzuzünden. Doch nahe ihrer Hütte begegnete die Tochter dem „cours“ und in dem Glauben, daß dieses eine der üblichen Prozessionen der Lebenden war, bat sie höflichst einen der Vorüberziehenden um ein Zündholz. Ihrem Wunsche wurde sofort gewillfahrt und sie eilte zur Unterstützung der Mutter nach Hause zurück. Doch als sie hier ihr Licht ansteckte, bemerkte sie zu ihrem endlosen Schrecken, daß man ihr, anstatt einer kleinen Wachskerze, einen kleinen menschlichen Finger gereicht hatte, der an der Spitze brannte.

Das Kind hielt es für gut, den Führer der Toten betreffs des Fingers um Rat zu fragen. Es ging daher nach dessen Hütte. Hier wurde ihm geraten, die in der nächsten Nacht zurückkehrende Prozession zu erwarten und die Kerze dem Gespenst zurückzuerstatten, welches ihm die-

selbe überlassen hatte. Gesagt, gethan. Als das Mädchen dem Gespenste den Finger überreichte, sagte die ruhelose Seele, es möge Gott danken, daß es gerade der Seele ihres Mütterchens begegnet habe, die ihr nichts Böses anthun könnte, im andern Falle hätte es durch seine Unklugheit leicht großen Schaden gehabt.

In jenem Thale glaubt man auch, daß der Führer der Toten den Gespenstern als Brücke diene, wenn der Lauf eines Baches oder irgend ein schwieriger Paß zu durchschreiten ist. Allein nur die Seelen benötigen einer solchen menschlichen Brücke, die zur Sühnung ihrer Sünden noch eine lange Strafe erdulden müssen. Die Toten versammeln sich laut den Sagen dieses poetischen Thales in großer Anzahl auch in der Kapelle des Fleckens Torretta, die man nachts erleuchtet sieht; hier sagen sie im gemeinsamen demütigen Gebet den Rosenkranz her.

In der Kapelle der Olmetti, im wildesten und traurigsten Teile des Vinthales, finden sich die Toten nach der Meinung des Volkes um Mitternacht ein, um die von einem geheimnisvollen Priester gelesene Messe anzuhören, während ein unsichtbarer Sakristan zum Schrecken der Bewohner eines elenden Dorfes in der Nähe die Glocke läutet. Hier wohnen Älpler, die stets bereit sein würden, ihre Brust in den Alpenpässen dem Tode darzubieten, wenn Italiens Feinde dort eindringen wollten, aber des Nachts umgehen sie ängstlich die zwischen Ulmen sich bergende einsame Kapelle in einem großen Bogen.

Im Kanton von Uri steht eine Kirche, welche man für die älteste in jener Gegend hält; in ihrer Nähe hauste zur Zeit der ersten Anfänge des Christentums ein heiliger Mann

zugleich mit einigen Holzfällern. Die Kapelle war eine geraume Zeit bereits verlassen, als eines Tages ein junger Hirt, der in der Nähe ihrer grauen und geborstenen Mauern vorüberging, sich von einem mild und liebenswürdig aussehenden Priester angerufen hörte, der ihn fragte, ob er ihm bei der Messe behülflich sein wollte. Der Knabe war fromm und gut, er sagte daher sofort zu. Nach Beendigung der Messe empfahl ihm der Priester innig, er möge keinem Menschen erzählen, was in der Kapelle vorgegangen war; dann verschwand er. An verschiedenen Tagen noch half der Knabe demütig dem geheimnisvollen Priester bei der heiligen Handlung. Er hielt sein Versprechen und sagte niemandem ein Sterbenswörtchen. Der Mutter aber fiel es auf, daß er alle Morgen zur gleichen Stunde das Haus verließ, ohne jemandem zu verraten, wohin er ging. Sie begleitete ihn daher eines Tages. Als beide jedoch zur Kapelle kamen, waren die Kerzen erloschen und das Gespenst ließ sich nie wieder sehen.

Auch auf den Bergen des Trentin glaubt man an die Umzüge der Toten. Sie entsteigen am ersten November um Mitternacht den Gräbern, nachdem die langsamen Schläge der schon seit Beginn des Abends in den Dörfern tönenden Glocken sie geweckt haben. In dieser Sage tritt uns ganz besonders lebhaft die Erinnerung an die heidnischen Anschauungen entgegen. Den Alten gleich, welche die bösartigen Seelen dadurch zu beschwichtigen suchten, daß sie in gewissen Gegenden Totenkuchen buken, stellen die Älpler des Trentin in der Meinung, daß die Toten die Häuser ihrer Blutsverwandten zu besuchen pflegen, in jener Nacht eine mit Gerste, Bohnen, Wurzeln und Kartoffeln angemachte

Suppe für die armen Seelen auf jeden Tisch. Im Thale von Andorno läßt man in derselben Nacht für die Toten gekochte Kastanien in der Küche stehen und daselbst auch das Feuer brennen, damit die Seelen sich erwärmen können.

Die Toten verlassen in der Nacht vom zweiten November abermals die Gräber, um durch die Thäler und über die Berge des Trentin zu wallfahrten. Sie tragen wie ihre Brüder im Lanzothal, im Biellese und Thale von Varaita ein Lichtchen in der Hand, aber sie sind keineswegs gutmütig. Eines Nachts nahm eine Frau unvorsichtigerweise einem der Gespenster das Flämmchen fort, um ein vom Winde ausgepustetes Licht wieder zu entzünden; zu ihrem Schrecken sah sie, daß ein Totenarm an jener Leuchte hing. Als sie am folgenden Abend dem in sein Grab zurückkehrenden Schatten Licht und Arm zurückerstatten wollte, hatte sie ein Kind zur Seite, um auf diese Weise der Rache des Gespenstes vorzubeugen. Als dieses sein Eigentum zurücknahm, riet es ihr, nie wieder die Toten bei ihrem traurigen Umzuge zu stören.

Man bemerkt, daß alle diese Sagen einen gewissen Zusammenhang haben. Es scheint so, als ob alle umherirrenden Seelen den Wunsch haben, daß ihre Knochen an der Stelle ihres Körpers bleiben, an welcher sie zu Lebzeiten saßen. Bei dieser Gelegenheit drängt sich meinem Gedächtnisse eine fromme Sage aus dem Varaitathale wieder auf, in welcher von einem verlassenen Kirchhofe auf einem Abhange des Gebirges die Rede ist. Ab und zu rutscht an dieser Stelle das Erdreich nach dem Thale zu ab, und wenn ein Alpenbewohner zwischen der herabgefallenen Erde einen menschlichen Knochen findet, trägt er ihn zur Kirche; sind jedoch die Knochen in

größerer Zahl gefallen, so sammelt er sie behutsam und trägt sie abermals nach dem Friedhofe in der Höhe, im Herzen beglückt über seine gute That. Er weiß, daß die Seelen der Toten, denen die Knochen angehörten, ihn nunmehr für das bewiesene Mitleid segnen und endlose Segenswünsche für das Wohl seiner Familie und seiner Güter erflehen werden.

Im hohen Vallemaggia glaubt man im allgemeinen ebenfalls an das Erscheinen der Toten, aber die Älpler, die sich eines gottergebenen Lebens befleißigen, führen sie nicht bei ihren nächtlichen Umzügen an, wie solches im großen Thale von Lanzo, nach dem Gletscher von Sea zu geschieht. Die Bewohner erblicken dagegen die langen, über die Berge wallenden Prozessionen und können in deren Mitte die Schemen der noch im Laufe des Jahres sterbenden Personen erkennen. Wie auch in andren Alpenthälern, besitzen die Toten dieses Bezirks in gewissem Grade die Gabe der Prophezeiung; sie erscheinen inmitten des strahlenden Lichtes vieler Flammen an einem Orte, an welchem sich demnächst ein Unglück ereignen wird. Sie sind ebenfalls gütig und freundlich wie die Toten der Lanzothäler und die des Elvo und Cervo; droht den Menschen eine Gefahr, so lassen sie ihre Stimmen zur Warnung erschallen.

Im Thale Anzasca glaubt man, daß zwei oder drei Nächte vor dem Tode einer Person eine aus den Seelen der Mitglieder einer Bruderschaft des Thales bestehende Prozession vorüberwallfahrtet. Auch sie wird von einem gut beleumundeten, lebendigen Menschen angeführt und vollführt ungefähr denselben Rundgang, den einige Tage darauf der Leichenzug des dem Tode Verfallenen zurücklegen wird. Wie

auch in andren Gegenden hält man dort den Schrei der Ohreule für ein schlechtes Zeichen, für die Verkündigung des bevorstehenden Todes eines menschlichen Wesens. Noch ein andrer merkwürdiger Aberglaube knüpft sich daselbst an den Vogelflug. Die „uccellá“ nennt man dort das Vorüberfliegen einer Schar zwitschernder Vögel an einem Fenster; auch diese verkündet Unheil. Ein bedrohliches Zeichen ist auch das Erscheinen der „vaina“, der Truggestalt eines weißen, sich über die Berge wälzenden und eine Art Kindergeschrei ausstoßenden Hasen. Der Eigentümer desjenigen Ortes, an welchem dieser Hase Halt macht, muß binnen kurzem sterben. Im selben Thale erscheinen auch die nächtlichen Prozessionen der Geister mit den brennenden Lichtern.

In seiner Geschichte der piemontesischen Monarchie gedenkt Nicomede Bianchi ebenfalls der Totenumzüge. Er erzählt eine andre Sage aus dem Gebiete von Biella, die man auch im Mossothale hört. Es handelt sich hierbei indessen nicht mehr um die Heiligen wie im Susathale, sondern diese Sage scheint sich vielmehr in einer neuen Umgestaltung des Volkes den deutschen Anschauungen zu nähern, welche die nächtlichen Geister mitunter als Feinde der Kirche schildern. Thatsächlich sollen diese Prozessionen aus den Seelen des Gefolges des ketzerischen Mönches Dolcina und seiner schönen Genossin gebildet sein, welche beide heute noch in den Bergen umherirren.

In den französischen Sagen, die in den, jenem Lande zugehörigen Alpen ebenfalls bekannt sein werden, lassen sich die Gespenster unter verschiedenen Gestalten von den Menschen erblicken. Den Frauen erscheinen sie häufig als Spinnerinnen;

sie sprechen unverständliche Worte und spinnen das Leinen für die Kleider der Engel und Heiligen. In andern Fällen sind sie auch Wäscherinnen, die einstmals an Feiertagen gearbeitet haben und ihre anstrengende Verrichtung nun auch des Nachts ohne Unterbrechung fortsetzen müssen. Häufig erhalten sie sich das im Leben gehabte Aussehen, öfter aber nehmen die Toten auch, wie auf den italienischen und deutschen Alpen behauptet wird, die Gestalt verschiedener Tiere, von Pudeln oder Wölfen an.

Auch in den französischen Sagen zeigen sich die Geister und Gespenster mit Vorliebe um Mitternacht und machen, wie auch auf den Schweizer-Alpen und deutschen Gebirgen zur Herbst- und Winterszeit, bei schlechtem Wetter einen größeren Lärm als sonst. Wie die Toten der italienischen Thäler wallen sie ebenfalls in der Nacht vor Allerheiligen und in der des zweiten November umher. Wer an diesem letztgenannten Tage fischen geht, läuft Gefahr, in seinem Netze nur Menschenknochen zu finden.

In den Sagen mancher deutschen Gegenden kommt der Glaube an das Vorhandensein des „Totenvolks“ ebenfalls zum Ausdruck. Dieses wallt ganz besonders um Mitternacht durch die Thäler und bildet eine Art Trauergeleit; es bricht nicht vom Friedhofe auf, woselbst die Toten eigentlich ihre düstren Behausungen haben sollten, sondern von dem Hause der demnächst sterbenden Person. Man behauptet auch, daß man unter ihnen die Gestalten der im Laufe des Jahres dem Tode verfallenden Bergbewohner erblickt.

Die Prozession des Totenvolks geht ernsthaft und friedlich ihres Weges. Mehrfach hört man während ihres Vorbeizugs ein Geräusch wie das Gesumm vieler Bienen; beim

Passieren des aus andren Geistern sich zusammensetzenden „Nachtvolkes“ vernimmt man dagegen eine ganz zarte Musik.

Der Glaube an Leichenzüge von Seelen, die das Schicksal der Älpler prophezeihen, herrscht auch in Tirol vor, nur mit dem Unterschiede, daß die zum demnächstigen Tode verurteilte Gestalt des Älplers unmittelbar hinter der von andren Gespenstern getragnen Bahre erblickt wird.

Der Glaube der Alpenbewohner an das Erscheinen der Gespenster und der Totenprozessionen ist bizarr genug, doch dürfen wir nicht vergessen, daß er schon seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde und daher sich in den Bergen ganz besonders frisch erhalten hat. Doch ohne uns um seinen fernen Ursprung zu kümmern, müssen wir ihn in seinem großartigen und poetischen Teile geradezu bewundern. Wir müssen uns die Gebirge und Alpenthäler bei Nacht vorstellen, wenn der Nebel die funkelnden Sterne verdeckt und man in dieser mächtigen Einsamkeit nichts weiter hört als die hohle Stimme der Gießbäche oder, höher hinauf, das einer Drohung gleichende, betäubende Getöse der Wasserfälle. Dabei heult der Wind ohne Unterlaß in den Lärchenbäumen und Buchen. Wir müssen inmitten dieser Todesgefahren die weiße Prozession zu erblicken suchen, die mit dem schwachen Lichte der Flämmchen kaum ihren Weg und die fürchterlichen Felsblöcke und schwarzen Wände zu erhellen vermag, und dürfen uns gestehen, daß nur Dante oder Shakespeare mit ihrer glühenden Phantasie dieses ebenso großartige wie düstere Schauspiel zu begreifen im stande sind, welches die Älpler in den Schrecken der Nacht zu erblicken vorgeben.

Aus den im Gedächtnisse des Volkes noch haftenden

Sagen findet man nur sehr schwer die Spur einer einzelnen Anschauung des Altertums heraus. Im Laufe der Jahrhunderte haben sämtliche Sagen Einschränkungen erfahren müssen, neue Elemente gewonnen und jüngere Eindrücke den älteren hinzugefügt. Daran dachte ich gelegentlich der Totenumzüge mit den bleich schimmernden Lichtkerzen. In der Prozession der „Flambarts“ dagegen drückte sich deutlich eine letzte Spur des Glaubens an gewisse Heilige der Kelten und wohl auch der Gallier aus. Auch die Slaven, die ihren Gottheiten auf den höchsten Felsen und in den Wäldern Feueropfer brachten, kannten ähnliche Ceremonien.

In der alten, auf der Stätte eines ehemaligen Druiden-Kollegiums erbauten Stadt Dreux versammelte sich die Bevölkerung am Vorabend des Weihnachtsfestes und wanderte in Prozession bis zum Rathaus. Jede Person trug in der Hand einen „flambart“, das heißt ein angezündetes Scheit Holz, auch die Kinder nahmen an dem Feste teil. In der Nacht vereinigten sich die weiß gekleidete Geistlichkeit, die Beamten und alle Edlen der Stadt mit dem Volke, und unter dem Rufe „Weihnachten“ umschritten sie dreimal den Hauptplatz. Die Prozession schritt sodann zur Kirche von Sankt Peter, wobei die Priester das „Te deum“ anstimmten; man trennte sich darauf je nach den Stadtvierteln und kehrte durch die verschiedenen Straßen mit den immer noch lodernden „flambart“ heim.

In diesem Falle war dem Christentum die Beseitigung eines heidnischen Festes nicht gelungen; man hatte es daher nur seinen Vorschriften entsprechend umgeformt, ohne jedoch die bedeutsame Erinnerung an die Vergangenheit ganz entfernen

zu können. Die Prozession der Flambarts, die erst der großen Revolution zum Opfer fiel, ermöglichte also ein Zurückgreifen des Gedankens auf die priesterlichen Gebräuche antiker Zeiten und besonders auf die der Druiden, welche ebenfalls mit dem lodernden heiligen Holze im Dunkel der Nacht durch die Wälder und über die Berge schritten. Dieses Holz wurde zur Ehre einer geheimnisvollen schwarzen Jungfrau entzündet, von der sie das Heil für die Zukunft erwarteten.

Mannhardt erzählt, daß man in anderen Teilen Frankreichs, ebenfalls auf Grund antiker heidnischer Ceremonien, an gewissen Sonntagen Feste unter dem Namen „Brandons“ zu feiern pflegte. Etwas Ähnliches geschah auch in andren Ländern, in Tirol zum Beispiel, und auf diesen Festen, die man als die des Frühlings und der Liebe bezeichnen könnte, trug das Volk während des Umzuges ein angezündetes Stück Holz oder bunte Lichter. Sollte die Erinnerung an die alten, nach christlicher Auffassung umgemodelten Umzüge der Heiden nicht auch teilweise die Veranlassung zu dem Glauben an die von den nächtlichen Gespenstern getragenen Flämmchen gegeben haben?

Die in den Alpendörfern ebenfalls gebräuchliche Aufführung der Mysterien, von denen später noch die Rede sein wird, hat zweifellos auch den befremdlichen Glauben an die Erscheinung der Gespenster mit veranlaßt. Die Mitspieler, welche verstorbene Persönlichkeiten darstellten, verkleideten sich als Seelen, das heißt sie hüllten sich in weiße Schleier, wenn sie heilige Seelen verkörperten, und in rote oder schwarze, wenn sie verdammte Seelen darstellten.

Im Mittelalter kannte man auf den Alpen auch die

„weißen Prozessionen", welche zweifellos der Erinnerung der Älpler noch jetzt vorschweben. Diese Prozessionen wurden ganz besonders angeordnet, wenn irgend ein Unglück die Bevölkerung heimgesucht hatte. Dann bedeckten sich alle Bewohner eines Dorfes oder eines ganzen Distrikts mit weißen Schleiern, Tüchern und mit Lumpen und beteten auf weiter Wallfahrt um Vergebung ihrer Sünden.

In der deutschen Schweiz giebt es ebenfalls unzählige Sagen von dem Erscheinen der Gespenster und langer Totenprozessionen. Diese Gespenster dagegen sind, abweichend von denen der italienischen Gegenden, schwarz gekleidet, auch tragen sie nicht immer auf ihren Umzügen angezündete Kerzen, wie die Geister des Biella und anderer italienischer Thäler. Die größte Zahl der aufgezeichneten Sagen von den Totenprozessionen in der Schweiz finden sich in Werken und Dokumenten über die Pestilenzen vor, die ehedem diese Alpenländer verwüsteten. Und wie im Susathale, so begeben sich auch in der Schweiz die Gespenster häufig in die Nähe verwüsteter Kapellen und Kirchen, welche fast sämtlich inmitten eines einst zum Friedhofe geweihten Geländes gelegen sind.

Auf gewissen Bergen der Schweiz nehmen die Nachtgespenster groteske Formen an. Sie sind dann nicht mehr menschliche, durch eine geheimnisvolle Kraft an die Erde gefesselte und zur Sühnung ihrer Sünden zu ruheloser Wanderung verdammte, das jüngste Gericht oder die paradiesischen Freuden erwartende Seelen. Als Gespenster von Kühen wandern sie längs der Berge dahin, und die Älpler vermeiden mit großem Fleiße die Begegnung mit solchen teuflischen Prozessionen. Ihre Leichtgläubigkeit zu ver-

lachen liegt kein Grund vor, denn man entdeckt in derselben sehr bald eine kostbare Spur, die bis auf die ursprünglichen Mythen der Arier zurückführt und ihren Ursprung im fernen Indien hat.

Einer Sage entnahm Goethe den Stoff zu seiner hervorragendsten Dichtung, und wer vorher noch nicht gewußt hat, daß er ein leidenschaftlicher Alpenfreund war, dem erhellt aus der Lektüre des „Faust“ zweifellos, wieviel von den ihm von den Bergbewohnern erzählten Sagen in seiner sprossenden Phantasie haften geblieben ist.

Im letzten Teile des „Faust“ läßt Goethe bekanntlich den über die Berge zerstreuten Anachoreten endlose Scharen von Kindern erscheinen. Bei der Beschreibung dieser phantastischen Szene erinnerte sich Goethe in gewisser Beziehung einer der vielen Varianten von den Sagen über die Göttin Bercht, in welcher berichtet wird, daß die Geister unzähliger Kinder dieser Göttin über die Berge folgen. Am weitesten scheint in den Alpen der Glaube verbreitet, daß die langen Prozessionen unschädlicher Geister aus den Seelen jener Kinder bestehen, die vor der Taufe gestorben sind.

In einem andren Teile des „Faust“ hören wir Mephisto die Lemuren herbeirufen, die nach der Meinung des Volkes im lateinischen Altertum das Aussehen von Skeletten hatten. Sie erschreckten die Menschen durch ihr fürchterliches Aussehen und man wendete gegen sie besondere Formeln und Gesänge an, um ihrer Böswilligkeit zu begegnen. Die mittelalterliche Volksphantasie wandelte die Lemuren merkwürdigerweise in Luftgeister um. Goethe schildert sie uns noch als der fröhlichen Jugendzeit gedenkende Skelette beim

Aushöhlen einer Grube. Wir begegnen diesen Gespenstern in ihrer mittelalterlichen Verwandlung aber auch auf den Alpen, woselbst weitere Sagen von Luftgeistern erzählen, die bei ihren Umzügen eine so süße Musik vollführen, daß, wer sie hört, vor Sehnsucht erkrankt.

Diese Geister werden, wie schon bemerkt, in manchen Gegenden das Nachtvolk genannt; sie bilden meiner Meinung nach eine im Gefolge der Göttin Bercht und des Totenvolks wandernde Gruppe. Sie überfallen auch gleich den wilden Jägern die bewohnten Häuser, jedoch ohne irgend einen Schaden anzurichten. Die Phantasie des Volkes hat aber so viele verschiedene Anschauungen und Erinnerungen durcheinandergeworfen, daß die musizierenden Luftgeister häufig zu boshaften und fürchterlichen Gespenstern werden. Sie töten heimtückisch die mutigen Älpler, welche die Bitte auszusprechen wagen, in der sanften Musik unterrichtet zu werden, auf die sich die Luftgeister so wohl verstehen. Wenn sie auf ihrem Wege irgend ein Hindernis finden, vollführen sie manchmal auch einen Höllenlärm. Vielleicht peitscht in solcher Stunde gerade der Föhn die Felsen und bricht in den Forsten die Buchen oder Tannen. Die Prozessionen der Toten steigen bis zu den hohen Gipfeln empor, auf denen die letzten Alpendämone hausen, und fern vom Meer, auf den letzten Ausläufern der Seealpen wallen beim Tosen des Sturmwindes andre, von der kraftvollen Phantasie des Volkes geschaffene Gespenster vorüber.

Die Schweizer meinen auch, daß viele Gespenster sich zu unzähligen, kampfbereiten Scharen zusammenrotten. Im Kanton Uri, und zwar im Jahre 1531, sollen zwei Geister-

scharen hoch über die Gipfel der Berge aufgestiegen sein und sich dort eine heftige Schlacht geliefert haben. In Unterwalden erblickt man angeblich noch jetzt bewaffnete Geister. Doch hat der Fortschritt der Jahrhunderte bewirkt, daß die luftigen Krieger der Alpen nicht mehr in mittelalterlicher Weise mit gezückten Schwertern auf einander eindringen und lediglich ihrem Mute und ihrer körperlichen Kraft vertrauen. Durch drei Jahre hintereinander, von 1798 bis 1800 haben sich unsichtbare Alpengeister bei ihren Schlachten der Feuerwaffen bedient; man hörte deren Widerhall, ohne den Ursprung des Schalles ergründen zu können.

Das Erscheinen der kampfeslustigen Gespenster galt in jenen Alpenregionen als Vorzeichen eines Krieges. Erinnert man sich der Sagen von den Kämpfen Odins und denkt man an die Gestaltungskraft der Volksphantasie in Kriegs- und Revolutionszeiten, sowie bei politischen Wirrnissen, so geht man in der Annahme gewiß nicht fehl, daß die bei ähnlichen Gelegenheiten und in den ältesten Zeiten entstandenen Sagen, die heute als rein mythologische Erinnerungen gelten, ursprünglich die Schilderungen irgend eines weltlichen, geschichtlichen Ereignisses oder deren Folgen selbst gewesen sind und nicht nur, wie einige Schulen behaupten, ausschließlich metereologische und aus dem Sonnensystem geholte Mythen.

Gelegentlich der Alpensagen von den kämpfenden Luftgeistern mag man sich auch der Worte Ampères über den Glauben der alten Griechen erinnern. Diese behaupteten, daß man bei den Gräbern des Cimon und Miltiades nächtlich Pferdegestampf und Kampfeslärm vernähme. Auch jetzt

noch wollen die griechischen Hirten aus den Sümpfen dringende, merkwürdige Töne hören, die vielleicht von den nächtlichen Kämpfen unsichtbarer Geister herrühren.

Ich bin von den Alpengespenstern ein wenig abgeschweift, kehre aber jetzt wieder zu ihnen zurück und vermerke, daß die Toten der Schweizer Berge sich nicht immer dazu bequemen, gleich ihren italienischen Brüdern die Alpentouristen zu spielen. Einige Sagen erzählen auch von einem Totenkarren. Auch diese entstanden zur Zeit der Pest und melden, daß der Totenkarren mit einigen Gespenstern als regelmäßige Insassen in den Wäldern, an den Ufern der Flüsse oder auf den Friedhöfen der Alpendörfer erschienen wäre. Wahrscheinlich war es während des Auftretens einer Seuche Sitte, die Leichen auf Karren zu laden. Die Erinnerung hieran haftete den Älplern an und veranlaßte die Entstehung der Sagen von dem Totenkarren.

In vielen französischen Sagen scheint der Tod zwischen den Prinzipien des Guten und des Schlechten Posten gefaßt zu haben und die Menschen je nach dem göttlichen Willen und der Gerechtigkeit entweder nach dem Paradiese oder der Hölle zu ziehen. Er nimmt hier ebenfalls die Gestalt eines Skeletts an und wird in der Bretagne „Ankou“ genannt. Oder er tritt als fliegender, in einen langen weißen Mantel gehüllter Engel auf und schimmert gleich dem ganzen nächtlichen Alpenvolk durch die düstre Nacht. Häufig steht er, mit der Peitsche in der Hand, auf seinem Karren, der in den bretonischen Sagen eine große Rolle spielt, wo er der „Carrier au Ankou“, die „Brouette de la Mort“ und auch die „grande Cherée“ oder „charette Moulinoire“ genannt wird.

Häufig fliegt dieser von schwarzen Pferden gezogene Karren schnell wie der Wind dahin, niemand vermag ihn aufzuhalten. Manchmal ist er leer, manchmal voller Leute, und die Geister, die er trägt, sollen, so sagt man, Feuer aus den Nasenlöchern sprühen. Häufig vernimmt man bei seiner Vorbeifahrt die Stimmen längst verstorbener Personen, und merkwürdigerweise behauptet die oft seltsam arbeitende Phantasie des Volkes auch des öfteren, daß eine auf dem Karren postierte Musikbande überaus sanfte Melodieen spielt.

Wenn der Totenkarren stillsteht, oder wenn man ihn, nach andren Sagen, vorüberfahren hört, bedeutet das eine traurige Verkündigung. Bei jeder Umdrehung seiner Räder erlischt ein Menschenleben, und in dem Hause, vor welchem er des Nachts anhält, droht im Laufe des Jahres einer Person bestimmt der Tod.

In andren, auf den österreichischen Alpen ganz besonders stark verbreiteten Sagen heißt es, daß die Toten auf ihren nächtlichen Fahrten, gleich den Elfen, den Luftgeistern und auch den Hexenmeistern, zu musizieren pflegen.

Außer den Toten und andren zahllosen Geistern, die zu Scharen vereint des Nachts inmitten der Gefahren der Lawinen, der häufigen Überschwemmungen und Sturmwinde, ein geheimnisvolles Leben in den Bergen hervorzaubern, giebt es noch gewisse Alpengeister oder Gespenster, die man als vereinzelt dastehende betrachten kann, denn sie gehören zu keiner besondren Gruppe. Eines der merkwürdigsten Gespenster ist der Utzeran, an dessen Vorhandensein man besonders auf den Vandalpen glaubt. In Grün gekleidet, beschützt er die Wälder;

das hindert indessen nicht, daß er ein bösartiger Geist ist, der sich vielfach unter die Scharen der Hexen oder Verdammten im Gefolge des Teufels mischt. Der Utzeran, auch Todeller geheißen, hat eine harmonische Stimme; es macht ihm Spaß, seine Worte vom Echo der Berge wiederholen zu lassen. Gleich dem Apollo liebt er keine Nebenbuhler; wenn irgend ein Hirt seine eigene Stimme mit der des Utzeran konkurrieren zu lassen wagt, läuft er Gefahr, sie für immer zu verlieren.

Eine fromme Sage des Friaul erinnert uns zwar nicht an die Faunen oder Satyrn der griechischen Mythologie, erzählt uns aber von einer heißen, noch über das Leben hinaus dauernden Liebe. Wie der Rocciamelone im Susathale, der Pilatus in der Schweiz, umrankt den Monte Canino im Friaul, mit seiner imposanten Erscheinung und seinen Gletschern, die vollsaftige Poesie der Sage. Einstmals lebte eine schöne Jungfrau in einem auf diesem Berge gelegenen Dorfe; sie liebte glühend ihren Bräutigam, der sie in wenigen Tagen heimführen sollte. Als sie eines Tages auf den steilen Flanken des Bergstockes, der einer uneinnehmbaren Festung gleicht, Gras mähen wollte, stürzte sie in den Abgrund und wurde auf den Felsen tot aufgefunden.

Man kann sich den Schmerz ihrer Angehörigen und ihres Bräutigams leicht vorstellen. Lange dauerte es, bis letzterer sich getröstet hatte, noch länger, bis er in Liebe zu einem andren Mädchen entbrannte. Die gestorbene Braut aber kehrte von Zeit zu Zeit auf den Berg zurück, um sich zu überzeugen, ob der Hinterlassene ihr die Treue hielte, und als sie bemerkte, daß er eine andre liebte, erwartete sie ihn allabendlich auf derselben Straße, in der Hoffnung, ihn beim

Vorübergehen anreden zu können. Eines Nachts kehrte der Jüngling heim, gerade als die Turmuhr Mitternacht schlug. Plötzlich sah er ein Gespenst in weißen Gewändern und mit weißem Antlitz auf sich zukommen. Ein Schauer des Schreckens durchrieselte ihn, als ihn die weiße Erscheinung am Arm nahm und zu ihm sagte: „Ich erwarte dich seit dreizehn Nächten, Wilhelm, endlich bist du gekommen. Ich will nicht, daß du heiratest; thust du es doch, so werde ich stets bei dir sein, so daß du keine Ruhe finden wirst.“ Als die junge Tote geendet hatte, verschwand sie, ohne daß der arme Wilhelm entdecken konnte, wo das Gespenst geblieben war. Er fühlte sich wie behext; am folgenden Tage begann er ohne Unterlaß zu lachen und zu singen. Das Volk sah, daß der Ärmste den Verstand verloren hatte.

In ähnlichen Fällen findet sich in den französischen Sagen nicht das Gespenst einer Verliebten vor, welche auch nach ihrem Tode noch ein, das Versprechen der Treue nicht haltendes menschliches Wesen bedroht; dort spielt der Teufel den Rächer armer Toter. Die Sagen melden, wenn ein junges Mädchen einem sterbenden Bräutigam die Treue verspricht und das gegebene Wort später nicht einhält, so erscheint der Teufel in der Hochzeitsnacht und schleppt die Braut in den tiefsten Abgrund der Hölle.

In einer von den Rhätischen Alpen stammenden Sage erscheint ein dem Utzeran ähnlich in Grün gekleidetes Gespenst; es erinnert an andre, ebenso gekleidete Meister des Betrugs in manchen deutschen Fabeln. Auf den Rhätischen Alpen gelingt es dem grünen Gespenst, mit Hilfe lügenhafter Worte einer Frau durch Kauf ihr kleines Söhnchen abzuschwatzen.

Wenn das Gespenst dann zur Vollführung des Handels erscheint, erkennt sie zu ihrem Schmerze die ganze Tragweite ihres leichtsinnig gegebenen Versprechens, und nach langem Bitten erst erhält sie von dem grünen Gespenst die Zusage, daß das Kind ihr bis zum siebenten Jahre bleiben solle.

Eines Tages wird das Kind von einem Adler geraubt und nach dem sagenhaften Julier geschleppt, wo drei Feen es festlich in ihrem Kristallpalaste aufnehmen. Dort, von den wohlthätigen Geistern beschützt, verbrachte es mehrere Jahre, und als aus dem Kinde ein schöner und liebenswürdiger Jüngling geworden war, sollte dieser nach Beschluß der Alpengeister die schönste und jüngste jener drei Feen heiraten. Überglücklich durch diese Aussicht, erbat er sich die Gunst, vor der Hochzeit seine Eltern nochmals wiedersehen zu dürfen. In der traurigen Stunde des Abschieds steckte ihm die Braut einen Ring an den Finger und vertraute ihm, daß, wenn immer er den Edelstein nach der Richtung des hohen Kammes des Julier wenden würde, sie ihm unverzüglich erscheinen wollte.

Auf dem Wege nach seinem heimatlichen Dorfe fand sich jemand, der ihn an ein sehr reiches Mädchen verheiraten wollte. Er hatte jedoch sein Herz an seine Braut verloren und drehte den kostbaren Stein des Ringes dem bewußten Berge zu. Im Augenblick stand ihm die Fee in ihrem Schneegewande mit funkelnden Augen zur Seite. Ihre Schönheit besiegte spielend die jeder menschlichen Kreatur. Er folgte ihr wie bezaubert. Doch nach einiger Zeit verschwand sie, nachdem sie ihm den Ring geraubt, und der arme Jüngling wanderte, mit der Verzweiflung im Herzen, suchend von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, ohne jedoch die Treulose wieder finden zu können.

In den Sagen der nordischen Völker, wie auch in denen andrer Länder, sind die Winde zu Persönlichkeiten geworden und zwar zumeist zu Zwergen. Auf den Rhätischen Alpen dagegen erscheinen sie uns als Greise. Einer derselben heißt der Nordwind. In obiger Sage vom Julier kommt er dem in die schöne Fee sehr verliebten Jüngling zu Hilfe. Auf seinen starken Flügeln trägt er ihn weit, weit fort zu einem zweiten hilfreichen Greise, dem Südwind, der ihn abermals weiter führt. Und doch will es dem Jüngling nicht gelingen, jenen überaus hohen Kamm zu erreichen, auf welchem seine weiße Braut thront. Endlich trifft er den dritten Greis, den von den Bergbewohnern so sehr gefürchteten, schrecklichen Föhn; dieser trägt ihn auf seinen gewaltigen Flügeln zum Kristallpalaste inmitten der Gletscher, wo er an der Seite der schönen Fee die Liebe und die Glückseligkeit findet.

Diese die Winde personifizierenden Alpengespenster haben nichts gemein mit der merkwürdigen, schrecklichen Baba-yaga, dem über die großen russischen Steppen brausenden ungestümen Sturmwind. Diese verwischt jede menschliche Spur und macht erst ermattet vor den dichten Wäldern halt. In einer weniger fürchterlichen Gestalt begegnet man ihr auch in den böhmischen und polnischen Sagen.

Ein andres, ebenfalls den Wind vorstellendes Gespenst haust gleich dem grünen Utzeran und dem Föhn für sich in der Einsamkeit, und zwar an den nördlichen Gestaden Frankreichs. Es ist nicht in ein grünes Gewand gekleidet, sondern trägt einen roten Mantel. Es bestraft nicht seinen Nebenbuhler, wie es der Utzeran der Alpen thut, sondern läßt diejenigen sterben, die ihn zufällig auf seinen nächt-

lichen Wanderungen belästigen. Oft peitscht er das Meer heftig mit einer Gerte und dadurch entstehen die starken Stürme.

Nicht nur auf dem Meere, sondern merkwürdigerweise auch auf den Alpen giebt es eine Sage von einer Art Gespensterschiff, wie in einem Jahrbuche des Friauler Alpenvereins berichtet wird. Als man eine Straße in der Richtung des Monte Canino baute, war ein Arbeiter weit hinter den Kameraden zurückgeblieben, als diese heimwanderten. Einsam stand er am Abend in einem Walde. Er beschleunigte seinen Schritt, kam aber dabei vom richtigen Wege ab, und es gelang ihm nicht, ihn wiederzufinden. Während er vergeblich nach einem Auswege aus dem Walde suchte, gelangte er plötzlich vor eine durch ein großes Thor geschlossene Höhle; er öffnete es und sah vor sich fünf im Gebet auf den Knieen liegende Mönche. Inmitten der Höhle stand ein Tisch, auf diesem eine angezündete Kerze und außer den Mönchen nahm der Arbeiter noch einen alten Priester wahr, der ihr Oberer zu sein schien.

Der arme Arbeiter fragte letzteren höflich und unverzagt, wie er aus dem Walde nach Nimis hinunter gelangen könnte. Der Priester erwiderte nichts, wies ihm jedoch eine zweite Thür, die der Arbeiter ebenfalls öffnete. Er betrat einen Gang und eilte einem in der Ferne schimmernden schwachen Lichte entgegen, bis er plötzlich vor sich eine hell beschienene Stadt sah; es war ihm, als ruhte die Mittagsonne auf ihren Häusern. Er erreichte einen großen Platz und im Hintergrunde desselben sah er das Meer und auf ihm ein schimmerndes Schiff. Der aus einem Staunen in das

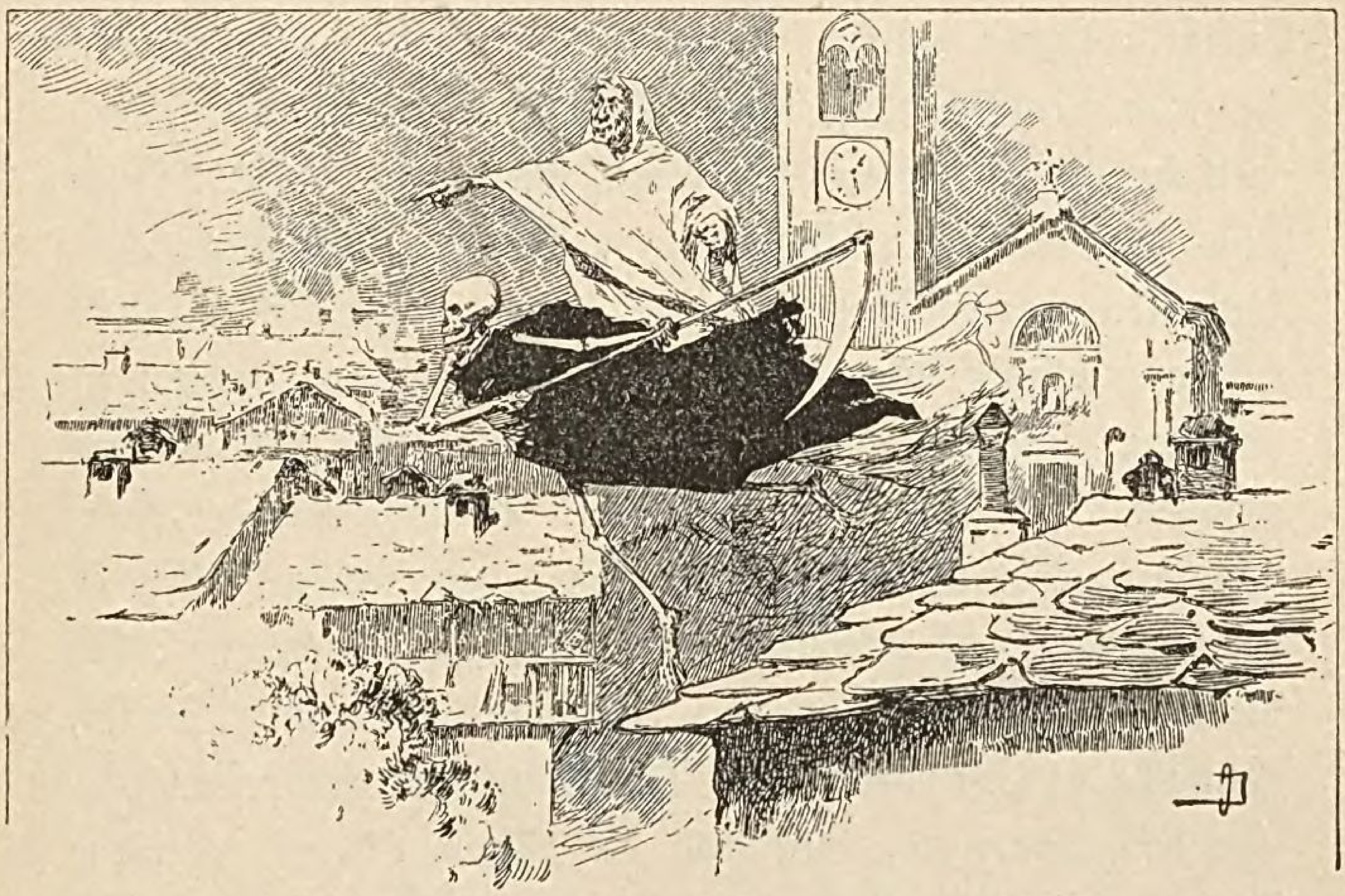
andre geratende Arbeiter winkte mit seinem Tuche und rief die auf dem Schiffe befindlichen Leute an, sie möchten ihm, Gott zu Liebe, den Weg nach Nimis weisen. Eine, wahrscheinlich aus dem Munde der Gespenster kommende Stimme antwortete ihm, mit Erlaubnis seiner Genossen könnte er ihm wohl den Weg zeigen. Ein andres Gespenst beschrieb ihm darauf den Weg, und der Arbeiter vermochte schnell seinen Bestimmungsort zu erreichen.

Die Phantasie des Volkes weiß, vielleicht in der Erinnerung an den alten Glauben der Kelten und andrer Stämme, besonders der Arier, welche in dem Nebel die Seelen der Helden oder andrer Personen erblicken wollten, auch in unsrem Jahrhundert den weißen, auf den Flanken der Berge umherirrenden Nebelflocken eine poetische Auslegung zu geben, indem sie in ihnen Feen- und Totenprozessionen erblickt. Doch ist dieselbe Phantasie, wie wir gesehen haben, auch stark genug, um sich noch andre merkwürdige und schauerliche Gespenster zu erdenken. Unter diesen ist zweifellos das auf den Alpen am entsetzlichsten anzusehende die Pest.

Auf den italienischen Alpen fand ich sehr lebhafte Erinnerungen an die mörderischen Epidemien, die in den vergangenen Jahrhunderten den Dörfern und Flecken der Alpen so endlosen Schaden zufügten. Die Älpler wußten mir die Thäler zu nennen, die infolge der Pest fast völlig verwüstet dalagen. Damals wurden so manche, den beschützenden Heiligen geweihte Kapellen zur Abwendung der Geißel der Pest errichtet. In den kleinen Archiven einzelner Gemeinden fand ich neben den, gelegentlich der Epidemien anbefohlenen „Bekenntnissen“, merkwürdige Notizen über die strengen Verord-

nungen, welche als einziges Mittel zur Fernhaltung der Pest galten. Aber niemals hat man mir in jenen Gegenden von der Frau Pest gesprochen, an deren Existenz man, laut den von Lütolf abgeschriebenen Dokumenten, auf den Schweizer Alpen glaubte.

Einige von diesen besagen, daß im 15. und 16. Jahr-



hundert von vielen Personen in der Schweiz eine hochgewachsene, schrecklich anzusehende Frau bemerkt worden ist. Sie kam, in einen weiten Mantel gehüllt, über die Berge geflogen. Sie hatte lange Zähne, wie die Göttin Bercht in manchen ihrer Verwandlungen, und wo sie vorüberkam, kehrte Trauer in die Städte und Dörfer ein. Man vernahm nicht mehr den fröhlichen Gesang der Mädchen, das heitre Stimmengewirr der Kinder, denn ihr zur Seite flog der Tod.

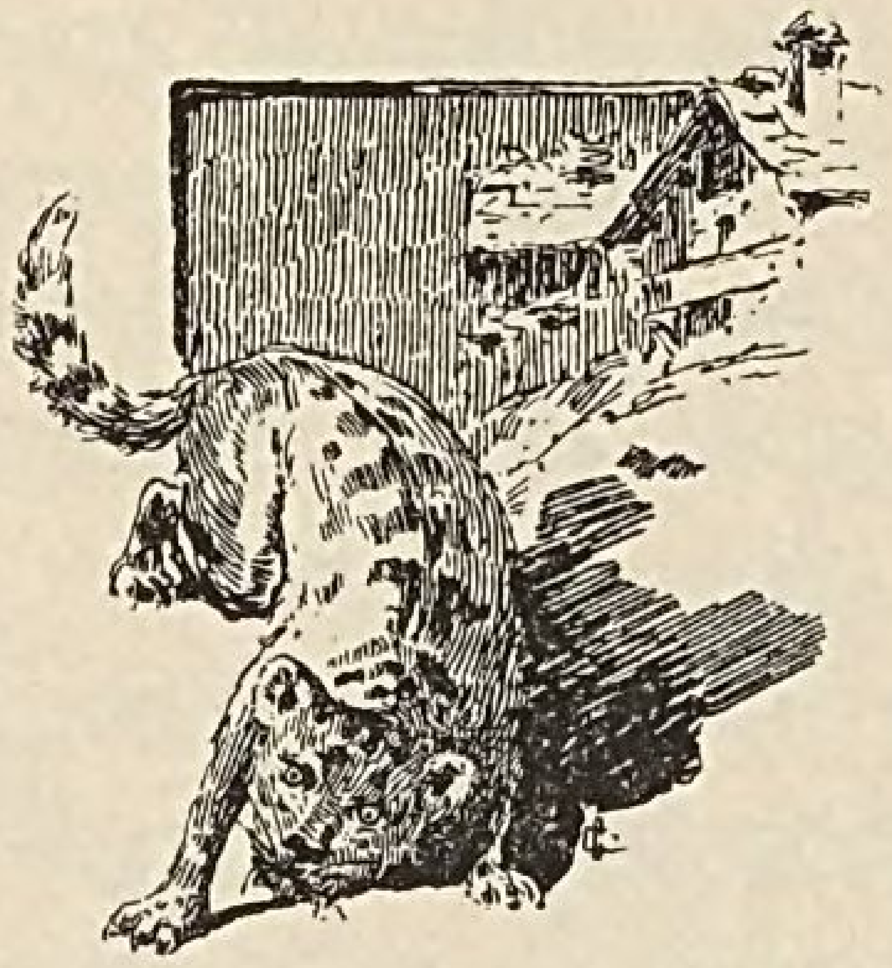
In einer Sage des bretonischen Cyklus findet man das Gespenst der Pest ebenfalls vor, und zwar ebenso greulich aussehend wie auf den Alpen. Diese Sage spricht von dem großen Fürsten Mael, dem Zeitgenossen des Königs Artus. Er war stark und mutig, und doch starb er vor Schreck in einem Kloster, in welches er sich zurückgezogen hatte, als er das gelbe Gespenst (die Pest) durch die Ritzen eines Kirchenportals schauen sah.

In Deutschland giebt es zahlreiche Sagen von den Pestmenschen, wie in Italien von den Quacksalbern, die der Phantasie des Volkes ebenfalls als sagenhafte, böswillige Persönlichkeiten vorschweben. Ein zweites schreckliches Pestgespenst, würdig, der unzertrennliche Genosse der Pestfrau zu sein, war jenes, nach der Sage vor ungefähr 200 Jahren auf den Alpen erschienene Phantom. Es wurde in der Nähe von Bern erblickt, und gleich einem neuen Saturn mähte es bei seinem Vorüberschreiten an Hütten und Städten rastlos die menschlichen Leben nieder. Ihm folgte ein leichter, blauer, ebenfalls die Pest vorstellender Dunst, und ihm zur Seite schritt eine hochgewachsene, vom Volk die „Frau Tödin" geheißene Frau. Diese schreckliche Erscheinung vereinigte sich zuweilen mit dem nächtlichen Volke der Toten auf seinen traurigen Umzügen.

Nach andren Schweizer Sagen trug eine Weiße Dame, Mara geheißen, die Pest von Kanton zu Kanton, und die schreckliche Geißel wurde von dem bestürzten Volke als ein „blaues Volk" erblickt, welches über den frischen Gräbern schwebte oder als blaue Flämmchen über die Oberflächen der Seen hüpfte.

Auf den kottischen Alpen und den französischen Abhängen der Seealpen glaubte man zur Zeit der Pestilenzen, daß die Juden die Quellen und Brunnen auf Befehl des Königs von Tunis vergifteten, der unter einer Decke mit den Aussätzigen steckte. Doch wurden die Juden deshalb nicht niedergemetzelt, wie es zu gleicher Zeit in andren Teilen Frankreichs geschah. Die Bergbewohner begnügten sich mit der Aneignung ihrer Güter.

Nach einem den slavischen Rassen gemeinsamen und auch jetzt noch in gewissen Gegenden bekannten Glauben verwandelten sich die Seelen der Gestorbenen in Tauben. Wir sahen bereits, daß einige Alpensagen die Toten als Tiere, und zwar besonders als Hunde und Katzen erscheinen lassen; diese folgen des Nachts den Menschen und jagen ihnen eine unbeschreibliche Furcht ein. Sie weichen an der Schnautze, den Ohren und Augen indessen von andren Tieren ihrer Gattung ab. Werden sie von den Menschen als bösartige und übernatürliche Geschöpfe erkannt, so führt die Begegnung mit ihnen häufig zu langen Krankheiten und zum Tode.





Alpenblumen.

Ich habe auf den italienischen Alpen keine Sage von Alpenblumen gefunden, wohl aber den Glauben an die wahrsagerische Kraft der braunen Nigritellen, die bescheiden dicht neben den herrlichsten Gänseblümchen und den blauen Veilchen aus dem Boden sprießen, welch letztere dort oben den Mädchen nichts zu besagen wissen. Man behauptet dagegen, daß man aus dem Geflecht der Wurzeln der Nigritellen ersehen kann, ob zwei Herzen lebenslang vereint bleiben, oder ob es geratener sei, nicht an die Dauer einer verfänglichen Liebe zu glauben.

Die Nigritella wird auf den Alpen auch Eintracht oder Zwietracht genannt; der Aberglaube an ihre prophetische Kraft erstreckt sich bis auf die Maiella in den Abbruzzen. Dort tragen die Verlobten diese Pflanze zugleich mit andrem Grünzeug,

etwas Salz, einigen Bildern und einem mit geheimnisvollen Zeichen beschriebenen Stück Papier auf dem Leibe, um gewiß zu sein, daß sie miteinander in Frieden leben werden.

Im Varaitathale, sowie in andren Teilen Piemonts besitzt das so zarte und schöne Gebirgseisenkraut eine geheimnisvolle Macht; der Älpler, der es in der Johannisnacht pflückt, vermag einem Mädchen Liebe einzuflößen, sobald er es mit der Hand berührt. Dieser Volksglaube in jenem Alpenthale entsprang vielleicht aus der Erinnerung an die Priesterinnen der Kelten, die das Eisenkraut als heilige Pflanze verehrten und mit seinen Kränzen die blonden Häupter schmückten. Auch die Römer betrachteten das Eisenkraut als göttliche Pflanze.

In andren Gegenden der Alpen spielt das Rhododendron, von vielen Alpenbewohnern auch Alpenrose genannt, eine große Rolle in den Sagen. Als Lieblingsblume des Gottes Donar wurde es auch Riesenblume genannt; in Tirol glaubt man, daß der von dem starken Arme des Donar geschleuderte Blitz leicht denjenigen treffen kann, der in den Händen oder auf der Brust eine Alpenrose trägt. Vielleicht trug auf Grund dieses Glaubens, daß das Rhododendron den mächtigen nordischen Gottheiten heilig war, die schon erwähnte Bildsäule des sächsischen Gottes Irminsul, auf der Fahne eine rote Rose, jedenfalls eine Gebirgsrose.

Das Rhododendron war aber nicht allein den Riesen und Göttern geweiht und deshalb heilig. Noch teurer machte eine fromme Erzählung den Gebirgsbewohnern diese schöne Blume, die so häufig einen fröhlichen Ton in die graue Farbe der Felsen hineinträgt und etwas von der herrlichen Unabhängigkeit der Älpler selbst an sich hat. Den Stürmen zum Trotz thut sie

sich dicht neben den Gletschern auf, und wenn nach Beendigung der fürchterlichen Kriege zwischen den Winden und den Gebirgen die Schneewehen vorüber sind, glüht sie im kostbarsten Schmelz. Doch in der Hand der Menschen welkt sie unverzüglich, und eine lange Zeit hindurch wollte es nicht gelingen, sie in den Gärten, in der weichen Luft der Ebene zum Blühen zu bringen.

In einem Liede in der Schweizer Mundart wird die Sage vom Rhododendron berichtet; sie ähnelt gewissermaßen derjenigen, welche die Veilchen mit so endloser Poesie umgeben hat. Die kurze Erzählung webt den mächtigen Zauber der Schwermut um eine unerklimmbare Felswand oberhalb Oberhausens und des Thuner Sees. Die Gemsen wagen nicht einmal auf diese bedrohlichen Massen zu springen, und doch wachsen inmitten dieser uneinnehmbaren Festung, gleichsam als Sieger, die schönsten und seltensten Alpenblumen, unter ihnen in all ihrem Glanze die purpurnen Primeln; sie werden ganz besonders von den Frauen des Oberlandes verehrt und von ihnen an weniger gefährlichen Stellen gepflückt, um an gewissen Festtagen als Hutschmuck verwendet zu werden. Auf den besagten Felsen sprossen die Alpenrosen ebenfalls. Ein sehr reiches und schönes Mädchen erbat sich einen Strauß derselben von ihrem Bräutigam als Zeichen seines Mutes und seiner Liebe. Er machte sich vertrauensvoll an das schwierige Unternehmen, erstieg die schroffsten Klippen und sah sich endlich inmitten der wunderbarsten Blumen; die Rosen flammten in einem unvergleichlichen Purpur und schienen ganz besonders stolz auf ihre Schönheit.

Hans, so hieß der Jüngling, pflückte einen Strauß der-

selben und dachte bereits mit Entzücken an die Freude seiner schönen Braut. War der Aufstieg aber über alle Maßen gefahrvoll, so schien der Abstieg geradezu unmöglich. Und so stürzte er schließlich ab, gerade vor die Füße Eisis, seiner schönen, launischen Geliebten, die ihn mit den Alpenrosen in der Hand tot vor sich liegen sah.

Jenes Lied schließt mit einer Ermahnung an die Mädchen und versichert, daß aus Hansens Blut andre Alpenrosen von einem noch lebhafteren Rot aufgekeimt sind.

Eine Sage von den Apenninen beweist uns, welche Ausbreitung gewisse Anschauungen auf ihren jahrhundertelangen Wanderungen erreichen können, und daß häufig die Ansichten von weit von einander getrennt lebenden Leuten auf dasselbe hinauslaufen. Diese Sage erzählt, daß einstmals in einem dunklen Thale, unfern dem Berge Terminio, wo die „Totenrosen“ einsam wachsen, ein Jüngling freiwillig den Tod gesucht und sich von einer hohen Kante des Gebirges in die Tiefe gestürzt habe, weil er sich von seiner Geliebten verraten glaubte. Das junge Mädchen aber, das ihm die Treue nicht gebrochen hatte, stieg in das Thal hernieder und schluchzte verzweifelnd neben dem armen Toten. An der Stelle, wo sie auf die Kniee gesunken war und dem Geliebten in das entstellte Gesicht geschaut hatte, entstand die „Totenrose“; sie blüht im Mai in der fürchterlichen Einsamkeit dicht bei jenem Riesen der Apenninen.

Der Glaube, daß die Blumen aus dem menschlichen Blute wachsen oder sich auf den Gräbern erschließen können, und daß ihre Wurzeln aus dem Herzen oder von den Lippen eines armen Toten Nahrung saugen, ist in manchen Teilen

der Alpen sehr verbreitet und ebenfalls eine haften gebliebene poetische Erinnerung an die Vergangenheit. Das aus dem Blute sprossende und sich mit der schönsten Farbe schmückende Rhododendron erinnert an die Rosen, welche ihre lebhafte Färbung dem Blute des von dem Wildschweine getöteten Adonis verdankten.

Unter den mittelalterlichen Sagen, die zum Teil gewissen frommen, uns von den griechischen und lateinischen Dichtern überkommenen Erzählungen ähneln, giebt es eine vom Mönche Gosbert des 12. Jahrhunderts. Dieser starb während der Anbetung der Madonna, der zu Ehren er täglich fünf Psalmen hergesagt hatte, und auf seinem Grabe erblühten fünf Rosen. Ein Bischof brach eine derselben, um sie auf den Altar zu legen und sofort verwelkten die übrigen. Eine Alpensage erzählt von einer häufig auf den Bergen vorkommenden Nelkenart (dianthus Carygophyl); sie nährt sich ebenfalls auf den Gräbern aus den Herzen der armen Toten. Wer über einen Kirchhof geht, muß sich daher vor der Beschädigung dieser Pflänzlein hüten. Wer einen der zarten Stiele des ärmlichen Nelkleins bricht, muß die Seelen der Toten um Verzeihung bitten.

Eine Schweizer Sage — in Tirol ist eine ähnliche bekannt — berichtet von gewissen Wunderlilien, die ebenfalls auf den Gräbern blühen. Doch die unter den Älplern bekannteste Sage ist jene vom Herzog Leopold von Österreich, dem von seinen Untergebenen geliebten, mächtigen Herrn. Als er zu Pferde die Stadt Sempach verließ, wurde er auf der Landstraße angefallen und ermordet. Ein Jahr nach seinem Tode, 1387, am Tage des heiligen Cyrillus, erblühte eine herrliche Blume an der Stelle, die der Herzog

mit seinem Blute getränkt hatte. Sie wurde sorgfältig aufgenommen und in einer Kapelle beigesetzt. An der Stätte aber, wo die so schöne und seltene Blume dem Boden entsprossen war, erbaute man eine Kapelle, und im Jahre 1515, ebenfalls am Tage des heiligen Cyrillus, erblühte nochmals an der Mordstätte dieselbe Blume des Paradieses. An diese Thatsache wird in einem Dokumente des Jahres 1516 erinnert.

Von der zwischen den höchsten Alpenfelsen wachsenden Aurikel erzählt man sich eine andre, der vom Rhododendron ähnliche Sage, nur mit dem Unterschiede, daß der so elendiglich von der schwindelnden Höhe abstürzende und trotzdem den Strauß für die Geliebte krampfhaft festhaltende Hirt sich auf die Höhe gewagt hatte, ohne darum gebeten worden zu sein. In Unterwalden meint man, der Teufel mache sich ein Vergnügen daraus, jene Blumen an gefährlichen Stellen wachsen zu lassen, damit das Leben der von ihrer Schönheit angelockten Menschen recht häufig gewagt wird. Diese müssen fast unvermeidlich von Fels zu Fels stürzen und in den Abgründen sterben, oder in den reißenden Gewässern der durch die schwarzen Felsmassen tobenden Wildbäche umkommen.

Weil wahrscheinlich das menschliche Gemüt mehr an den Schmerz als an die Freude gewöhnt ist, sind die Sagen von gewissen lieblichen und schönen, die Erde in fröhliche Farben kleidenden Blumen so überaus traurigen Inhalts. Das heidnische Altertum hinterließ uns trübe Erinnerungen an die Hyacinthe und die Narziße und nannte die Rosen in Blut getaucht. Unter den auf den Alpen umlaufenden Sagen neueren Datums werden das Rhododendron und die Primel als todbringende bezeichnet. Auch das Veilchen erinnert an

eine traurige Liebesgeschichte, es bedeutet das letzte Lebewohl eines Sterbenden; die Berglilie und die Nelke wachsen aus einem armen, menschlichen Herzen, das nicht mehr in Liebe schlägt. Gewiß nicht fröhlicher ist die von Baumbach erzählte Geschichte vom Edelweiß. Danach thront auf einer hohen Alpenspitze, nahe den ewigen Sternen, herrlich anzuschauen wie die Göttin Bercht der deutschen Sagen, die Weiße Dame, umgeben von vielen mit Kristallanzen ausgerüsteten Kobolden. Nähert sich ein unkluger Bergsteiger oder Gemsjäger der Schneekönigin, so schaut sie ihn freundlich lächelnd an. Wie bezaubert steigt er höher und höher empor; ihn kümmern nicht die Gefahren; von glühender Liebe erfaßt, sieht er, bewundert er nichts andres als das schimmernde Antlitz der Königin und ihre von Edelsteinen erglänzende Krone. Allein die eifersüchtigen Zwerge greifen ihn ungestüm an, und der Unglückliche stürzt in die Schnee- und Eisspalten.

Über seinen Tod schluchzt die Weiße Dame; ihre Thränen rollen über die Oberfläche der Gletscher und die Felsen hernieder und verwandeln sich in die silbernen Sterne des Edelweiß.

Viel schöner noch als, das dicht beim Schnee und den Gletschern geborene Veilchen, soll auch das bayerische Enzian gleich dem Rhododendron, der Schlüsselblume und dem Edelweiß seine poetische Geschichte haben. Vielleicht ist sie auf einem der Gebirgszüge bekannt, ich kenne sie noch nicht. Ruft das Enzian in den Älplern auch keine trüben oder freundlichen Erinnerungen wach, so braucht es deshalb nicht weniger stolz als alle andren Alpenblumen zu sein, denn mit dem Zauber seiner Schönheit eroberte es eine starke Menschen-

seele. Die Feen und die Weiße Dame erwecken eine glühende Liebe in den Herzen der Bergbesteiger und Gemsjäger; aber auch das Enzian, welches in der Alpenwüste zu leben und die eisigen Küsse des Windes zu fühlen verurteilt ist, besaß einen glühenden Verehrer, und der war Michelet.

Der berühmte Geschichtsschreiber, der sein ganzes Leben dem Studium der Geschichte der Revolution und der Ethnologie widmete, er labte sich einige Stunden an der Beobachtung des bayrischen Enzians neben dem Gletscher. „Sein brillierender, blendender azurner Stern erzitterte und schillerte; es war die Freude in der Wüste an diesem düstren Tage. Es ersetzte mir den fehlenden, einen vertieften, verdoppelten Himmel.“ In seinen Augen besitzt das Enzian eine Seele, es empfindet, es liebt und wird geliebt. Ein Liebesdrama entwickelt sich um seinen Stern, dessen Blau die Kunst niemals wird vollkommen nachahmen können. Ein Dichter mit starker Einbildungskraft könnte nach dem Lesen der von Michelet über jenes Alpenblümchen geschriebenen Seiten eine zarte, von jeder empfindsamen Seele gern wiederholte Liebesgeschichte ersinnen.

Ich fand auf den Alpen wiederholt auch die Eberwurz und erinnere mich, daß ich sie mit großem Vergnügen betrachtete; ist sie neben den Stämmen der moosigen Birken oder dem Rhododendron vollständig erschlossen, so verheißt sie nach der Anschauung des Volkes einen heitren Tag auf den Bergen. Ebenso häufig sah ich sie in der schauerlichen Einsamkeit des Hochgebirges. Aber sein scheinbar aus Holz oder Stroh geformter großer Stern hing dort an der Thüre einer Sennhütte oder irgend eines andren Häuschens in einem Alpendorfe. Man kann sich vorstellen, wie oft er von den Älplern

befragt wird; denn sie sehen zuvor, ob die Blätter geöffnet oder geschlossen sind, ehe sie mit der Herde nach einem höher gelegenen Weideplatze abziehen oder mit der Flinte auf dem Rücken über die gefährlichen Klippen und Gletscher hinweg den von den blonden Alpenfeen beschützten Gemsen zu Leibe gehen.

Ich habe auf den Alpen keine Sage über diese, den Gebirgs-Bewohnern so teure Blume vernommen, nichtsdestoweniger hat sie eine große sagenhafte Bedeutung. In Mecklenburg z. B. behauptet man, daß sie sich gleich andren Blumen auf den Gräbern öffnen kann und dadurch sozusagen etwas von der lebendigen Seele einer verstorbenen Person in sich aufnimmt. Wohl aus diesem Grunde sproßte an einem einsamen Orte, an welchem einmal ein Mord begangen worden war, regelmäßig um die Mittagszeit eine Art Eberwurz von ganz merkwürdiger Form, an der man die Arme, die Hände und Köpfe von Menschen erkennen wollte. Als diese Menschenköpfe die Zahl zwölf erreicht hatten, verschwand die Pflanze. Ein Hirt war eines Tages an der Stelle vorübergegangen, an welcher diese merkwürdige Eberwurz sproßte. Er berührte sie zufällig, und siehe da, sein Arm wurde gelähmt, sein Rock aber zerfiel in Asche.

Viele andre merkwürdige Geschichten von dieser Blume sind von Gubernatis aufgezeichnet worden. Derselbe behauptet, daß sich in ihnen einige Sagen vom Sonnenmythus erkennen lassen; wird doch auch von den Blumen mit strahlengleicher Blätterkrone gesagt, daß sie der Sonne ähneln. In einer dieser Erzählungen wird berichtet, daß man in Esthland eine Blüte der Eberwurz auf das erste sich der

Sonne entgegenreckende Korn legt, um den bösen Geist fernzuhalten. Diese von der Sage umsponnene Blume erblickt man auch in dem Nationalwappen der Schotten. Es wird berichtet, daß die Dänen sich eines Nachts an das schottische Lager geschlichen hatten, um es durch Verrat zu überrumpeln. Einer derselben aber setzte seinen Fuß auf die scharfen Dornen der Eberwurz und konnte einen lauten Aufschrei nicht unterdrücken. Die Schotten wurden dadurch aufmerksam, erkannten den Feind, schlugen Alarm und entgingen so der Gefahr der nächtlichen Überrumplung.

Eine liebliche Sage erzählt man sich auch von dem Blümlein, das dicht am Schnee aufgeht, wenn er sich von den Weideplätzen zurückzieht. Diese Blume wird die „Soldanella“ der Alpen genannt. Man sagt, die kleine Freundin des Schnees sei ein schönes Mädchen gewesen, welches im Alter von sechzehn Jahren starb. Es hat die Erlaubnis erhalten, alle Jahre in der Gestalt eines Blümleins auf Erden zurückkehren zu dürfen, um den Menschen die Ankunft des Frühlings zu verkünden.

Allerlei merkwürdige Dinge erzählt man sich auch in Deutschland, auf den Schweizer Alpen und denen Tirols von den Blüten der wilden Eichorie. Die Deutschen heißen sie verschieden: Wegkerze, Sonnenkraut und auch verwünschte Kinder. Nach einem rumänischen Liede war einmal die Sonne in eine schöne, die Herrin der Blumen genannte Frau verliebt, doch diese kehrte sich nicht an ihre glühende Leidenschaft. Die Sonne rächte sich dadurch, daß sie die Spröde in die Blüte der wilden Eichorie verwandelte und zwang, sie anzuschauen, solange sie vom heitren Himmel hernieder-

leuchtete. Sie wollte ferner, daß jene eine unsagbare Traurigkeit befiele, so oft der letzte Schimmer ihres Untergangs am fernen Horizonte erlöschen würde.

Eine andre Sage von derselben Blüte erzählt man sich im Thale von Baden. Ein Ritter fuhr mit den Kreuzzüglern nach Palästina, und das geliebte Mädchen begleitete ihn am traurigen Tage seines Ausrittes eine kurze Strecke auf der Landstraße. Der Ritter küßte die Geliebte beim Abschiede und bat sie, ihn nach drei Jahren an derselben Stelle zu erwarten. Nach drei Jahren that das Mädchen, wie der Ritter geboten, und lugte nach allen Richtungen aus, in der Hoffnung, den geliebten Jüngling zu erschauen. Dieser jedoch kehrte nicht mehr heim. Die Braut wartete so vergeblich viele Tage und viele Nächte; dann erkrankte sie schwer, und schließlich verwandelte sie sich in jene blaue Blume, die zur Hüterin der Straßen bestellt zu sein scheint.

Ein schlesisches Lied singt ebenfalls von einem jungen Mädchen, welches den Geliebten im Kriege verloren hatte. Es weinte unaufhörlich, und als man es aufforderte, sich einen andren Bräutigam zu wählen, antwortete es, erst wenn es eine Feldblume am Saume der Straße geworden wäre, würde sie aufhören zu weinen. Und das Mädchen wurde in der That in die Blüte der Eichorie verwandelt. Eine noch liebenswürdigere Sage beschäftigt sich in Bayern mit derselben Blume. Eine schöne Prinzessin wurde einstmals von ihrem jungen Bräutigam verlassen; sie erkrankte und verfiel dem Tode. Doch ehe sie starb, sagte sie: „Ich möchte gern sterben, um Frieden zu finden; doch ich möchte auch nach meinem Tode den Geliebten überall erschauen.“ Und die Gespielinnen des

edlen Fräuleins meinten: „Auch wir möchten sterben, um Euch nicht zu verlassen; doch wünschen wir nach unsrem Tode Euch nicht allein auf allen Straßen zu erblicken.“ Aller Wunsch wurde erhört. Die Seele der Prinzessin verwandelte sich in die blassen Blüten der Cichorie, die auf den Wegen wuchsen, wo ihr Geliebter vorüberkam; die Gespielinnen dagegen erkennt man an den Blüten der blauen Cichorie. Aus diesem Grunde heißt man diese Blumen im Deutschen auch Wegwarte.

Dieser Sage begegnet man mit einigen Abweichungen auch in Tirol. Der Dichter Hans Vintler erwähnt in einem im Jahre 1411 verfaßten Liede den Tiroler Volksglauben, nach welchem eine Blume der Wege wartet, die einstmals eine auf den Geliebten schmerzlich harrende, liebenswürdige Dame gewesen ist. Der Name des Jünglings wird von der deutschen Sage nicht genannt. Gubernatis ist der Meinung, er könnte in der Kornblume personifiziert sein, die in Rußland „basilek“, in Frankreich „bluet“ heißt.

Auch auf den Alpen könnten die lieblichen Blüten des Wegwarts sich in die azurnen Kornblumen verlieben; dort öffnen sie sich zwischen dem Golde der Weizenfelder dicht neben bedrohlichen Felsen und an dem Saum der Schluchten, und wer sie dort oben in der Einsamkeit und in den Schauern der Berge erblickt, den rührt ihr Blühen gewaltig. Man denkt bei ihrem Anblick sofort an die Ernte, der die Ebenen entgegenwogen, wenn der Wind auch die roten Köpfe der Mohnblumen und der Margareten beugt.

Das Farnkraut scheint der unumschränkte Herr gewisser Alpenregionen zu sein. Es wächst längs den Pfaden zwischen zahllosen Erdbeer- und Veilchenpflanzen; es schmückt die Felsen

neben den Schneefeldern und dem Rhododendron in einer Höhe, in der sich nicht einmal mehr die dunklen Wipfel der Lärchenbäume und Buchen erheben. Oftmals bedeckt es mit seinen lebhaften, merkwürdig geformten Blättern die Wände unersteigbarer Felsen und versperrt die Pfade, welche von den zu ihren Weideplätzen aufsteigenden Ziegen oder von den Gemsen auf ihren schwindelnden Übergängen von Berg zu Berg gebahnt wurden. Häufig klettern die langen, ausgezackten Blätter auch an den dicken Stämmen der Kastanien empor. Sie tragen ihr heitres Grün in die schwarzen Thäler, sie bedecken die Felsen nahe der einsamen Alp und den in großer Höhe errichteten Kapellen, wohin vielleicht nur einmal im Jahr fromme Pilger aufsteigen, oder die Älpler die gesammelten Veilchen- und Alpenrosensträuße niederlegen, und kein andres Geräusch weit und breit wach ist, als das der Glöcklein der Ziegen, die mit jenen die Berge hinauf bis zu den Eis- und Schneefeldern wandern.

Die phantastischen Erzählungen halten in der Mehrzahl daran fest, daß die übernatürlichen Ereignisse zumeist in der Johannisnacht sich zutragen. Auch die Farne nehmen eine hervorragende Stellung unter den sagenhaften Pflanzen Europas ein. In der Johannisnacht, um die zwölfte Stunde, treiben sie, dank einer magischen Kraft, Blüten. Im Nu erscheinen auf den Pflanzen Knospen, die sich zu rot funkelnden Blüten erschließen. Und ihr Erstrahlen erleuchtet die ganze Umgebung; plötzlich aber kommt der Teufel und will sie pflücken.

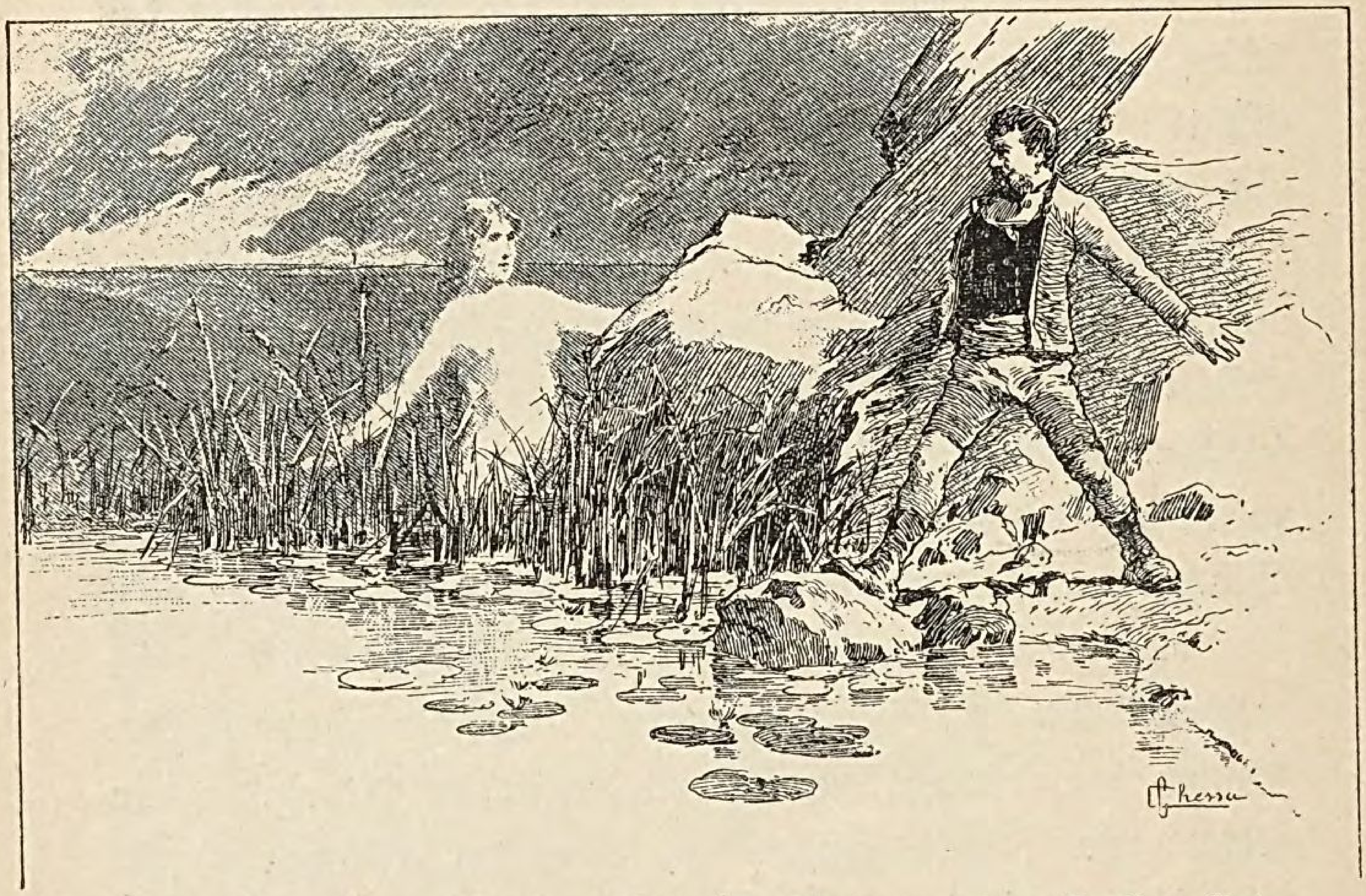
Im Susathale, inmitten des herrlichen, von den Bergen und Gletschern in der Richtung des Montcenis gebildeten

Panoramas, die so unbeschreibliche Farben und Gestaltungen annehmen, wenn die Sonne hinter der spitz zulaufenden Kuppe des Rocciamelone versinkt, ist die Erinnerung an die mittelalterlichen Anschauungen über die sagenhaften Farnkräuter noch vorhanden. Wenn ein Thalbewohner sie in der Johannisnacht pflücken will, muß er einen fürchterlichen Kampf mit den Dämonen bestehen. Doch nur der Mutige trägt den Sieg bei diesem kühnen Unterfangen davon. Hat er sich der Blüte oder des Samens der Farne bemächtigt, so kann er sich nach Belieben unsichtbar machen.

Auch aus diesem Aberglauben, der auf andren Bergen und in andren Thälern zweifellos ebenfalls zu finden ist, erhellt die unvermeidliche wechselseitige Beziehung gewisser Volksanschauungen. In Klein-Rußland behauptet man ebenfalls, daß die Farne um Mitternacht blühen, und daß man ihrethalben einen Kampf mit dem Teufel bestehen muß; doch wer die schöne Blüte zu erringen vermag, wird sehr weise werden. In der deutschen Sage sind die phantastischen Blüten der Farne ebenfalls von großer Bedeutung. Wenn jemand an ihnen vorübergeht, ohne den Samen aufzulesen, den sie in der Johannisnacht zu Boden fallen lassen, der verirrt sich, selbst wenn er die ihm vertrautesten Wege verfolgt.

Ich verstehe sehr gut, daß viele Sagen von dem Erblühen der Farnkräuter überhaupt sprechen; dagegen ist es mir ein Rätsel, daß die einen besagen, die Blüten seien in dem Augenblick ihrer Erschließung im stande, alle bösen Geister zu vertreiben, während die andern melden, der Teufel stehe im Begriff sie zu pflücken.

Eine andre merkwürdige Sage findet sich im Rhonethale vor; sie betrifft die in der Nähe der kleinen Inseln aus den Wellen des Flußes lugenden Wasserlilien. Sie werden von den Bergleuten nicht gern gesehen, denn man meint, daß, wo sie auftauchen, sich böse Feen oder Nymphen zwischen den Binsen der Ufer ansiedeln, deren Stöhnen man



häufig vernehmen kann. Nach der Meinung des Volkes sind sie zarte, fast durchsichtige Persönchen mit grünen Augen und langen Haaren. Sie heißen „Fénettes“. Man erblickt sie selten, doch wenn man ihr Ächzen deutlich hört, so sollen sich die in der Nähe an den Ufern der Rhone befindlichen Menschen entfernen, ohne rückwärts zu schauen; denn wenn ein menschliches Wesen einer „Fénette“ in das Antlitz schaut, so muß es binnen kürzester Zeit sterben.

Ein Jüngling wollte einstmals nahe einer jener ver-

wünschten Inselchen einen Strauß Wasserlilien für ein geliebtes Mädchen pflücken. Er hatte schon viele Blüten gesammelt, als plötzlich vor ihm aus dem Wasser eine „Fénette“ aufstieg, und im Augenblicke fühlte er sich von deren grünen Augen wie behext. Mit aller Kraft sträubte er sich gegen die ihn zum Wasser hinziehende geheimnisvolle Gewalt, und es gelang ihm wirklich, den Zauber der bösen Fee zu brechen. Er entfernte sich vom Flusse und lief zur Hütte seiner Braut. Er reichte ihr den Strauß und sagte nichts weiter als „Fénette“, dann fiel er tot zu Boden. Dem armen Mädchen aber blühte auf Erden keine Freude, kein Glück mehr. Wer ein fühlendes Herz im Busen trägt, gedenkt beim Anblick der wunderbaren Wasserlilien der Rhone dieser traurigen Geschichte. Die „Fénettes“ aber geben den Anwohnern unversiegbaren Stoff zu Erzählungen.

Ebenso grausam wie die geheimnisvollen Töchter der Rhone sind die schon erwähnten bulgarischen Samovilis oder Samodiven. Ein Mädchen, Namens Neda, näherte sich einer Quelle zu Füßen eines Gebirges und zertrat die Blumen der daneben im Walde hausenden Samovila. Letztere vertrat dem Mädchen den Weg und forderte für das Vergehen dessen schwarze Augen.

Eine entzückende Sage von den Blumen der Berge erzählt Heinrich Heine in den „Reisebildern“. Während er im Harz sich aufhielt, hörte er von der schönen Göttin sprechen, die einen aus herrlichen Blumen gebildeten Schatz hütet, und angesichts der erhabenen Landschaft schrieb der Dichter die Verse:

Sprech' ich jenes Wort, so dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wie 'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald.

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild wie rote Flammen,
Sprühn aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie kristallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnsuchtsglut;
In der Lilien Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenflut.

Nach einer auch in den deutschen Alpengegenden volkstümlichen Sage erscheint in der Weihnacht eine weiße Jungfrau oder ein wilder Jäger; er trägt Korn und reife Frucht, um anzudeuten, daß der böse Winter nicht ewig dauern wird. Man glaubt auch, daß in derselben Nacht viele Erdbeeren ihre lebhafte Farbe unter die der Schneefelder mischen, und daß für wenige Augenblicke unzählige Blumen erblühen.

Die nordischen Völker sollen, wie man behauptet, den Schnee so lieben, wie die orientalischen Völker die Blumen.

Diese Liebe veranlaßt dort die jungen Mädchen und Kinder auf die Straße zu laufen, wenn:

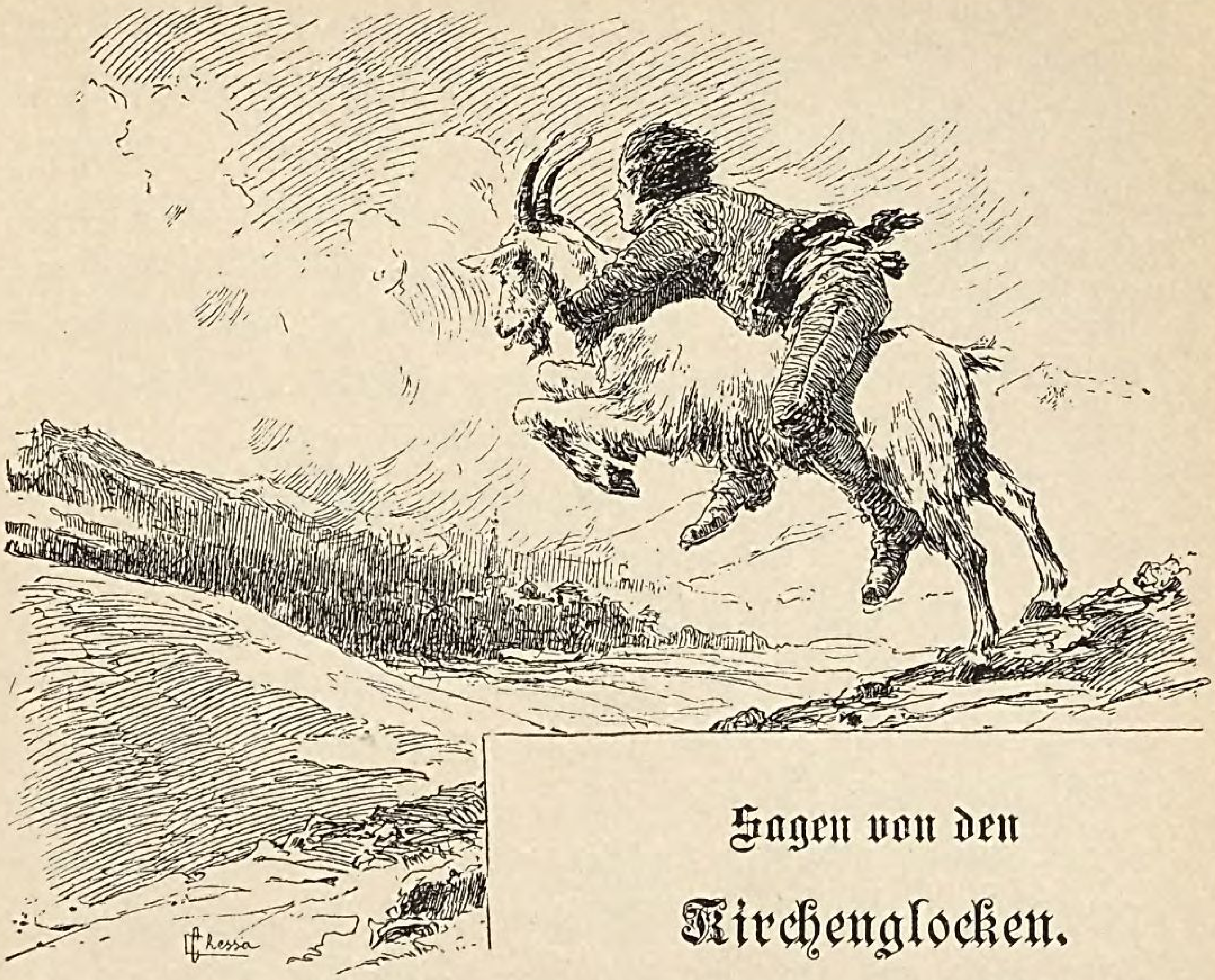
Vom düstren Himmel sinket,
Silbernem Regen gleich,
Der Schnee und haftet
Auf nackten Zweigen der Wälder,
Wie weiße Blüten, geboren
Vom Strahle der Sonne des Mai.

Viele Nationen besitzen Verse von hinreißendem Schmelz zum Ruhme der Schneeblumen. Wir Italiener, die wir das Lied zum Lobe der dicht bei den heißen Geländen Siziliens erscheinenden Fata Morgana kennen und so viele liebliche Blumen haben, daß wir für alle unsre hübschen Mädchen Kränze aus ihnen winden könnten, wir müßten eigentlich auch ein herrliches Lied vom Schnee unser eigen nennen. Aber ein solches fehlt uns noch.

Ich habe auf den italienischen Alpen die Spuren fürchterlicher Schneefälle vorgefunden, welche Dörfer und Hütten begruben; ich habe die Häuser gesehen, die im Scheine der Julisonne noch die Spuren der schrecklichen Lawinen des Winters trugen, aber keine einzige Sage von den eisigen Schneeblumen ist mir aufgestoßen, vielleicht weil niemand dort die geheimnisvollen Liebesgeschichten der Alpenriesen kennt. Ich aber kenne sie. Weil sie mit ihren erhabenen Stirnen die Erde beherrschen, beugen sie sich niemals vor dem glühenden, flüchtigen Kusse der Sonnenpfeile; sie verschmähen auch die Liebkosungen der vorüberziehenden Wolken, und angesichts der Heiterkeit des Himmels vermissen sie wahrscheinlich schmerzlich eine für sie passende Liebe, einen ihrer würdigen Kranz.

Die Wolken aber lieben die Riesen und senken sich dann und wann in Gestalt zarter, merkwürdiger Blumen auf ihre Flanken hernieder; sie füllen die Felsen, die Firnen und Schluchten mit ihnen und ranken sich hinauf bis an die herrlichen Stirnen der verliebten Kolosse. So werden sie zu einem Diadem, schöner als jede Kaiserkrone, zum Diadem der Liebe und des Ruhmes.





Sagen von den Kirchenglocken.

Der Erwähnung ganz besonders wert ist die Sage von der Glocke von Sant Eusebio im Varaitathale. Um das Jahr 1200 hat wahrscheinlich eine fürchterliche Lawine auch einen Teil des Berges, „die Guyetta“, fortgerissen, der darauf das Strombett der Varaita sperrte. Diese überwand nach kurzer Zeit das Hindernis, breitete ihre Wasser unendlich weit aus und fügte dem Thale endlosen Schaden zu. Die Stadt Sant Eusebio aber hatte am meisten zu leiden, denn sie wurde mit Ausnahme der durch einen hohen Felsen geschützen Kirche vollständig zerstört. Der Kirchturm jedoch teilte das Schicksal der armen Hütten und die Glocke selbst wurde von den wütenden Wogen der Varaita begraben.

Man erzählt sich, daß der Pate und die Patin der Glocke in dem Glauben, sie berste an den ungeheuren Felsen, ihr unaufhörlich zuriefen: „Fiola tente“, auf Deutsch: „Halte dich oben, Töchterchen!“ Solange diese Worte erklangen, schwamm die Glocke in der That, wie von einer geheimen Kraft getragen, oben auf den Wellen; als jedoch in einem Augenblick die rettenden Stimmen schwächer vernehmbar waren, versank die Glocke sofort in der Varaita.

Es würde mir sehr schwer fallen, eine Erklärung für die Behauptung zu finden, daß die Glocke fortan selbst unter Wasser noch, ohne Unterlaß erschallte, sobald neue Lawinen in Aussicht standen, und damit die Thalbewohner vor der drohenden Gefahr warnte. Dank der geheimnisvollen Verkündigung konnte sich alles retten, und die ertrunkene Glocke wurde deshalb allgemein verehrt. Doch alles das geschah zu einer Zeit, in der die Menschheit noch gut und glaubenstreu gewesen ist und die Post noch keine Zeitungen selbst in die versteckten Thäler brachte. Heute hört kein Mensch mehr auf die fromme Ankündigung, wenn der Schnee hoch liegt und die Lawinen die Thäler bedrohen, obwohl die Glocke noch immer genau den Augenblick kennen soll, in welchem der fürchterliche Abrutsch des Schnees die Dörfer und die zerstreuten Hütten zerstören wird.

In den Hochalpen erzählt man sich folgendes: Als einmal die Sarazenen auf einem ihrer kühnen Plünderungszüge durch das Werk von Verrätern in die Stadt Embrun eindrangen, raubten sie fast jedes Haus aus; auch töteten sie einen großen Teil der Bevölkerung, indem sie die Menschen von den vereinzelten hohen Felsen herunterstießen. Das Thor,

durch das sie eingedrungen waren, wurde zur Erinnerung an jene Schreckenszeit für die Folge das Sarazenenthor genannt; es erinnert gleichzeitig an die Sage, daß die Räuber auch jene schweren silbernen Glocken wegschleppten, die nach dem Glauben des Volkes einstmals Karl der Große der Stadt geschenkt hat.

Nach einer Schweizer Sage befand sich ehedem in Großdietwyl eine große Glocke an derselben Stelle, an welcher jetzt ein andre, die „Mutter Gottes" genannte Glocke hängt. Als der Reformationskrieg tobte, wurde der größte Teil der Bewohner von Dietwyl in der Schlacht getötet. Die zum Reformationsheere gehörigen Soldaten erbeuteten auch, wie an andern Orten, die Glocke und trugen sie von dannen. Da bedeckte sie sich mit Blut und fragte: „Muß ich ebenfalls Lutheranerin werden?" Vor Schreck ließen sie die Berner fallen und liegen.

Im Thale von Andorno besitzt eine Glocke eine fast sagenhafte Bedeutung. Es ist das dieselbe, welche man einstmals auf dem Turme, nahe dem in herrlicher Lage befindlichen Hospiz vom heiligen Johannes von Andorno auf den biellesischen Voralpen erblickte. In wichtigen Fällen, wenn die Thalbewohner zu den Waffen greifen sollten, wurde sie in Bewegung gesetzt, wahrscheinlich also auch damals, als die Bewohner der Thäler von Andorno und Biella in Fehde lagen, oder als der Marchese von Parella sich im Vertrauen auf die Liebe und Treue seiner Unterthanen in das Thal zurückzog. Sie wurde durch eine andre Glocke ersetzt, doch unvergänglich blieb ihr nun Jahrhunderte alter Ruhm.

Eine Sage der karnischen Alpen erinnert ebenfalls an

den Ton einer Glocke. Ein umherreisender Krämer von Palazzo befand sich einst Geschäfte halber in Bayern. Eines Abends fiel ihm ein, daß man am nächsten Tage in seiner Heimat, Sagra di San Giuliano, ein Fest feiern würde. Mit lauter Stimme äußerte er, wie unendlich er sich freuen würde, wenn ihm die Gelegenheit geboten wäre, diesen Tag im Kreise seiner Familie zu erleben. Doch diese Hoffnung war die reine Thorheit, denn hunderte von Meilen trennten ihn von seiner Heimat.

Als er am folgenden Morgen sein Zimmer verließ, fragte ihn eine Aufwärterin der Herberge, ob er jemandem, der ihn sogleich nach Hause bringen würde, ein schönes Geschenk machen wollte. Er sagte natürlich lachend zu. Darauf sagte ihm das junge Mädchen, daß es die Fähigkeit besäße, ihn an jeden beliebigen Ort zu versetzen, aber daß es für diesen Dienst einen seidenen Umhang verlangte. Der Krämer glaubte immer noch, daß die Dienerin scherzte; er öffnete also eine seiner Kisten und gab ihr das Verlangte. In demselben Augenblick erschien ein Ziegenbock; der Krämer sprang auf und der Bock jagte mit schwindelnder Schnelligkeit davon. Im Handumdrehen waren Tier und Mensch an der Grenze, mit einem zweiten Sprung in Tirol und mit einem dritten dicht bei der Heimat des Handelsmannes, der während einer kleinen Ruhepause auf dem Berge Tenchia entzückt ausrief: „Ich höre deutlich die Glocke von San Giuliano!“

Den Ziegenbock aber ergötzte der Schall wenig; er war ersichtlich unruhig und im Nu war er verschwunden, so daß der Krämer noch die letzte Strecke Weges bis zu seinem Dorfe zu Fuß zurückzulegen hatte.

Die Glocke der kleinen Gemeinde von Groscavallo wurde

ehedem, nach einer im Großen Thale von Lanzo umgehenden Sage, von den Bewohnern von Bonzo und Ceresole geraubt. Der Streit um die Glocke wurde in einem heftigen Kampfe auf einem Hochplateau ausgefochten, das seitdem das „Totenfeld“ heißt. Die Leute von Groscavallo blieben Sieger und schleppten die Glocke in ihr Dorf zurück.

In vielen Alpendörfern, wie auch in andren Gegenden, war man der Ansicht, daß der Ton der Glocke, der die Christen zum Gebet für die Abwendung des ihnen durch Unwetter drohenden Schadens rief, auch die Kraft besaß, die Hexen an dem Heraufbeschwören jener schädlichen Stürme zu hindern. Der Klang einer Glocke von San Lorenzo bei Dallenwyl in der Schweiz soll die Künste einer Hexe vereitelt haben, die bereits einen Sturm „vorbereitet“ hatte. Dieser vermochte der Gegend keinen Schaden mehr anzuthun, nachdem die Kraft der bösen Frau lahmgelegt worden war.

Eine andre Schweizer Sage erzählt von einem ganz kleinen, aus den Hütten armer Hirten bestehenden Dörflein, das hoch oben neben einer Kapelle liegt, in der jene an Festtagen dem Gottesdienst beizuwohnen pflegten. Allein der Kapelle fehlte eine Glocke, und aus Furcht, zu spät zur Messe zu kommen, pflegten die Hirten schon ganz früh dorthin aufzubrechen und in inbrünstigem Gebet den Beginn der heiligen Handlung zu erwarten. Als sie eines Morgens auf dem Wege zur Kapelle waren, begegnete ihnen ein stattlicher Herr, der ohne jeden Schein von Hochmut mit ihnen freundschaftlich plauderte und ihnen für seine Rückkehr im folgenden Jahre ein schönes Geschenk versprach.

Ein Jahr verging und die Hirten befanden sich abermals auf den oberen Weideplätzen. Plötzlich sahen die Dörfler wirklich

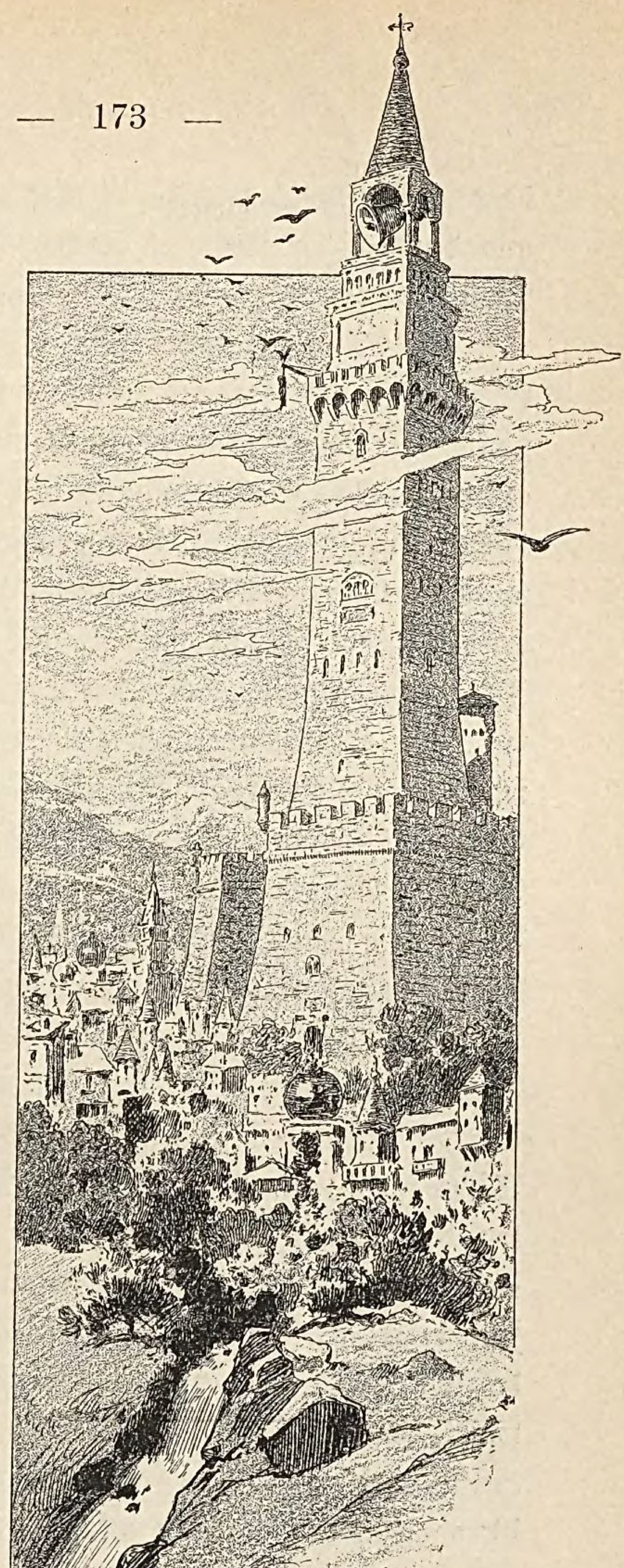
jenen reichen Herrn erscheinen, und als Geschenk brachte er ihnen eine Glocke für die Kapelle. Man kann sich die Freude der Hirten vorstellen, als sie den Schlägel zum erstenmal an der Glocke erprobten, und um dem liebenswürdigen Herrn ihre Erkenntlichkeit zu beweisen, überhäuften sie ihn mit Gaben von Milch, Butter, Käse und jungen Ziegen. Doch der Fremde wollte durchaus nichts annehmen und sich mit der Zuneigung der Älpler begnügen.

Am nächsten Tage trugen die Bewohner die Glocke sorgfältig zur Kapelle, um sie daselbst aufzuhängen. Unter ihnen befand sich auch ein guter Alter, der im Geruche der Heiligkeit stand. Unterwegs begegneten die Hirten abermals dem Geber. Als der Alte ihn erblickte, lobte er ihn sehr ob seiner Freigebigkeit, plötzlich aber erkannte er den feinen Herrn und sagte zu ihm: „Ich kenne dich, du bist der böse Geist. Jetzt sage mir, warum du uns die Glocke geschenkt hast.“

Den Teufel zwang eine höhere Gewalt, dem Greise sofort Rede zu stehen. Er antwortete der Wahrheit gemäß, er hätte die Glocke dem Dorfe deshalb geschenkt, weil nunmehr die Hirten auf ihr Geläute warten würden, bis sie sich zur Kapelle begäben; sie würden sich also nicht mehr so zeitig wie bisher auf den Weg machen und nicht mehr so viel beten. Nachdem er das gesagt, verschwand er, aber die Glocke verblieb den guten Älplern; sie hängten sie in dem kleinen Turm auf, und zweifellos blieben sie ihrer Gewohnheit getreu, lange Gebete zu verrichten, damit die bösen Künste und treulosen Wünsche des Teufels zu nichte würden.

Eine Tiroler Sage bringt eine Glocke in Verbindung mit der Erinnerung an das irdische Paradies und den Turm von Babel. Auf einem sehr hohen Berge erhob sich, so berichtet diese

Sage, die Stadt Tannen-Eh! Nahe seinen Mauern lag das irdische Paradies, doch bei der Bevölkerung schien nichts weniger als eine irdische Gleichheit zu herrschen, weil die reichen Herrn von Tannen-Eh in jeder Weise die Armen unterdrückten. Um die Unglücklichen noch besser beherrschen und ihnen eine Anschauung ihrer eigenen Größe geben zu können, errichteten die Reichen einen riesigen Turm, auf dessen Spitze sie eine ungeheure Glocke anbrachten, die weit hinaus erschallte, wenn die Reichen vergnügt waren oder sie irgend ein Mißgeschick traf. Das Schicksal der Armen aber drückte kein Glockenton aus; sie lebten kläglich neben den reichen und mächtigen Herren, bis Gott selbst endlich sich



über den Hochmut und die Grausamkeit der Reichen empörte und den ewigen Frühling dieser Berge in einen strengen Winter verwandelte.

Die Stadt lag unter Schnee begraben und kein menschliches Auge erblickte mehr Tannen-Eh! Aber sein von Eis umkleideter Turm erhebt sich noch majestätisch auf den Alpen; auf seiner Spitze erhebt sich eine silberne, gen denselben blauen Himmel ragende Nadel, von welchem die fürchterliche Züchtigung ausging. Aber die Menschen vernahmen nicht mehr den Ton der Glocke von Tannen-Eh! Vielleicht erklingt ihr Trauergeläute noch über der untergegangenen Stadt, wenn der Sturm über den ewigen Schnee fegt und ihn zu wirbelnden Säulen aufjagt. Vielleicht vereinigt sich dieses Getön mit der lauten Stimme der Windsbraut und dem wüsten Geheul der wilden Jäger. Vielleicht auch ruft ein durchdringender, für kein lebendiges Ohr vernehmbarer Ton um Mitternacht die reichen und armen Bewohner von Tannen-Eh wieder wach, die der Tod alle gleich gemacht hat, damit sie von Thal zu Thal, von Berg zu Berg durch die tirolischen Lande wallfahrten.

Auch auf den italienischen Abhängen der Alpen, in der Schweiz und andren Ländern glaubt man, daß der Glockenton die Böswilligkeiten der Hexen und Magier, der vermeintlichen Urheber der Sturmwinde, zu nichte mache. Noch jetzt behauptet man in Frossesco auf den kottischen Alpen, daß die Glocken der Pfarrei von San Donato eine unüberwindliche Kraft besäßen. Sie wurden angeblich von einem Heiligen gesegnet. Ein Landmann begegnete einmal auf dem Berge „Freidour“ einem Manne, dessen befremdliches Aussehen darauf schließen ließ, daß er in den Zauberkünsten

wohl bewandert sein müßte. Dieser sagte dem Landmanne viel Gutes und Schönes über jene Glocken und riet durch ihn dem Flecken, man solle ja acht auf dieselben geben. Vor einigen Tagen hätte er geheimnisvolle Zeichen mit der Zauberrute gemacht, damit die Wolken über Frossesco einen starken Hagel zur Erde sendeten. Die Glocken aber hätten unaufhörlich getönt und die bedrohlichen Wolken seinem Befehle nicht gehorcht, sondern sich in die Berge zurückgezogen. Solange das Getön der Glocken gedauert habe, sei es ihm nicht möglich gewesen, ohne Beschwerden in das Thal hinabzukommen, denn bei jedem Schritte wäre er gefallen, so daß seine Person übel zugerichtet worden sei. Nachdem er dem Landmanne seine Erlebnisse mitgeteilt, verschwand er. Jetzt noch ist es in Frossesco und in den andren Gemeinden in den Bergen und auf der Ebene Gebrauch, bei herannahendem Sturm die Glocken zu läuten. Wenn der Sakristan sie einmal nicht wie üblich läuten würde, liefe er Gefahr, auf seinem Bittgange um Wein im Herbste keinen zu erhalten.

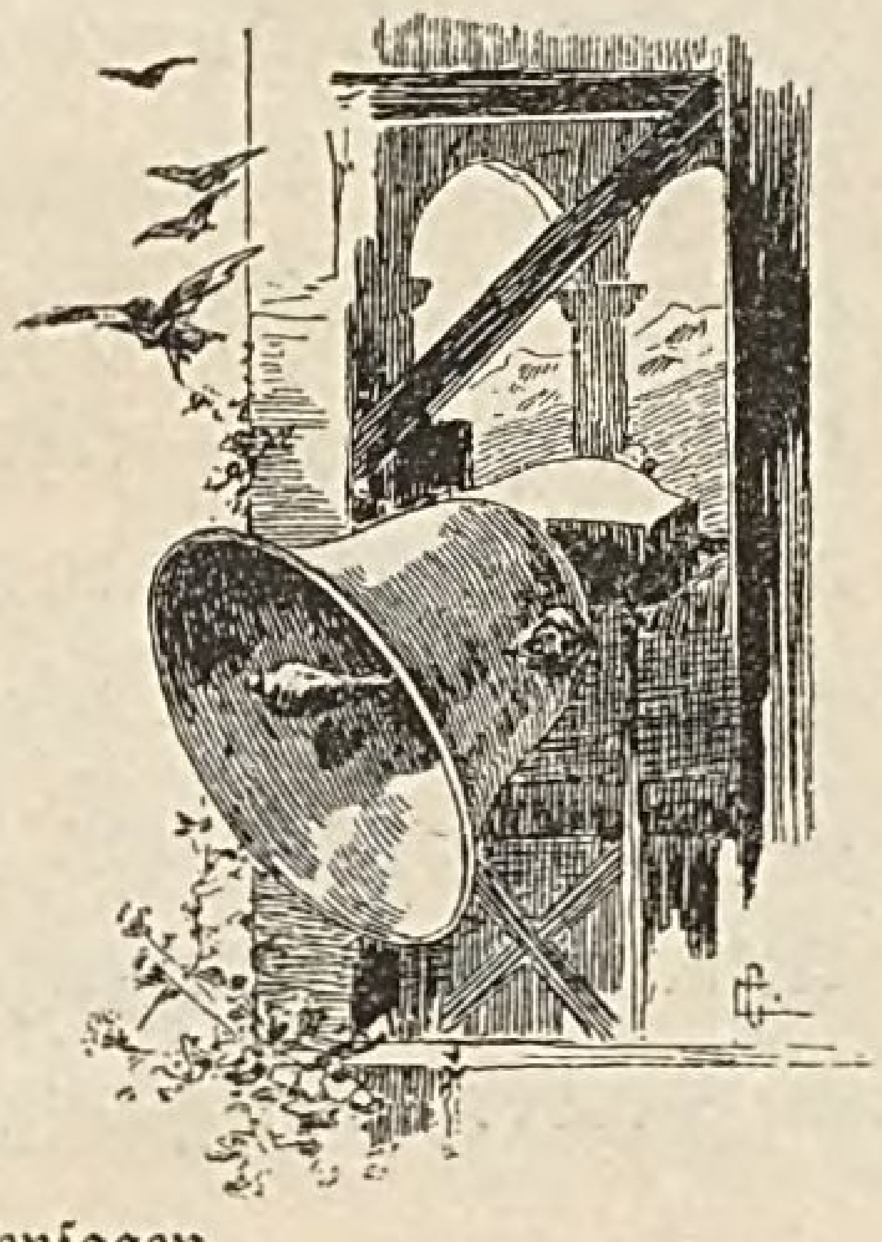
Im Gebiete von Biella knüpft sich ein merkwürdiger Glaube an die Glocken des verehrten Heiligtums von Oropa. Es wird behauptet, man könne ihr Geläute durch die Wasser des 2000 Meter hoch gelegenen Sees des Mucrone vernehmen. Noch viel merkwürdiger aber lautet ein im Susathale vorhandener Glaube, nach welchem man dort geradezu das Geläute der Glocken von Rom vernehmen soll. Auf der Aufstiegseite des Hügels von Biene erblickt man eine Art Öffnung oder Höhlung im Berge. Lauscht man aufmerksam an dieser Stelle, so hört man ein fernes Gemurmel; dieselbe Erscheinung also, die wir auch an andren Stellen der Alpen,

namentlich an den sogenannten „Windlöchern“ beobachten können. Nach der Meinung der guten Älpler aber kommt dieser Ton geradewegs aus der ewigen Stadt und zu gewissen Zeiten, zu Ostern und Weihnachten soll man ihn noch deutlicher als sonst vernehmen können. Gegenüber diesem Glauben ist man zu der Frage geneigt, ob vielleicht die Feen und Hexen des Susathales die ersten waren, welche sich den Fernsprecher nützlich zu machen wußten, indem sie die Drähte durch ihr unterirdisches Reich zogen, oder ob die berühmten, in späteren Zeiten von den Menschen nicht mehr gesehenen Glocken im sagenhaften Gold- und Kristallpalaste des Kapitols, welche am Halse so vieler Bildsäulen hingen, als das römische Reich Provinzen zählte, vielleicht noch so viel Kraft besitzen, sich durch unterirdische Kanäle im Susathale hörbar zu machen?

Im Aostathale finden wir ebenfalls eine sagenreiche Glocke; sie gehört dem berühmten Flecken Thora an, welcher durch den Zusammenbruch am Berge Becca Francia zerstört wurde. In der Nachbarschaft der Becca Francia, ganz besonders in den Dörfern Belun, Verrogne und Vermian behauptet man noch jetzt, daß man an allen Sonntagen in den Ruinen von Thora den Ton einer Glocke hört, die zu einem unterirdischen Gottesdienste zu rufen scheine. Im Thale erzählt man sich, daß um das Jahr 1837, am Vorabend des Himmelfahrtsfestes, ein gewisser Johann Baptist Plios von Brissogne von den Bergen von Sarre herunterstieg. Als er gegen Sonnenuntergang an den Ruinen von Thora vorüberkam, hörte er dort Töne von Glocken so nahe und laut, daß er erschrocken seinen Schritt beschleunigte, um so schnell als möglich sein Haus zu erreichen. Der empfangene schauerliche Eindruck

aber war so unverwischbar, daß ihn bald eine unheilbare Krankheit in das Grab brachte.

Auch in Savoyen fehlt es nicht an einer sagenhaften Glocke. Sie gehört zur Klause San Ruph, welche auf dem Gelände zwischen Albertville und Talloire, nicht weit von den berühmten Abteien errichtet wurde. Die enge Schlucht von San Ruph ist fast stets mit Schnee gefüllt. Die sie einschließenden nackten Felsen und die vom Winde gepeitschten Tannen verleihen der Gegend ein schaurig schwermütiges Aussehen. In diese Einöde zog sich der Heilige zurück, welcher der Klause seinen Namen gab; die ihm das notwendige Wasser liefernde Quelle erlangte nach dem Glauben des Volkes große Wunderkraft. Doch ihr Ruf besagt gar nichts gegenüber dem Ruhme der Glocke jener Klause. Naht ein Sturm heran, so genügt ihr Geläute zu seiner Abwehr, so daß er in der Gegend keinen Schaden anzurichten vermag. Das ist jedoch nicht ihre einzige wertvolle Eigenschaft. Ertönt sie, so findet man die in den Bergen verirrten Kinder wieder, und diejenigen kommen wieder auf die richtigen Wege, welche sich dem Müßiggange und den Lastern hingegeben hatten.





Bergbewohner und Gelehrte.

Wie wir gesehen haben, gewährt es den Alpenbewohnern im allgemeinen Freude und Unterhaltung, alte Sagen immer wieder aufzufrischen, und ohne Ahnung von dem großartigen Hintergrund so vieler Mythen und Legenden erhalten sie uns durch ihre Erzählungen und Anschauungen, die dem oberflächlichen Kenner des Altertums manchmal recht thöricht erscheinen müssen, eine kostbare Erbschaft unsrer Vorfahren. Ihre schnell fliegende Phantasie läßt Sagen von vielhundertjährigem Alter neue Wandlungen durchmachen; sie schmücken sie mit dem Zauber einer großartigen, sich an ihre

Umgebung lehnenden Poesie und lassen ihre Gedanken keinen Augenblick unthätig. Zwar glückt ihnen die Entdeckung der wahren Ursache irgend eines Phänomens nicht, aber sie suchen sich unverzüglich eine Erklärung und finden sie auch leicht in der übernatürlichen Welt, in deren Mitte zu leben sie mit Hilfe ihrer Einbildungskraft von Kindheit an gewöhnt waren.

Im schauerlichen, mit ungeheuren auf einander getürmten Felsen und Gletschern übersäten Rothtal zwischen der Jungfrau und Ebnefluh, dem angeblich höchsten, wildesten und fürchterlichsten Alpenthale von ganz Europa, hausen außer unzähligen Hexen und Dämonen auch die wilden Ritter von Lauterbrunnen; sie kämpfen und stürmen unentwegt mit den gewichtigen Helmen auf den Stirnen gegen einander an.

Die Älpler erblicken in diesem Kampfeslärm der verwunschenen Ritter die Ursache der starken Luftdetonationen, die man in verschiedenen Gegenden der Schweiz, besonders zur Erntezeit, bei heitrem Himmel vernehmen kann.

Verschiedene Bergbewohner glauben deshalb auch an eine Art höllischer Geisterjagd oder an das Vorüberfliegen der Dämonen des Roththals. Andre wiedrum meinen, die Gespenster der bei Morgarten von den Schweizern getöteten Burgunder laufen bewaffnet umher wie am ruhmreichen Tage der Schlacht. Die befremdliche Erscheinung, über deren wahren Ursache man sich noch nicht klar ist, wird so verschiedenartig ausgelegt.

Die Lawinen, die heftigen Stürme, die Verheerungen unter dem Vieh gelten in vielen Gebirgsgegenden als das Werk von Kobolden, Feen, Dämonen oder von Hexen und Zauberern, wie wir bereits im Kapitel von den Kirchenglocken sahen.

In seiner großartigen Schilderung vom Einsturz des Roßberges und von der Zerstörung Goldaus am 2. September 1806 schreibt Berlepsch: Während ein Teil des Berges gegen das Thal abrutschte und die Felsen im fürchterlichen Durcheinander umherhüpften, Ströme von Schlamm herniederfloßen und die Stämme Jahrhunderte alter Bäume geknickt wurden, glaubten die Leute, daß dieses Unglück von den zu einem höllischen Ringeltanz vereinigten Dämonen verschuldet wäre.

Die aufgescheucht zum Rigi hin flatternden Vögel galten einem Älpler, der vor Schreck wie toll war, als die bösen Geister, das unterirdische Getöse war das Gejammer der verdammten Seelen.

Die Teufel, welche sich auf dem, der Turm von Saint Martins, zu anderer Zeit auch „Quille du diable“ genannten, nahe dem Gletscher von Sanfleuron auf den Waadtalpen gelegenen Berge versammelten, liegen nicht nur dem Ballspiele ob, wie schon früher erzählt wurde, sondern pflegen nächtlich auch Umzüge mit kleinen Flämmchen oder Laternen in den Händen zu veranstalten. Bald steigen sie zu den Weideplätzen oder Wäldern hinunter, bald treiben sie sich auf den Gebirgspfaden umher und schließen sich dort den verzweifelten Seelen der Selbstmörder an, von denen wir noch gelegentlich der Sagen von den Verdammten hören werden. Das Volk meint, daß die Dämonen in ganz gräßlicher Weise schreien und ächzen. Ihr Lärm war aber doppelt so stark, und ihre Flämmchen leuchteten noch einmal so hell bei Gelegenheit zweier großer Bergstürze im vorigen Jahrhundert. Während die Felsen in das Thal polterten, sollen die Dämonen ihre Anwesenheit deutlich zu erkennen gegeben haben.

Kurz vor diesen fürchterlichen Zusammenbrüchen wurden wiederholt ein unterirdisches Rollen und einem Gestöhn gleichende Töne vernommen. Sie schienen aus dem Innern der Diablerets zu dringen, und sofort hieß es, unter den Teufeln und Verdammten sei eine Revolution ausgebrochen. In den unterirdischen Regionen habe ein Krieg getobt und zwei Heere hätten gegeneinander gekämpft, weil die eine Partei den Berg gegen das Vallese, die Gegner ihn aber gegen das Gebiet von Berna hin hätten abstürzen wollen. Schließlich, und zwar am 14. September 1714, stürzte der Berg nach dem Gebiete von Vallese zu in die Tiefe und begrub 80 Menschen und 120 Weideplätze. Die Dämonen, welche den Berg über die Vallesener hatten kommen lassen wollen, siegten auch noch in einer zweiten Schlacht; ein abermaliger Bruch des Berges fügte den ersten Ruinen neue zu und vermehrte die Verzweiflung unter den Bewohnern jenes Thales.

Einige tiefe Eindrücke in die Felsen dicht bei Graglia im Gebiet von Biella sind die Spuren der Karrosse des Teufels, als er in ihr auf dem Wege zur Ausführung eines dunklen Planes war. Mephistopheles hat daher nicht so unrecht, wenn er die Nichtigkeit der Gelehrten und ihrer langen Untersuchungen verspottet und meint, das Volk hätte eine gewandtere Methode zur Erklärung von Dingen, die ihm unklar seien; es erblicke überall Felsen und Brücken des Teufels.

Wie wir schon einmal bemerkt haben, rühren solche Eindrücke an den Felsen von der langen Arbeit alter Gletscher her. Die unwissenden Bergbewohner aber machen sich die Erklärung leicht, sie sehen überall Abdrücke von den Klauen

des Teufels, den Beinen des höllischen Rosses oder von den Nägeln der Hexen. Im grellen Pfeifen des durch die Alpen brausenden Windes vernimmt das Volk das Wutgeschrei des Teufels und der wilden Jäger. Die mächtigen Stimmen des Gebirges gehören ihrer Meinung nach stets denjenigen geheimnisvollen Wesen an, die sich zur Schädigung der Menschen zusammenthun oder mit unendlichen Schmerzen die begangenen Vergehen sühnen müssen.

Wenn die Phantasie der Bergbewohner die Entstehung irgend eines bizarren Felsens erklären will, so erdenkt sie merkwürdige Erzählungen von großer Schuld und fürchterlicher Strafe. Wo sich jetzt die herrliche Pyramide des Corvino erhebt, die auch schon viele Menschenleben auf dem Gewissen hat, weil sie mit magischer Gewalt kühne Alpenbesteiger anlockt, blühte in alten Zeiten eine Stadt, in welcher der Ewige Jude freundliche Aufnahme fand und eine kurze Zeit die müden Glieder ausruhen konnte. Nach tausend Jahren kehrte er dorthin zurück, und an Stelle der Stadt erblickte er jenen bedrohlichen Koloß. Tief betrübt über dieses Unglück, begann er zu weinen; seine Thränen aber verwandelten sich nicht in Blumen, wie die der Weißen Dame, sondern in den nicht weit vom Corvino gelegenen Schwarzen See.

Die Sage vom Ewigen Juden scheint nach den ersten Kreuzzügen vom Orient nach Europa übertragen worden zu sein. Damals geizte jeder Flecken, jede Stadt um die Ehre, den Unglücklichen beherbergt zu haben, trotzdem es nicht ausgeschlossen war, daß seine Anwesenheit irgend ein Unglück nach sich zog. So erschien er auch nach der allgemeinen An-

nahme in Frankreich, in Beauvais, Noyen und andren Städten, als Ravaillac Heinrich IV ermordete.

Eine Schweizer Sage läßt den Ewigen Juden gleich gewissen Pilgern und Zwergen einiger mittelalterlichen Sagen den Propheten spielen und die Einwohner einer Stadt warnen, in welcher der Name Gottes nicht verehrt wurde, aber die Verbrechen sich häuften. Seine Worte machten jedoch keinen Eindruck auf das verrohte Volk und nach seiner Abreise traf eine Reihe von Unglücksschlägen die Verächter seines prophetischen Wortes. Es entstanden in der verwünschten Stadt keine neuen Häuser, die Herde wurde von tötlichen Krankheiten befallen; Lawinen und Abstürze kamen von den Bergen herunter und begruben Menschen und Häuser. Bald sperrten auch riesige Steinmassen die Straßen, wo ehedem das herzlose, vergnügte Volk lustwandelte; dichtes Gras schoß auf den Plätzen empor, und die Verzweiflung unter den unglücklichen Verdammten wuchs.

Fünf Jahre später war aus der großen Stadt ein elendes Dorf inmitten von Ruinen geworden; es zählte nur wenige verkümmerte Einwohner, und auch sie starben bald dahin. Ihre Körper blieben unbeerdigt. Die letzten Hütten brachen zusammen, der siegreiche Epheu umschlang die geborstenen Säulen, die eingestürzten Stufen und die Steine.

Als nach hundert Jahren der Ewige Jude abermals über die Alpen wanderte und er den Ort wiedererkannte, auf welchem ehedem die verwünschte Stadt sich erhoben hatte, waren bereits Bäume inmitten des Grases und des Epheus aufgeschossen; man erblickte nur noch einige graue und zertrümmerte, Felsen gleichende Mauerreste; auf den

ehemaligen Straßen blühten im dichten Grase die Alpenblumen und trugen einige fröhliche Töne in diese Stätte der Verzweiflung hinein.

Nach einiger Zeit nahm der Ewige Jude seine Wanderung von neuem auf, und während er zu den hohen Gipfeln der Alpen hinaufstieg, dachte er über das endlose Unglück nach, welches die Beleidiger Gottes trifft. Doch an jenem verwunschenen Orte wuchs die Verzweiflung noch immer. Die über den armen Toten gewachsenen Bäume und das Gras vertrockneten, die Alpenblumen zwischen den Ruinen starben, weil sie nicht mehr vom Tau und Regen benetzt wurden; der Schnee sank auf die ehemalige Stadt hernieder und häufte sich immer höher und höher an. Die aus der Höhe auf diesen Schnee herniederstürzenden Gewässer kristallisierten sich und wurden infolge der starren Kälte zu ungeheuren Eisblöcken. Nach weiteren hundert Jahren vermochte der Ewige Jude nicht einmal mehr unter dem Schnee und Eis den Ort zu erkennen, wo ehedem eine Stadt geblüht hatte. Wie fürchterlich hat sich doch mein prophetisches Wort bewahrheitet, dachte er, während er von dannen wanderte.

Ich erwähnte bereits die Sage von der Glocke des Dorfes Thora im Aostathale. Auch dieser Flecken wurde nach der Meinung der Leute zerstört, weil seine Bewohner aus Geiz keinen Armen zu beschenken pflegten. Wie aus den mühsam gesammelten Notizen erhellt, kann man annehmen, daß Thora 1500 Meter über dem Meeresspiegel gelegen war und viele Bewohner hatte, weil der Ort infolge einer besonderen Abgabefreiheit für die Thalleute die hauptsächlichste „Stätte war, wohin sie die Früchte ihres Erwerbes brachten,

denn die Ebene ist verschiedenen Herren tributpflichtig.“ Ungefähr 545 Einwohner soll also Thora gezählt haben, als es am 6. Juli 1564 nach einem unterirdischen Rollen und einem starken Erdbeben vom fürchterlichen Einsturz des Berges Becca-Francia zerstört wurde. Dieser Berg wurde so genannt, weil sich, wie man sagt, von seinem Gipfel aus, jenseits des Rhuitors, ein herrliches Panorama der französischen Berge aufthat.

Von allen Bewohnern des Fleckens entrann nur eine einzige Familie. Sowohl auf dem östlichen wie auf dem nördlichen Abhange der Becca-Francia, nicht weit vom Schlosse Sarr, einem Lieblingsaufenthalte der Königin Margherita von Italien, erzählt man sich die Sage übereinstimmend. Danach soll am 5. Juli 1564 in den Straßen Thoras ein Armer im Namen Gottes um Almosen gebettelt haben, aber mit Schmähungen abgewiesen worden sein. Er begegnete endlich auch einer armen Witwe. Dieser that es unendlich leid, dem Armen nicht helfen zu können, aber sie besaß an jenem Tage nicht einmal ein Stückchen Brot für ihre eigenen Kinder. Der Bettler dankte der Witwe und sagte ihr, sie möchte ihre Kinder nach dem Kornspeicher senden, wo sie Brot im Überfluß finden würden. Das geschah, und alle speisten fröhlich. Darauf riet der Arme der Witwe, sie solle mit ihrer kleinen Familie am nächsten Tage Thora verlassen, weil gegen Abend das Dorf zur Strafe für den Geiz seiner Bewohner zerstört werde.

Tschudi behauptet, daß riesige öde Strecken der Schweiz, auf denen sich starre Eiswüsten oder Steinmassen von Bergstürzen häufen, bis jetzt noch nicht völlig bekannt sind. Die

Älpler glauben an der Hand alter Überlieferungen, daß auf jenen Plätzen einst Blumen geblüht und fette Erdreiche sich ausgebreitet haben. Dieser merkwürdige Glaube hat so vielen derartigen Plätzen in der deutschen Schweiz die Bezeichnung Blümlisalp verschafft. In diesem Falle erdenkt sich die Phantasie der Älpler die merkwürdigsten Dinge und sucht nach der Ursache des Unglücks ihrer Vorfahren. Der Glaube, daß alle diejenigen, welche den Armen einst die Gastfreundschaft verwehrten, an Leib und Gütern elendiglich gestraft würden, zieht sich über die gesamte Alpenkette hin.

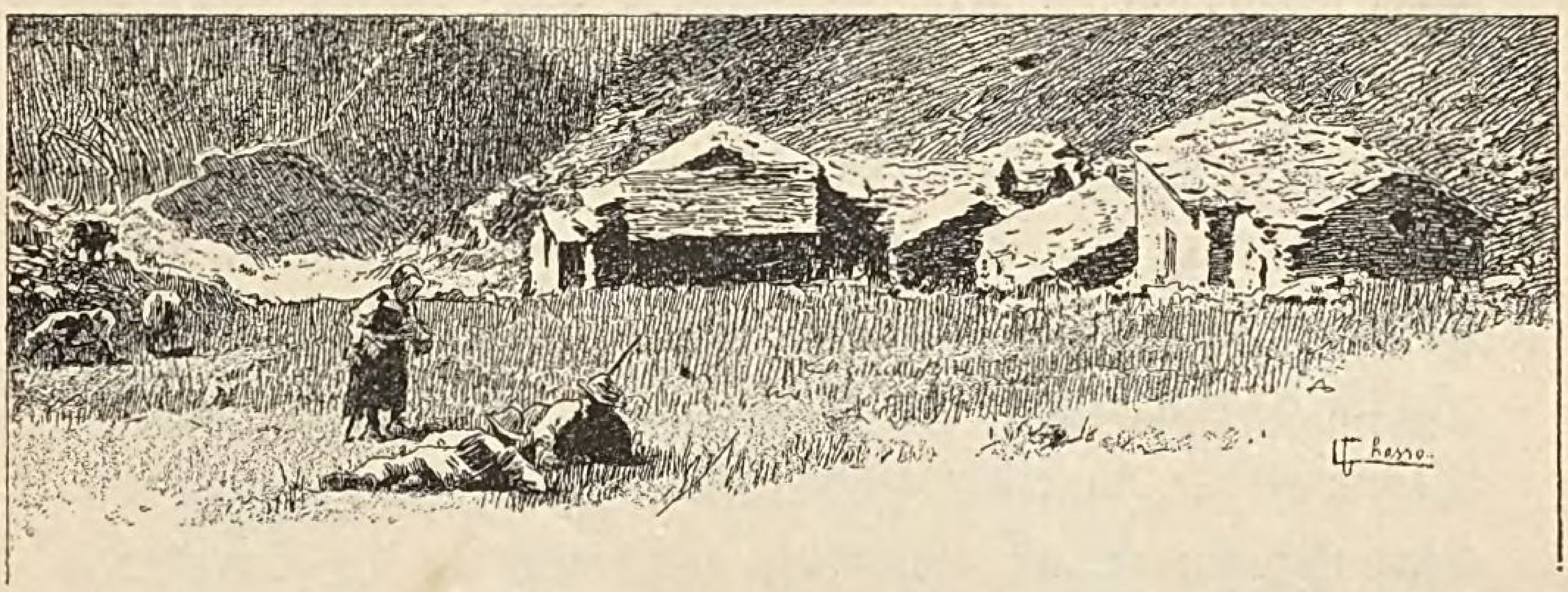
Eine Sage der Vandalpen berichtet von mehreren Hirten, die einst auf einem großen Weideplatze freundschaftlich plaudernd beisammen waren, während ihre Herden in der Nähe ruhig grasten. Eine uralte Person näherte sich ihnen und bat um ein wenig Milch und ein Unterkommen für die Nacht. Man wies sie ab. Sie sprach eine Verwünschung jener hartherzigen Leute aus, und seitdem bildete sich der Gletscher des „Plan Nevé“ dort, wo einst eine blühende Weide lag. Der Dichter Heinrich Durand hat diese Sage in ein Gedicht verwandelt. Als die Alte den fürchterlichen Fluch aussprach, da:

Man hört' alsbald ein schreckliches Gelärm,
Es stöhnt der Berg bis ins Gedärm,
Lawinen, Wind und Blitze toben,
Es scheint die ganze Welt zu Schutt zerstoben.

Eine dieser fast ähnliche Sage knüpft sich an das wunderbar anzuschauende „Mer de glace“ in Savoyen. An Stelle der weiten Eisfläche sollen dort ebenfalls blühende Weideplätze vorhanden gewesen sein. Allein die Habsucht der Leute des oberen Chamounix war bereits sprichwörtlich geworden. Die Armen

durften in den mit Herden dicht bestandenen Ställen oder auf den übervollen Heuböden übernachten, aber erhielten von den grausamen Einwohnern niemals weder ein Stückchen Brot noch ein gutes Wort.

Ein Heiliger oder auch ein vom Paradiese auf die Erde gekommener Erzengel wollte ebenfalls die hartherzigen Älpler auf die Probe stellen. In der Verkleidung eines Bettlers barg er die göttliche Schönheit in dem runzligen Körper eines Greises. Er ging in die Dörfer, aber seines offenbaren



Leidens erbarmte sich niemand. Er stand bereits auf der Schwelle des letzten Hauses und hatte noch nicht einmal seine demütige Bitte ausgesprochen, als schon der Besitzer erschien und ihm befahl, sich mit seinem Elend wegzuscheren. Hinter dem grimmen Manne jedoch tauchte ein kleines Mädchen auf, welches ein großes Stück Brot unter seiner Schürze verborgen hielt. Es gelang ihm richtig, es dem Bettler heimlich zuzustecken. Während sich der Hausherr entfernte, ohne sich weiter um den Unglücklichen zu kümmern, verwandelte sich der Bettler im Nu und sagte zu dem erstaunten Kinde: „Beeile dich, raffe dein Kostbarstes zusammen und fliehe! Das geringste Zögern wird die andren nicht retten, wohl

aber dich mit ihnen verderben, denn ein Fluch ist über diese Gegend gesprochen worden.“

Das Kind nahm den Spinnrocken, es war das Einzige, worüber es verfügen konnte, und floh. Als es sich umschaute, um zu sehen, was aus dem von ihm verlassenen Ort wohl geworden sei, erblickte es bereits das „Mer de glace“, welches alles Lebendige bedeckt hatte.

Der Gletscher der Marmolata im Trentin bildete sich nach der Meinung des Volkes ebenfalls unvorhergesehen an einer Stelle, wo vordem Weideplätze und herrlich blühende Blumen zu sehen waren. An einem 5. August erstrahlte das Gebirge in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit. An diesem, der Madonna des Schnees geweihten Tage wird in vielen Kapellen der Alpen ein Gottesdienst abgehalten und bei günstiger Witterung die Messe auch auf dem Gipfel des Rocciamelone, in einer Höhe von 3536 Metern, celebriert. Eine Greisin jedoch kümmerte sich nicht an die Vorschrift, welche an diesem Festtage die Arbeit verbietet, und aus Furcht vor einem Orkan begann sie das Heu einzusammeln. Plötzlich aber sank der Schnee hernieder; bald bedeckte er die Weideplätze vollständig und ein neuer Gletscher bildete sich über ihnen.

Die sorgfältig beobachtete Gletscherstruktur, welche auf einer schichtförmigen Bildung beruht, widerspricht der Annahme, ein Gletscher könne im Augenblick entstehen. Die auf den Alpen weit verbreiteten Sagen, welche derartiges behaupten, mögen daher wohl nur an einen besonders harten Winter erinnern; während eines solchen pflegen die Gletscher mehr als gewöhnlich vorzurücken, und häufig geschieht es, daß sie dann auch Weideplätze erreichen und zudecken. Ein Be-

weis dafür mag der schon erwähnte Gletscher vom „Plan Nevé“ sein, den die Sage im Augenblick hat entstehen lassen. Man erzählt sich nämlich, daß das Jahr 1822 außerordentlich warm war und sich die Gletscher infolgedessen weiter als je zurückzogen. Einige Gems- und Murmeltierjäger erblickten deshalb im Sommer inmitten der Abstürze und Eismassen des „Plan Nevé“ die Überreste einer alten Brücke.

Ich erwähnte bereits, daß der Montblanc auch der verwünschte Berg genannt wird. Um ihn hat die Phantasie des Volkes viele Fabeln gesponnen. Hinter Passy, wo die Vegetation aufhört, erblickt man eine Art Hochplateau, eine erschreckliche Wüstenei. An dieser Stelle befand sich ehedem der Grüne See. Er erhielt diesen Namen, weil seine Gewässer die Farbe von Smaragden hatten, ähnlich denen des Sees von Viana im Vinthale. An seinen Gestaden sollen die schönsten Alpenblumen gesproßt und in der Nähe seiner ruhigen Wasser viele junge und schöne Feen gehaust haben.

In den Höhlen des verwunschenen Berges aber wohnten böse Geister, welche in Liebe zu den Feen entbrannten. Diese jedoch freuten sich des Glückes ihrer Freiheit in den Bergen und erwiderten nicht die leidenschaftlichen Gefühle jener gottlosen Alpengeister. Aus Rache nun ließen die letzteren die tosenden Gewässer des Nant Noir in den See verfließen; derselbe verlor sofort seine grüne Farbe und seine überschwemmten Ufer erzeugten keine Blumen mehr. Doch diese That befriedigte die Rachegelüste der Geister noch nicht; sie erschütterten das Gebirge, welches zum Teil in den See sank, und seitdem zeichnet jener Ort sich durch unendliche Öde und Verlassenheit aus.

Dessaix, der an diese Sage erinnert, berichtet auch noch, daß im Jahre 1751 in jener Gegend thatsächlich ein Bergbruch stattgefunden, und daß eine schwarze Staubwolke über dem Abgrund geschwebt habe. Mancher glaubte damals, daß sich plötzlich ein Vulkan aufgethan hätte. Der Naturforscher Vitaliano Donati kam eigens von Turin gereist, um die merkwürdige Erscheinung zu studieren. Er erklärte alles wissenschaftlich, die Älpler aber hörten nicht auf ihn. Sie zogen es vor, des Ferneren in der phantastischen Welt fortzuleben, von welcher ihr Fühlen durchtränkt ist. Sie blieben dabei, zu erzählen, daß die verliebten Kobolde sich auf diese Weise an den Feen gerächt hätten.

Eine andre merkwürdige Erzählung ersannen die Bergbewohner von dem „weinenden Felsen“ an einem wilden Orte auf den Vaudalpen, nahe einem Pinienwalde. Seine immer feuchten Wände beherrschen das Bett eines Gießbaches. Die überaus schöne Tochter eines Älplers, Giulietta, wohnte in nächster Nähe des Felsens. Sie wurde von einem adligen Jüngling, Albert von Chaulieu, geliebt; doch da dieser sehr reich war, so verweigerte sein Vater die Einwilligung zur Heirat mit diesem Mädchen von niedriger Herkunft. Eine der Feen, die in jenen Bergen so zahlreich hausen, besuchte die Liebenden und forderte sie eines Tages zu einem Besuche des obigen Felsens auf. Der grimme Baron aber kam mit seinen Leuten ebenfalls dorthin und wollte die beiden Liebenden in einen Abgrund werfen lassen. Er änderte jedoch seinen Vorsatz und befahl beide als seine Gefangene wegzuführen. Da mit einemmale begann die Fee einen lieblichen Gesang, so daß der Baron seinen Leuten befahl, auch sie fest-

zunehmen und an einem Baume aufzuhängen, denn er wollte sich nicht erweichen lassen. Er sagte, er würde die Heirat seines Sohnes nur zugeben, wenn der Felsen thatsächlich weinte. In demselben Augenblick geschah das verlangte Wunder, der Baron sah den Felsen wirklich weinen. Nun mußte der von der Macht der Fee überzeugte Baron sein Versprechen halten und die schöne Giulietta seinem Sohne Albert zur Frau geben.

Man bewundert die Einbildungskraft der Alpenbewohner, doch kann man im Grunde genommen unmöglich allzusehr überrascht sein von den merkwürdigen Erzählungen, die sie erdichten. Jede empfängliche Seele würde selbst ohne den Glauben an das Vorhandensein von Feen und Kobolden, an das nächtliche Volk und an die Luftgeister der Alpen, inmitten einer so großartigen, schönen Landschaft, einer so mächtigen Natur, eines so gewaltigen Zaubers von Licht und Farben oder inmitten einer so traurigen Umgebung phantastische Dinge erdenken. Tschudi, der mit so unnachahmlicher und wunderbarer Wirkung das Erwachen des Lebens auf den Alpen nach der Öde des Winters beschreibt, sagt, wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt, die ersten Blumen ihre Kelche in der Felseinsamkeit erschließen und ein Schauer neuen Lebens und Liebens die Zweige der Tannen und Buchen durchzieht, glaube er dem festlichen Ringelreigen der Geister beizuwohnen.

Das zauberhafte, vom Nebel bewirkte Schauspiel der Luftspiegelung, das man häufig auf dem Rigi oder auf andren hohen Alpengipfeln beobachtet, die unfern den Seen oder sehr feuchten Geländen gelegen sind, ereignet sich auch im Harz auf dem

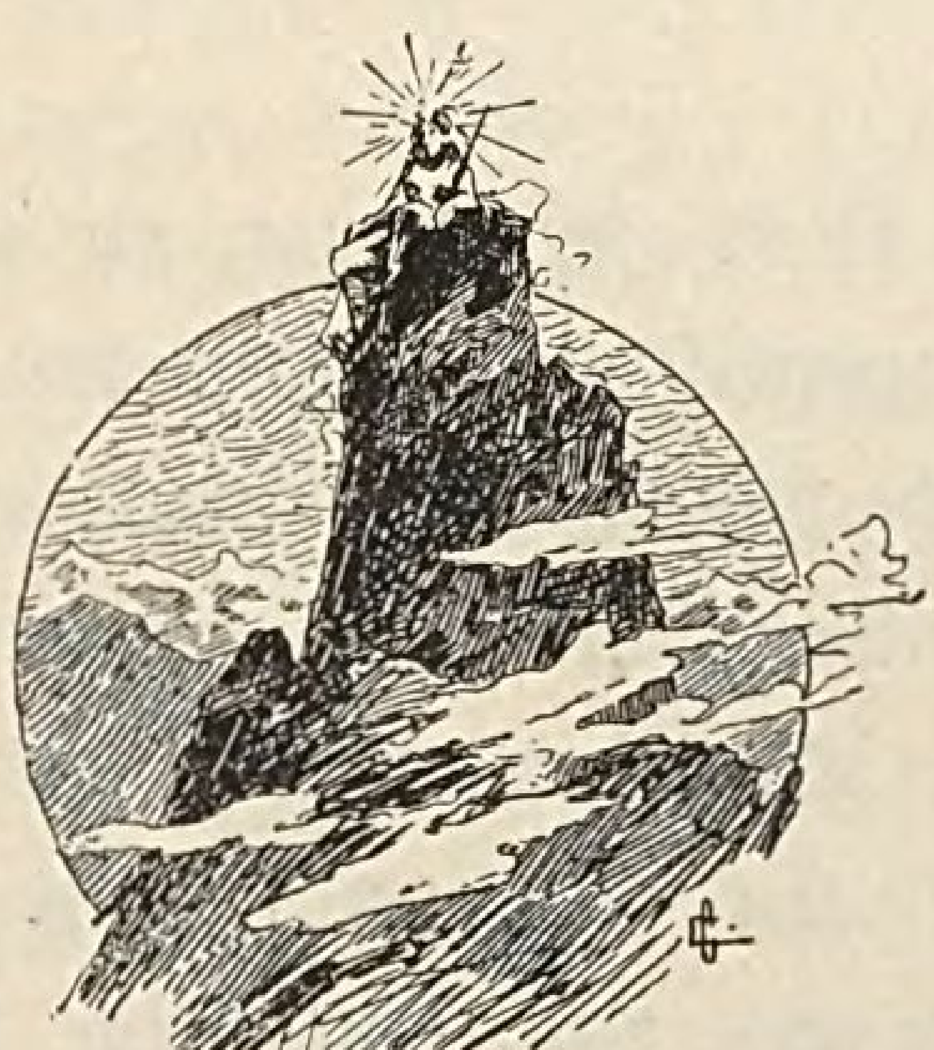
Brocken, weshalb es allgemein das „Brockengespenst“ genannt wird. Auf demselben Brocken, der höchsten Spitze des Harzgebirges, dessen die poetische, leidenschaftliche Seele Heines gedenkt, erblickte Goethe die Wunder der Walpurgisnacht. Michelet dagegen bringt die Gletscher mit der Geschichte in Verbindung und behauptet beweisen zu können, daß in den Jahren, in welchen die Gletscher weiter zu den Thälern hinabrutschten, die Rauheit des Winters und infolgedessen das Elend die Veranlassung zu neuen und blutigen Aufständen wurden. Bei Betrachtung des Montblanc, den er bestieg, um Ruhe und Schnee zu finden, überzeugte er sich, daß dieser ein prophetischer Riese ist. Aus der Art, wie seine Stirn sich mehr oder weniger mit Wolken bedeckt, kann man das Geschick Europas erkennen; man ersieht daraus, ob man den Zeiten ungestörten Friedens näher ist, oder revolutionären, Throne stürzenden Jahren.

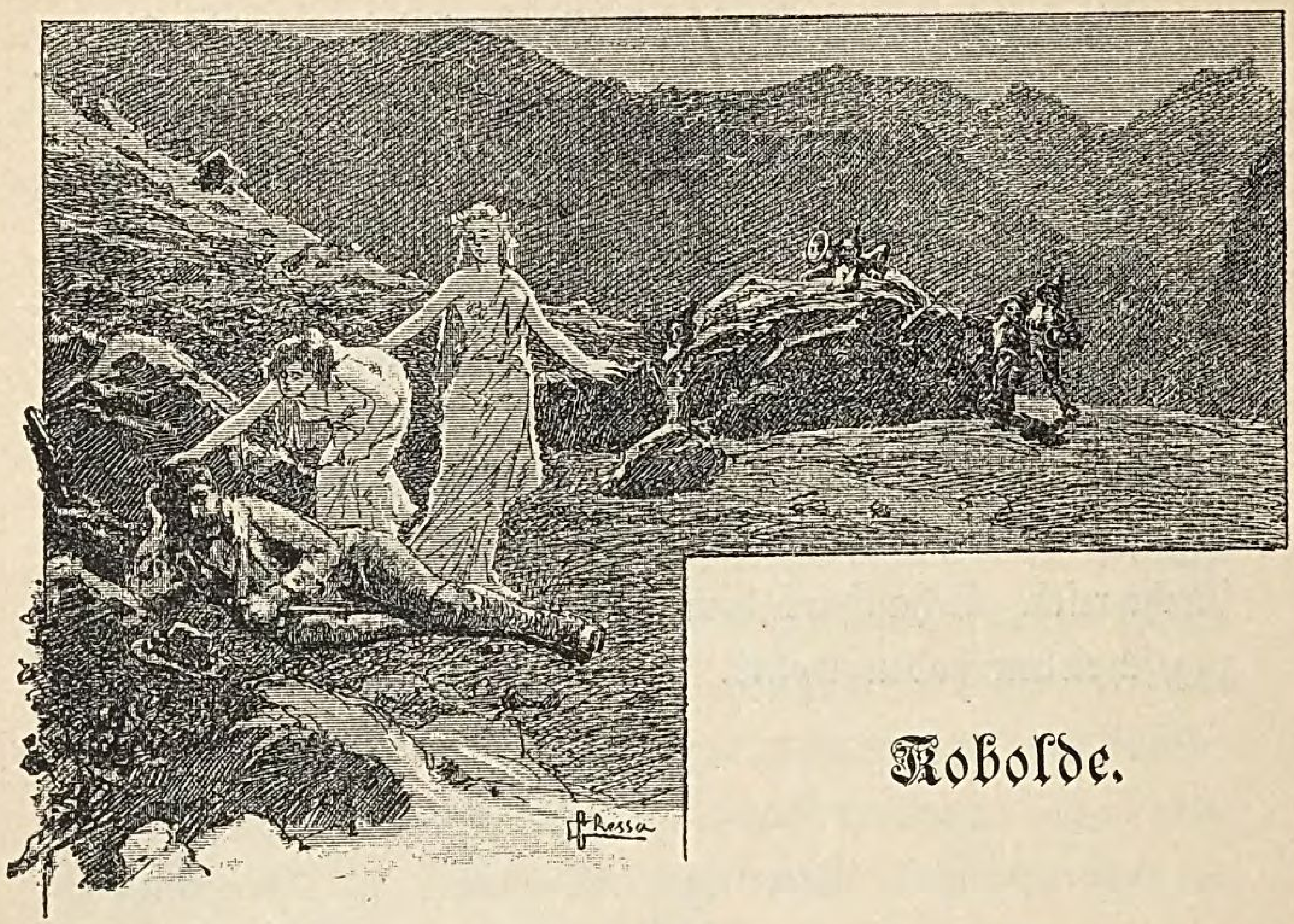
Schiller wurde, ohne in den Alpen gewesen zu sein, zum erhabensten Dichter der Alpen, als er seinen „Wilhelm Tell“ schrieb. Im Bergliede beschreibt er ein die „Königin“ genanntes, sich in seiner Phantasie zu einem unerschütterlichen Throne gestaltendes Horn:

Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Goethe erblickt in dem auf den Alpen an die „Wassergeister“ gedichteten Liede in diesen keine Feen, sondern ein poetisches und treues Abbild der menschlichen Seele.

Berlepsch, dessen Prosa die Großartigkeit und die Harmonie einer wahren Poesie atmet, weist auf den erwähnten Aberglauben der Älpler bezüglich des Roßbergsturzes hin und erblickt schließlich selbst in jener Katastrophe eine Erneuerung des Ansturmes der Titanen gegen die Göttlichkeit des Olymps. Die Phantasie des gelehrten und in den Überlieferungen aus dem heidnischen Altertum heimischen Mannes scheint also in gleicher Richtung mit jener des unwissenden Alpenbewohners gearbeitet zu haben, welcher das fürchterliche Schauspiel dem Werke übernatürlicher Kräfte zugeschrieben haben wollte.





Kobolde.

In der ganzen Welt glaubt man an das Vorhandensein von sogenannten Hausgeistern. Einen der Hauptgründe für diese Thatsache glaube ich darin erblicken zu dürfen, daß auch jetzt noch bei den wilden Völkerschaften, welche jede Kenntnis von ihrer Herkunft, jede Überlieferung, die sie an die große Familie der civilisierten Nationen knüpft, verloren haben, als eine unausbleibliche und allgemeine Offenbarung des menschlichen Geistes sich der Glaube an gewisse übernatürliche Wesen vorfindet, welche zu den Menschen in allen Phasen des Lebens halten, deren Wohlwollen jedoch unter allen Umständen erobert sein will.

Auch auf den Alpen, wie auf allen Bergzügen, auf den äußersten Bollwerken, wo ja die Sagen sich länger zu erhalten pflegen, glaubte man allgemein, und an manchen

Orten glaubt man jetzt noch an das Vorhandensein von Geistern, die an den Arbeiten und am Leben der Bergbewohner teil-nehmen und gewissermaßen zu der großen, besonders den nordischen Völkern bekannten Familie der Alben gehören.

Nach den alten deutschen Sagen sind sie aus dem Para-diese gefallene und in der Hölle nicht aufgenommene Engel, welche in der Ungewißheit über ihr künftiges Schicksal in der Welt umherirren. Viele von ihnen werden in den alten Ge-dichten Lichtelfen genannt und erinnern deshalb lebhaft an ihr verlornes himmlisches Vaterland. Wie so viele andere Geister der deutschen Sagen und das Nachtvolk der Alpen besitzen sie leuchtende Körper. Auch lieben sie gleich den Alpenfeen den Tanz, und in den Sommernächten, besonders bei Mondschein, kommen sie aus ihren Behausungen, um auf den hohen Klippen der Berge, dem Moosteppiche der Wälder oder auf öden Kirchhöfen dem Tanzvergnügen zu fröhnen. Wenn der erste Sonnenstrahl ihre Köpfe trifft, verwandeln sie sich in einen Mückenschwarm oder verschwin-den plötzlich.

Die Lichtelfen tragen gleich den Feen Gewänder von leuchtendem, silbern erglänzendem Schnee und auch, fast ohne Unterschied, einen Hut mit roten Blumen. Die Elfen der irischen Sagen sind ebenfalls prächtig gekleidet; manchmal verwandeln sich auch die der deutschen Sagen in weiße, den Sterblichen sichtbare junge Mädchen, bis das Sonnenlicht sie bestrahlt.

Alle Völker des nördlichen Teiles von Europa glaubten auch an die Existenz von Elfinnen, die Gemahlinnen der Elfen; diese Wesen waren von so außerordentlicher Schön-

heit, daß kein Mensch, der sie nicht selbst gesehen, auch nur annähernd einen Begriff von dieser Schönheit zu geben imstande war.

Nicht selten fühlten sich Männer, die sich zu ihrem Unglück des Nachts plötzlich in den tollen Wirbel des Elfentanzes gezogen sahen, von der strahlenden Schönheit dieser Elfinnen so bezaubert, daß sie sich zu einem Kusse auf deren weiße Stirnen oder auf die blonden Strähnen der Haare neigten, die ihnen aufgelöst über die Schultern hingen. Im Nu waren dann die lustigen Geister verschwunden, und fast immer befiel ein heftiges Leiden oder gar der Tod die Unglücklichen, die nimmermehr die wunderbare Schönheit ihrer Tänzerinnen vergessen konnten.

Jedoch nicht alle ließen sich von den Elfen bezaubern, denn in einem großen Teile von Europa kannte man recht gut ihre Hinterlist in den Stunden des Tanzvergnügens. Eine dänische Sage berichtet von einem Jäger, den auf dem Elfenhügel der Schlaf übermannt hatte. Um Mitternacht weckten ihn zwei herrliche Elfinnen und durch tausend Künste versuchten sie ihn zum Tanze zu verleiten, während die Elfen selbst eine gar verführerische Musik vollführten, wie sie sie auf den Bergen und in den Wäldern erschallen zu lassen pflegten. Der Jäger aber wußte, daß derjenige sich in Todesgefahr begiebt, welcher den glatten Worten der Elfinnen Gehör schenkt. Er antwortete daher den mächtigen Zauberinnen nicht.

Sie ließen aber nicht von ihm ab und versprachen ihm eine übermenschliche Macht, wenn er an ihrem nächtlichen Tanze teilnehmen wollte. Er sollte ihnen ja nur gefällig

sein und auf dem Rasen mit ihnen tanzen, während sie ihm zum Lohn für sein Entgegenkommen die Gabe verleihen wollten, die Bären und Wildschweine zu besiegen und einen zum Hüter großer Schätze bestellten Drachen zu fesseln. Und während die Elfinnen dem Jäger diese Versprechungen gaben, tanzten sie um ihn herum; sie waren schön wie die Lichtgeister und flink in ihren Bewegungen wie die Erdelfen, die Liebhaber der wilden Jagd. Doch der Jäger ließ kein Wort verlauten. Auf den Korb des starken Schwertes gestützt, rührte er sich nicht. Mit seiner ganzen Kraft kämpfte er gegen die schädliche Macht der bösen Geister an; vielleicht hielt ihn auch der Gedanke an die ferne Braut aufrecht.

Die Elfinnen mit den langen Haaren empörten sich schließlich und drohten, daß noch vor Tagesanbruch sein Herz von einem Dolche durchbohrt würde, wenn er sich noch ferner weigerte, an ihrem nächtlichen Tanze teilzunehmen. Doch während sie noch sprachen, krähte bereits der Hahn und die Geister verschwanden. Der Jäger dieser Sage riet später den Reisenden, niemals auf dem Elfenhügel auszuruhen.

Nach andren Sagen wäre die Schönheit der Lichtelfen nur eine trügerische Erscheinung. Sie seien in Wahrheit ganz kleine Zwerge mit dichten weißen Haaren, durch deren Strähnen ihre schrecklichen roten Augen hervorleuchten. Die Anschauung des Volkes lehrt, daß die Elfen der Finsternis gleichmäßig grau und klein sind. Sie hausen fast immer unter der Erde in Höhlen und auch selbst in Steinen. Wenn sie sich vom Lichte der Sonne überraschen lassen, ehe sie die in der Nacht begonnenen Tänze beendigt haben, werden sie selbst zu Stein. Zu dieser finsteren, nach den mittel-

alterlichen Anschauungen selbst teuflischen Gattung gehören die zur Verbannung auf der Erde verurteilten Elfen, während gewisse Lichtelfen beim großen Sonnengott Freyr hausen.

In den Erdelfen und in andren geheimnisvollen, ihnen ähnlichen Zwergen oder Koboldcn finden wir mit Leichtigkeit die Geister wieder, welche laut den Sagen am Leben der Menschen teilnehmen. In manchen Gegenden behalten sie den Namen von Elfen bei, in vielen andren verlieren sie ihn. Sie halten sich stets in größerer Anzahl in der Nähe der Menschen auf; obwohl sie unsichtbar sind, vernehmen sie doch alles, insbesondere alles auf sie Bezügliche. Aus diesem Grunde ist es üblich geworden, sie das gute Volk, die Freunde zu nennen, weil sie ganz entgegen ihrer zarten Erscheinung — denn sie tanzen häufig selbst auf den einzelnen Tautropfen der Blumen, ohne diese zu erschüttern — eine weitreichende Kraft besitzen und ihre Beleidiger schwer schädigen können.

Man glaubte, und mehrfach glaubt man es noch, daß solch ein Hausgeist der Familie, in deren Mitte er lebt, bei allen häuslichen Verrichtungen zur Hand geht. Die ihm angethanen Beleidigungen allerdings rächt er, doch wer ihn achtet, den überhäuft er mit Wohlthaten; er zeigt sich gern erkenntlich. Dieser Hausgeist nimmt in den verschiedenen Ländern verschiedene Namen an, je nachdem er einem Manne, einem geliebten Mädchen oder einer ganzen Familie dient. Er heißt Brownie in Schottland, Cluricaune in Irland, der Alte im Hause in Schweden, Nisse god Dreng in Dänemark und Norwegen, Duende oder Trasgo in Spanien, Hobgoblin in England, Jean la Bolieta in gewissen Gegenden der Schweizer

Alpen, Unghüer in andren und Folletto in Italien, Lutin in Frankreich, wo die Stallkobolde auch Petit Jean oder Jeannot genannt werden. Faudoux oder Faudeurs heißen die in den Speichern lebenden. Die Goublins oder Goblins hüten die Schätze und nehmen mit Vorliebe die Gestalt weißer Tiere an.

Alle diese geheimnisvollen, antiken Mythen entnommenen Wesen haben im Mittelalter infolge der neuen Glaubenslehren merkwürdige Wandlungen durchmachen müssen. Um den noch vom abergläubischsten und unwissendsten Teile des Volkes gepflegten Kultus vieler mythologischer, untergeordneter Gottheiten zu vernichten, schrieb man ihnen eine teuflische und böswillige Macht zu. Ich möchte jedoch behaupten, daß der Glaube an die alten Mythen allein nicht ausreichend gewesen wäre, dem Aberglauben, der sich vom Zauber der Sage umwoben von Stamm zu Stamm ererbte, eine so großartige Ausdehnung zu geben, wenn nicht die Dichter es verstanden hätten, so viele phantastische Gestalten in eine bezaubernde Formenpracht zu kleiden. Man fand sie in der großartigen nordischen Poesie, im Nibelungenlied und in der Edda wieder, man hörte die erstaunlichen Thaten der gleichen Helden in den Balladen und Volksliedern wiederholen, kurz, ihre Namen erklangen allerorten wieder. Die Dichter fühlten sich von den populären mythischen Gestalten, um die man wunderbare Erzählungen schweißen konnte, begeistert, und das Volk erwärmte sich für die poetischen Schöpfungen, welche die Erinnerung an den Mythus wachhielten und letzteren unter dem gesamten Volke immer bekannter machten. Bei allen Völkerschaften zwischen dem Nordpol und den äußersten Alpenketten, von denen aus man die Schön-

heit der italienischen Erde erblickt, tauchten dieselben übernatürlichen Persönlichkeiten auf; sie wurden von den Skalden Skandinaviens, von den Minnesängern und Barden, den begeisterten Vorläufern der Troubadoure besungen, die in dem größten Teil Europas beliebt und heimisch waren.

Auf den Vaudalpen glaubte man ganz besonders an das Vorhandensein der von den Bergleuten „servants“ genannten Hausgeister. Man erzählt sich noch jetzt viele Sagen von ihnen; es hat also, wie es scheint, das Volk diesen Aberglauben noch nicht völlig abgeschüttelt. Gleich dem deutschen Hausgeist, dem Unghüer der deutschen Schweiz und vielen andren Koboldeu sind sie heitren Charakters. Wie manche Elfen des Nordens haben sie etwas von der sorglosen Fröhlichkeit der Kinder und der Beweglichkeit der Affen an sich. Sie springen auf die Dächer, durch die verschlungenen Zweige der Bäume und bemühen sich mit Vorliebe um die schönsten Kühe. Sie helfen häufig den schönen Sennerinnen bei ihren täglichen Verrichtungen und stellen sich bei den häuslichen Arbeiten der Älpler im Dorfe und auf der Alp äußerst geschickt an.

In dankbarer Erkenntlichkeit für die Zuvorkommenheit dieser Kobolde stellte man ehedem auf jedes Dach einen Napf mit Suppe, die sie dann, in Katzen verwandelt, zu essen pflegten! Aber wie viele ihrer phantastischen Brüder besaßen sie leider auch eine teuflische und böswillige Macht; gleich den grauen Zwergen und den sogar auf dem fernen Island so gefürchteten Erdelfen rächten sie sich heimtückisch für die ihnen angethanen Beleidigungen. Eine ganz merkwürdige, von ihrer Rachsucht handelnde Sage berichtet, daß in den

schwarzen Hütten, die nahe dem bezaubernden See von Lioson auf den Vaudalpen stehen, ein „servant“ sein Wesen trieb, der unendlich zuvorkommend gegen die Älpler war. Er war jederzeit, wenn auch unsichtbar, bereit, ihnen bei den beschwerlichsten Arbeiten zu helfen. Deshalb stellte man ihm auch morgens und abends einen Napf frischer, duftender Milch als Dank für seine unendliche Güte hin.

Eines Tages wollten während der Abwesenheit des Bauern die Knechte dem Kobold nicht die Milch hinsetzen. Sie waren neugierig, zu sehen, wie wohl dessen Rache ausschauen mochte, und glaubten vielleicht nicht einmal, daß er einer solchen fähig wäre. Während der nächsten Stunden geschah denn auch nichts am ruhigen Wasser des Alpensees, und nach Sonnenuntergang erglänzten die Sterne am heitren Himmel. Dann erhob sich ein sanfter Wind, der die Wälder leise rauschen machte und kaum die zarten Alpenblumen im dichten Grase beugte; die dunklen Gewässer des Sees murmelten kaum hörbar. Doch die Ruhe in der Natur dauerte nicht lange. Bald nahm der Wind zu; er pfiff durch die Schluchten, peitschte die Felswände, er knickte die Zweige an den Tannen, und aus jeder Ecke des Gebirges ertönte sein Pfeifen und Heulen. Die tollen Wirbel des Sturmes nahmen ihren Weg über den See, die Hütten, die Weideplätze, doch niemand vermutete, daß sich in diesem Augenblick die Rache des Koboldes vollzog. Erst als der folgende Tag anbrach, sahen die bestürzten Älpler die Ställe leer, die Weideplätze verödet, und mit Verzweiflung im Herzen folgten sie über die Wiesen und die Schneefelder und durch die Rhododendrongebüsche den Spuren des Viehes, das im tollen Laufe vor dem Sturme in der Nacht dahingerast

war. Endlich fanden sie es abgestürzt teils tot, teils sterbend. Der „servant“ hatte sich zu rächen verstanden.

Das Gemüt der Bewohner jener Gegenden war von dem Glauben an diese Geister völlig durchdrungen. Im Archiv der Stadt Vevey befindet sich eine urkundliche Erinnerung an den berühmten „servant“ Tschauteret vor, der im Jahre 1551 den Einwohnern Veveys so viel zusetzte, daß die Behörden ernstlich über eine Bestrafung desselben nachdachten. Er hielt sich namentlich in einem, Boillet genannten Turme auf, woselbst er einen heillosen Lärm machte. Die Gemeindebehörde befahl daher dem Oberhaupte der Maurerinnung jede Thüre und jede Öffnung des Turmes zu vermauern, um dem Tschauteret den Ausgang zu wehren oder die Heimkehr, falls er sich gerade in der Stadt herumtrieb.

Im Kanton Neuchâtel heißt der „servant“ Folaton, bei Bern sagt man Foulta, Coqzwergi im Vallese, Bergmännli im Grison. Wie ihn die Volksauffassung schildert, nähert er sich sehr dem Robin Godfellow und dem Puck der englischen Sagen.

Vor nicht langer Zeit glaubten die Bewohner der hohen Vallemaggia noch an die Existenz von Koboldgeistern; ja, man findet hier und da auch jetzt wohl noch jemand, der auf das Vorhandensein dieser Gestalten der Volksphantasie schwört.

Zwischen diesen Kobolden jedoch und denen der deutschen Regionen besteht ein Unterschied. Sie können den Menschen selbst nichts anhaben, sondern schädigen sie nur an ihrem Vieh und sonstiger Habe. Wenn der Besitzer des mißhandelten Viehes oder beschädigten Eigentums Gleichgültigkeit zeigt und

nicht in Zorn gerät, so kommt es wohl häufig vor, daß der Kobold wieder gut macht, was er verschuldet hat. Wenn dagegen der Eigentümer bei der Wiederergreifung der Kühe, Ziegen oder irgend eines andren Gegenstandes tobt und flucht, so bleibt der Schaden nicht nur ungetilgt, sondern der stets unsichtbar bleibende Kobold verhöhnt auch noch den Geschädigten durch ein tolles Lachen hinter dessen Rücken.

In dem Glauben, daß die Kobolde nächtlich die Herden wie toll davonrennen lassen können, liegt vielleicht eine Erinnerung an die wilde Jagd und jedenfalls eine hohe Auffassung von der Macht der Kobolde verborgen. Auf den grajischen Alpen kündet, wie wir gesehen haben, ein starker Lärm den Zug der Feen an. In der Vallemaggia dagegen lebt man der Gewißheit, daß bei Erschallen dieses Lärms vor Tagesanbruch Ziegen, Schafe und Kühe gemeinsam mit den Schweinen von einem Kobold gehetzt, auf den Felsen ruhelos umherjagen, ohne jedoch, wie man in einzelnen deutschen Gebieten glaubt, im Fluge durch die Lüfte geführt zu werden.

Großes Mißgeschick trifft die Herde, wenn in solchen Augenblicken die Älpler sich aufgeregt zeigen; wenn sie dagegen sich still verhalten, so entflieht beim Ertönen des Ave-Maria der Kobold, und die armen Tiere kommen zur Ruhe.

Dicht bei dem Flecken Mensonio, am Flusse Maggia, erblickt man die Überreste einer Mühle. Sie gehörte einst einem braven Alten, Chap geheißen, der ganz besonders unter den Tücken eines Kobolds zu leiden hatte. Er brauchte sich nur von der Mühle zu entfernen, um gewiß zu sein, daß bei seiner Rückkehr irgend ein Schabernack verübt war. Oft

genug fand er anstatt des Weizens Sand oder Buchenblätter in den Mehlsäcken vor. Es geschah wohl auch, daß der Kobold die ganze Mühle oder Teile derselben mitten in den Fluß trug. Der Alte aber erboste sich darüber nie, sondern lachte immer tapfer über diese Kunststückchen. Wenn der Kobold sah, daß der gute Müller seine Geduld behielt, stand in kürzester Zeit alles wieder an Ort und Stelle.

Zur Familie der Kobolde scheinen auch andere Geistergruppen zu gehören, die in manchen Alpendörfern Schrättlige, in andren wieder Trude genannt werden. Diese Kobolde kommen nach dem Glauben der Dörfler in die Schlafstuben und setzen sich den schlafenden Personen auf die Brust. Diese fühlen das enorme Gewicht, können es sich aber nicht abschütteln; sie träumen daher von fürchterlichen Dingen und sind unsäglich geängstigt.

Dieser Glaube der Älpler ist ebenfalls über ganz Europa verbreitet, und schon die mittelalterlichen Dichter gedenken eines boshaften Geistes, der eingeschlafene Menschen belästigt. Er führt den in den alten Sagen und Gesängen den Elfen gegebenen Namen Alb oder auch Elbischer, und Spuren des Glaubens an seine Macht begegnet man noch jetzt in Schweden und Dänemark. Mare oder Marra heißt er auf den Faröer-Inseln, Nightmare in England und in Holland Nachtmaer. Ein altes Gedicht erzählt vom Schwedenkönig Nauland, daß er sich darüber beklagte, im Schlafe von der Marra gequält worden zu sein. Dieses sagenhafte, merkwürdige Wesen gleicht in manchem der irischen Phuka, die nachts ihre Bosheiten verübt und in den Augen des Volkes unbestimmbare Gestalten annimmt. Manchmal erscheint sie als Fledermaus.

Man glaubte früher auch, daß ein Mensch lediglich durch seine, ihm vom Hasse eingegebene Willenskraft imstande wäre, den Geist böser Träume in Gestalt eines Schmetterlings auf die Brust schlafender Personen zu senden.

Die alten deutschen Sagen schildern die Schratten oder Schrattlein als ganz kleine Zwerge; sie sind das unterirdische Leben gewöhnt. Die Schrättlige der Alpen dagegen sind ebenso wie viele Elfen unsichtbar, können sich indessen in Kater oder Schmetterlinge verwandeln. In letzterer Gestalt treten sie in denjenigen Alpensagen handelnd auf, welche von dem Alb oder bösen Geist berichten, der sich den teuflischen Umzügen der Hexen oder Dämonen anschließt.

Auf den Vaudalpen erblickt man in diesen böswilligen Geschöpfen auch die Feinde der Kinder. Die Älpler pflegen daher vor dem Schlafengehen gewisse geheimnisvolle Worte zu murmeln, damit nicht zu nächtlicher Zeit der boshafte Kobold über sie käme, welcher teilweise dem Calierot aus dem Genuathale, dem vermeintlichen Dämon der schlechten Träume, ähnelt.

Die neueren Forschungen über die noch sehr dunkle slavische Mythologie ergeben, daß die Südslaven, welche früher als die übrigen Slaven zum Christentum bekehrt wurden, schon seit alter Zeit jede klare Vorstellung von ihren einstigen Gottheiten eingebüßt und den Aberglauben der Vergangenheit mit dem neuen Bekenntnis völlig verschmolzen haben. Gemäß ihrer alten Götterlehre waren sie der Meinung, daß die Seele ihren Sitz in der Brust der menschlichen Geschöpfe hatte und daß die Bewegung des Atmens ihr Vorhandensein bewies. Dieser Glaube muß auch unter Völkern anderer Rassen ver-

breitet gewesen sein. Vielleicht sind die auf der Brust der Älpler hockenden Schrättlige ein Überbleibsel dieses alten Mythus; sie haben sich in Dämonen verwandelt, welche die menschliche Seele zu bezwingen beabsichtigen. Da es sich in diesem Falle nicht um eine jener herrlichen poetischen Gestalten handelt, wie sie die Phantasie des Volkes mit Wohlwollen zu betrachten pflegt, so ist wohl die Frage am Platze, welche thörichten Sagen diese bizarre Schöpfung nicht nur auf den Alpen und über das ganze nördliche Europa, sondern auch über die Länder des südlichen Italiens verbreitet haben mögen. Mir schwebt traumhaft vor, daß ich dort unten vom „monaciello“ sprechen gehört habe, einem Kobolde, der gleich den Schrättligen und andren nördlichen Geistern die Menschen im Schlafe belästigt.

Man sagt, die Fabeln wandern im Fluge von Volk zu Volk, die Sagen dagegen schreiten langsam von einer Nation zur andern. In dieser langsamen, aber unbezweifelbaren Fortbewegung kann man eine Ursache der Verbreitung gewisser Anschauungen erkennen, die nicht zur Hauptgruppe der in der Erinnerung aller heidnischen Völker haftenden Mythen gehören. Mir scheint jedoch, daß weder diese Ursache noch die einstigen heidnischen Irrlehren bei den heutigen Völkern eine so lebhafte Erinnerung hinterlassen hätten, wenn sich nicht zu jener Zeit, als die geheimnisvollen Künste der Magie noch vielen Völkern geläufig waren, und besonders, als die Geheimwissenschaften in Europa sich unter den unwissenden Leuten und den abergläubischen Gelehrten zu verbreiten begannen, — unter den vielen verschiedenartig klassifizierten Geistergruppen gewisse, allgemeiner bekannt gewordene Typen befunden hätten,

denen die Sagen vieler Nationen ein ganz besonders lebhaftes Andenken bewahrt haben.

Neben die unsichtbaren Schrättlige, falls sie nicht das Aussehen von Katern oder Schmetterlingen annehmen, kann man einen andern Alpengeist, der Doggi genannt, stellen, der nach der Meinung des Volkes einem Ungeheuer gleicht, denn er hat eine menschliche Gestalt und einen Tierkörper. Vielleicht ähnelt er den merkwürdigen Geistern, welche die Phantasie des Volkes ehedem auf den Bergen Grönlands zu erblicken glaubte. Diese schienen zum Teil Menschen, zum Teil Hunde; sie konnten auch nach Gefallen sich in Zwerge oder Riesen verwandeln. Hatten sie gealtert, so erkletterten sie einen hohen Felsen und warfen sich in den Abgrund, aus welchem sie wieder jung und kräftig zum Vorschein kamen. In dieser Weise konnten sie sozusagen das Leben fünfmal von neuem beginnen; erst der sechste war ihr eigentlicher Todessprung. Hatten sie ihn gethan, so blieben sie im Abgrunde.

Ich weiß nicht, ob der Doggi der Alpen dieselben Eigenschaften besitzt. Man hält ihn für eine Art Vampyr, der des Nachts die Bewohner mancher Gegenden belästigt. In seiner befremdlichen Erscheinung begegnen uns wiederum ein alter Aberglaube und die Irrlehren der Wissenschaft; die slavischen Völker ganz besonders waren schon in den ältesten Zeiten von der tückischen Macht des Walkodlady oder Vampyrs überzeugt. Von den Bulgaren ging dieser Glaube auch zu den Albanesen, Rumänen und Neugriechen über.

Im Varaitathale erzählt man sich eine ganz besonders merkwürdige Sage von der geheimnisvollen und schädlichen Kraft der Kobolde. Dort, wie auch in so vielen anderen

Teilen der Alpen verlassen die Männer im Winter ihre heimatlichen Dörfer, um in den Städten Arbeit zu finden. In den armseligen, von den Lawinen bedrohten Hütten, inmitten der unsagbar öden Alpenlandschaften bleiben die Greise, die Kinder und die Frauen zurück und harren natürlich mit Bangen der Rückkehr der Männer und Brüder; alle wünschen, daß auch die Sonne wieder ihre heitren Strahlen über die Weizenfelder und Alpenblumen sende. In jenem Thale nun dürfen die jungen Frauen im ersten Jahre ihrer Ehe nicht gar zu lange allein gelassen werden, und die jungen Ehemänner müssen früher als die andren heimkehren,



wenn sie sich nicht einer tötlichen Gefahr ausgesetzt sehen wollen. Während ihrer Abwesenheit nämlich macht ein boshafter Kobold es sich zwischen den Töpfen neben der Asche des Kamins bequem, und wenn die jungen Frauen durch den jeden Pfad verwehenden Schnee an das Haus gebunden

sind, starrt er sie unverwandt mit seinen, einen trügerischen Zauber bergenden Augen an.

Ob sie nun des geliebten Mannes gedenkend die Zeit mit rastlosem Spinnen ausfüllen oder das Weberschiffchen durch die Leinengewebe gleiten lassen, der Kobold stellt sein boshaftes Werk nicht ein, und sein durchdringendes Anstarren zaubert den Frauen eine schaurige Todesahnung in die Seele. Wenn niemand da ist, der seine teuflische Macht bricht, wenn die Ehemänner nicht schnell zu ihren liebenden Gattinnen heimkehren, bekommen diese die Schwindsucht und sterben. Die Schwiegermütter und Mütter kennen aus eigener Erfahrung die Macht des Kobolds; sie lassen daher die jungen Frauen während der Abwesenheit der Männer möglichst wenig allein und sich viel von ihnen erzählen, in der Hoffnung, daß jene dann den Zauber der bösen Augen des Kobolds weniger verspüren.

Dieser Aberglaube weist in keiner Weise auf irgend einen antiken Mythus hin. Mir scheint, die verliebten jungen Frauen haben sich selbst diesen Glauben zurechtgelegt. Jedenfalls aber behauptet man heutigen Tages noch steif und fest das Vorhandensein der den jungen Ehepaaren feindlich gesinnten Kobolde jenes Thales.

Ab und zu faßt wohl auch ein Kobold Zuneigung oder Liebe zu irgend einer Person oder einem Tier und weiß die eine glücklich, das andere gesund zu machen. Den Genossen des geliebten Wesens aber mißachtet er, und aus reiner Eifersucht läßt er ihn abmagern und leiden. Die Kobolde scheinen dort auch einen guten Geschmack zu entwickeln, denn sie ziehen die schönen Mädchen stets den häßlichen vor.

Von den vielen Sagen, die man sich in jenen Gegenden von ihnen erzählt, muß besonders die folgende erwähnt werden: Eine Mutter hatte ihr kleines Söhnchen für einige Augenblicke allein gelassen und dieses wurde von einem Kobold geraubt, welcher anstatt des Kleinen sein eigenes, häßliches, mit einer fellartigen Haut bekleidetes Kind in die Wiege legte. Die arme Mutter jammerte natürlich sehr und wollte das kleine Ungeheuer nicht an Stelle des eigenen Kindes behalten, denn auch jenes hatte schon etwas Teuflisches an sich. Sie holte sich deshalb bei gelehrten Personen Rat, wie man den Tausch wieder rückgängig machen könnte.

Man riet ihr, sich bei starkem Regen unter eine Dachtraufe zu stellen und mit einer Nadel dem kleinen Kobolde in die Hände zu stechen, damit er zu weinen beginne. Sie that, wie ihr geheißen. Der Regen fiel auf des kleinen Koboldes Kopf, er fühlte die Spitze der Nadel in sein Fleisch dringen und schrie deshalb jämmerlich. Bald hörte sein Vater das Geheul; er erschien mit dem geraubten Buben und gab ihn der Mutter zurück. Als er sein eigenes Kind wieder an sich nahm, warf er ihr ihre Grausamkeit vor mit den Worten: „Ich habe an dir nicht so gehandelt, wie du an mir.“ Darauf verschwand er und ließ sich nie wiedersehen. Unter den Sagen geschichtlichen Ursprunges werden wir einer der vorstehenden sehr ähnlichen Sage begegnen.

In einer Sage aus dem Biellathale, die mir in der lachenden Dörflein Netro erzählt wurde, wird auf gewisse Kobolde hingewiesen, welche merkwürdigerweise den Wasserelfen und andren Geistern deutscher Sagen ähneln. Sie sind wahrscheinlich aus fremden Landen auf die Gebirge des Biellese

gekommen und scheinen sanfte und gute Fremdlinge zu sein. Sie lehren die Älpler viele nützliche Dinge für den Ackerbau und die Kunst der Käsebereitung. Diese geheimnisvollen und sagenhaften Wesen haben große Ähnlichkeit mit den weisen oder wilden Männern, von denen man in den Thälern von Andorna, von Aosta und in andren Gegenden der Alpen sich erzählt. Diese wußten ebenfalls den Älplern allerlei gute Ratschläge zu geben, doch nach einer sie beleidigenden Behandlung seitens der Bergbewohner sahen sie sich genötigt, für immer zu verschwinden und die zu verachten, denen sie zuvor Wohlthaten erwiesen hatten.

Die weisen Fremdlinge, von denen man mir in Netro sprach, während die Sonne die herrliche Landschaft und die ferne lombardische Ebene bestrahlte, waren leidenschaftliche Tänzer. Sie luden selbst die Älpler zur Teilnahme an ihren Tänzen ein, thaten ihnen aber nie etwas Böses. Es fiel verschiedentlich auf, daß die Fremdlinge stets so lange Gewänder trugen, daß man ihre Füße niemals zu sehen bekam, selbst nicht bei dem schwindelnden Reigen des Tanzes. Neugierige Leute wollten nun durchaus die Beine der Kobolde kennen lernen und entdeckten, daß ihre Wohlthäter Entenfüße hatten. Die Geister fühlten sich durch die Entdeckung ihrer Verunstaltung so verletzt, daß sie das Biellagebiet für immer verließen.

Eine dieser italienischen teilweise ähnliche Sage findet sich in der Schweiz vor. Gewisse Zwerge mit langen Gewändern lassen niemals ihre Füße sehen. Ein Älpler bestreute einstmals ihren Tanzplatz dicht mit Asche, und die nach dem Tanze hinterlassenen Spuren ließen keinen Zweifel, daß die Zwerge Enten-

füße haben mußten. Auch die irischen Elfen verbergen ihre Füße. Die Vorstellung von dem Vorhandensein gewisser Geister mit Entenfüßen scheint völlig unerklärlich, wenn man nicht den alten Ursprung dieser Sage in das Auge faßt. Wahrscheinlich erblickt man in ihr einen Hinweis auf die poetischen nordischen Gestalten der Wasserelfen, die auf den Seen und auf den reißenden Wirbeln der Flüsse zu tanzen pflegten. Die Erinnerung an sie ist noch nicht erloschen, denn der Glaube an die verschiedenen Arten von Koboldeu wurzelt noch zu tief in gewissen Teilen Deutschlands. Mannhardt, den der Tod vor einigen Jahren der Wissenschaft entrissen hat, durchstreifte schon als Jüngling leidenschaftlich die Dörfer und Felder, um Sagen zu sammeln. Er war von kleiner, unförmiger Figur und trug auf dem Kopfe eine rote Mütze. Eines Tages wurde er selbst von den abergläubischen Landleuten für einen Kobold gehalten.

Die wunderbaren Unternehmungen der ‚die Unghür' genannten Hausgeister behandeln viele Sagen der deutschen Schweiz, aber sie laufen zumeist auf dasselbe hinaus wie die Sagen der Vaudalpen. Ein merkwürdiger Umstand verdient indessen eine Beachtung. Die Unghür werden für ausnehmend fromme und gute Geister angesehen. Deshalb wecken sie die Älpler zeitig, damit diese die erste Messe nicht versäumen.

Die Kobolde gelten zwar als hilfsbereit bei häuslichen Verrichtungen, doch sind sie zugleich auch gefürchtete Diebe. Aus diesem Grunde nehmen sie häufig mit Vorliebe die Gestalt von Katzen an. Von dieser Verwandlung sagt Heine in seinen „Reisebildern" allerdings nichts, wenn er erzählt:

Kleines Völkchen, Wichtelmännchen
Stehlen unser Brod und Speck,
Abends ist es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch und läßt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest.

Daß der nächtliche wilde Lauf des Rindviehs über die Berge ebenfalls ein Werk der Kobolde sein soll, deucht mir ein merkwürdiger Glaube der Älpler. Etwas ähnlichem begegnet man in dem schon erwähnten Aberglauben im Vallemaggia, und Tschudi bemerkt in seinem herrlichen Buche, daß derselbe bei den Bergbewohnern der Schweiz gang und gäbe sei. Er sagt, die Leute dort reden vor den Fremden nicht gern davon, doch sind sie fest überzeugt, daß in gewissen Nächten die Kühe von den starken Armen der Geister aus den Ställen und in rasendem Laufe über die Berge gejagt werden. Die Älpler, die sich etwa einfallen ließen, in solchen Nächten ihr Vieh zu suchen, würden die Gefahr einer bedenklichen Schädigung laufen. Es liegt auch kein Grund vor, sich dieser nächtlichen Jagd wegen viel Sorgen zu machen; das Vieh erleidet keinen Schaden, sondern wird am folgenden Morgen heil und gesund auf den Weideplätzen wieder angetroffen.

In noch gar nicht so weit hinter uns liegenden Zeiten pflegte man in manchen Behausungen der Schweizer Älpler am Abend ein altes Gebet oder gewisse geheimnisvolle Worte zu wiederholen, welche diesen Raub der Kühe, das Alpen-

rücken genannt, verhüten sollten. Tschudi erblickt in diesem Glauben eine Erinnerung an die wilde Jagd, doch bin ich eher der Meinung, daß der nächtliche Umlauf der Kühe gleich gewissen Sagen von geheimnisvollen, gefangenen Frauen an die Mythen der arischen Völker erinnert, die von Wolkenkühen sprechen, welche durch die Lüfte sausen. Dieser Glaube, der die Form des modernen Volksaberglaubens völlig verliert, hängt um so offenbarer mit seiner fernen Ableitung zusammen, als er sich in keiner Weise der poetischen Form so vieler Alpensagen nähert. Er kann daher auch nicht mit den schönen Sagen von dem Feenreigen auf den grajischen Alpen, von denen der blonden Göttin und ihrem Gefolge auf der gesamten Alpenkette, nicht einmal mit den Sagen von der schwindelerregenden wilden Jagd verglichen werden.

Diejenigen Berge, welche vornehmlich den Hintergrund zu den Sagen von den Kobolden abgeben, scheinen der Pilatus und der Rigi zu sein. Auf ihnen leben, wie man sagt, unendlich viele Kobolde. Die des Pilatus sind nicht immer fromme und gute Geschöpfe, sondern treulose, zwergartige Wesen. Wenn die Hirten am Abend bei Ave Maria vergessen, den Segen des Himmels für die Alpen zu erbitten, erscheint ein Gespenst in der Gestalt eines langbärtigen Zwerges mit einem Sack auf der Schulter und einem Stock in den Händen und treibt die Kühe über die Berge davon.

Manche Kobolde sollen auch die treuen Hüter der Gemsen sein und diese selbst auf ihre Weideplätze begleiten, während andre das Laub der Bäume in Gold verwandeln können. Die letzteren, ihrer Gestalt nach ebenfalls Zwerge, leisten

den über die Schätze und Schachte wachenden Geistern Gesellschaft, an deren Vorhandensein man auf den Alpen, besonders aber in der französischen Schweiz glaubt. Auch in manchen deutschen Sagen wird behauptet, daß die unterirdischen Elfen Haufen von Gold und Silber in ihren Wohnungen bergen.

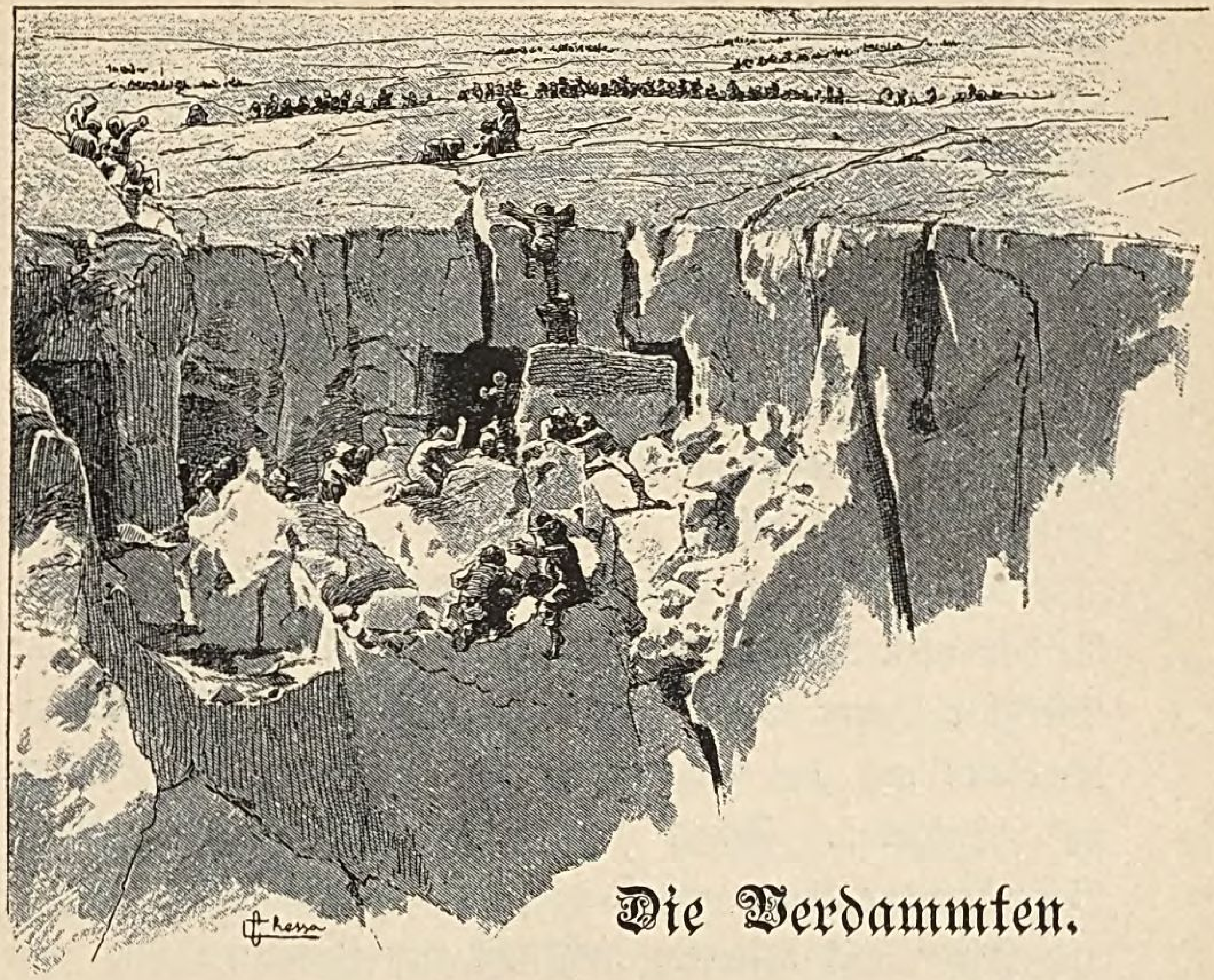
Auf den Tyroler Alpen erscheint ein kleiner Zwerg den Bergbewohnern beim Säen. Er ist liebenswürdig und wohlthätig, indem er ihnen ausgezeichnete Ratschläge erteilt.

Unter den vielen Arten von Zwergen und Kobolden der Alpensagen, besonders in der deutschen Schweiz und Österreich, bin ich auf den Tyroler Alpen auch einem Könige der Alpenkobolde, Laurin geheißen, begegnet. Aus den vielen über die Elfen geschriebenen Büchern, sowie aus den Sagen vieler Völker Europas geht auch hervor, daß die Elfen Englands und Irlands eine mächtige Königin gehabt haben. Auf den norwegischen Bergen lebt ebenfalls ein Elfenkönig, an dessen Existenz man auch in Wales glaubt.

Der berühmteste Typus eines Zwerges ist uns von den Gesängen des Mittelalters überkommen. Ich meine Alberich, der auch im Nibelungenliede auftritt. In vielen deutschen Sagen trägt Alberich auf dem Haupte eine Krone und ist Beherrscher eines großen Reiches. Ein andrer sagenhafter Zwerg unter den volkstümlichen Vorfahren der noch jetzt bei den Gemsen oder schönen Mädchen auf den Alpen verweilenden Kobolde war der französische Oberon. Von ihm sagen die mittelalterlichen Erzählungen, daß er nur drei Schuh hoch war und mißgestaltet, aber ein Engelsangesicht hatte. Wer ihn erblickte, mußte sich in seine geradezu einzige

Schönheit verlieben. In einem späteren Kapitel, wo von dem alten Glauben der Älpler an das irdische Paradies die Rede sein wird, begegnen wir Laurin, dem Könige der Tiroler Zwerge abermals. Wir werden sehen, daß seine der glühenden Phantasie der Bergbewohner erschienene Gestalt den von unsern Vorfahren unsterblich gemachten Persönlichkeiten Alberichs und Oberons an Schönheit nicht nachsteht.





Die Verdammten.

Beim Sammeln der Sagen von den Qualen der Verdammten, die ihre Schuld auf den Alpen sühnen müssen, wurde ich oft genug an Dantes herrlichen Gesang von der Hölle erinnert. Ich mußte mich häufig fragen, ob die Phantasie der Alpenbewohner beim Erdenken von verlorenen zu einem langen Fegefeuer verurteilten Seelen und deren stets sich erneuernden Qualen nicht einen ebenso kühnen Flug nahm, wie der erhabene Geist Dantes.

Zweifellos ist der jetzt noch vorhandene, verschieden geartete Glaube an die Qualen der Verdammten eine Folge der allen Stämmen des Mittelalters gemeinsamen ängstlichen Bemühungen, das Schicksal der guten und schlechten Menschen

nach dem Tode zu erforschen. Doch da die Sagen auf ihrer jahrhundertelangen Wanderung sich stets ihrer Umgebung anzupassen gewußt haben, so kam es, daß sie auf den Alpen eine epische Größe erreichten, die ihnen innerhalb der Mauern der Städte niemals zu teil werden konnte, ebensowenig auf weiten Ebenen oder auf den mit Weinreben bepflanzten Hügeln. Man darf daher annehmen, daß Dante, der so vielseitig gebildet war, auch einige Kenntnis von der großartigen Volkspoesie der Alpen besaß.

Nach den ältesten Anschauungen hausen die Seelen der Verdammten vorzugsweise zwischen den Gletschern, denn die Gletscher waren immer der Schrecken der früheren Alpenbewohner und der die Alpenpässe überschreitenden Söldner und Reisenden. Dieser Glaube hat sich noch in vielen Gegenden der Alpen erhalten, selbst da, wo mutige Führer und Jäger mit heiterem Angesicht den Gefahren und dem Tode zum Trotz sich auf die Truggebilde der Gletscher wagen.

Cibrarius erzählt solches in seiner heute selten gewordenen Beschreibung von Usseglio, von den Gletschern zwischen der Lera und der Rossa oberhalb der schönen, großen, 1300 Meter hoch gelegenen Ebene von Usseglio. Diese Ebene gäbe durch ihre Lage zwischen nackten und drohenden Felswänden ein Bild unsäglicher Schwermut ab, wenn man nicht zwischen Feldern goldgelben Weizens und weiten smaragden schimmernden Weideplätzen die Zelte der Alpensoldaten oder die roten Kopftücher der Frauen auftauchen sähe. Auf diesen Bergen an der äußersten Grenze Italiens und zwischen den gefährlichen Gletschern hausen der Sage nach unzählige Sünder und Sünderinnen. Sie dürfen das Paradies nicht

eher betreten, bis sie jene Gletscher mit Hilfe einer Nadel zerstört haben.

Auch die Toten im Gefolge des lebenden Ritters in den Thälern des Elbo und Cervo müssen bei ihren nächtlichen Wanderungen bis zu den Gletschern des Monte Rosa hinaufsteigen, um dort mit einer Nadel die ungeheure gefrorene Masse zu bearbeiten, bis der Hahn kräht. Alsdann müssen sie wieder in die Thäler und in die kalten Grüfte hinab.

Auf den Gletschern von Sea, oberhalb des fürchterlichen, gleichnamigen Walles im Großen Thale erzählte mir ein Führer inmitten dieser imposanten Einsamkeit von den Totenzügen, welche auf den Schneefeldern und auf den Gletschern zwischen der mächtigen Gestalt der Cimarella, die den benachbarten Gipfeln zum Trotz dort aufgestiegen zu sein scheint, und der majestätischen Levanna umgehen. Sie werden ebenfalls von einem lebendigen Wesen angeführt und wahrscheinlich haben auch sie den Auftrag, die Gletscher zu zerstören. Aber in diesem Falle handelt es sich nicht um Geister, die zur qualvollen Sühne verurteilt sind. Der zu ihrer Führung über die Wälle und durch die tiefen Spalten der Gletscher berufene Mensch muß in seinem Heimatsorte, gleich dem Führer der Toten im Varaitathale, in dem Geruche der Heiligkeit stehen.

Die nach der Meinung des Volkes in der Vallemaggia hausenden Verdammten befinden sich in ganz besonders merkwürdiger Lage, denn der Teufel will sie nicht einmal bei sich in der Hölle sehen. Es sind vielleicht die Seelen derer, die weder Gottes Feinde noch Freunde waren, sondern „sich

selbst genug“. Jedenfalls ist die ihnen zu teil gewordene Strafe schon an und für sich hart, sind sie doch für ewig an die hohen Gipfel, an die Schluchten oder Seen gebunden. Nach dem Glauben der Bergbewohner leben die Verdammten in noch größerer Zahl auf dem Gletscher im Thale von Cavergno a Bavona. Die Seelen der zu einem langen Fegefeuer verurteilten Unglücklichen hausen jedoch nicht allein auf den Gletschern oberhalb des Ussegliofeldes im Vin- und Sesiathale.

Derselbe Glaube ist ganz allgemein verbreitet im Gebiete der deutschen Schweiz, wo die Älpler noch der Meinung sind, daß diejenigen Frauen, welche ihre Eltern in der herzlosesten Weise gequält haben, zur ewigen Marter in unerträglicher Kälte verurteilt werden. Sie müssen nächtlich auf den Gletschern umherwandern, gefolgt von einem schrecklichen, schwarzen Hunde. In den eisigsten Winternächten, wenn die Älpler sich in den engen Ställen oder um das lodernde Herdfeuer zusammendrängen, müssen die vor Frost zitternden, verwünschten Weißen Damen über die gräßlich einsamen Höhen wandern. Sie bejammern die verlorene Zeit, die Tage ihres einstigen Lebens und wissen doch, daß ihnen keine Hoffnung auf Erlösung von ihrer schrecklichen Pein winkt.

Eine andere poetische Sage von den Seelen der zur ewigen Haft in den Gletschern verurteilten Toten erzählt man sich in Alagna, im Sesiathale.

In noch nicht allzu fernen Zeiten glaubte man in Alagna, besonders von seiten der Frauen, daß die Seelen der Abgeschiedenen vor ihrem Aufstieg zum Himmel zur

Sühnung ihrer leichten irdischen Vergehen einige Zeit in den Gletschern des Monte Rosa zubringen müßten. Diese Zeit konnte durch die Gebete der Verwandten oder Freunde abgekürzt werden, wenn sie auf den Gletschern selbst verrichtet wurden. Deshalb wanderten an den sommerlichen Feiertagen die Frauen in Gemeinschaft zu den unteren Abhängen des nächsten Gletschers. Dort angekommen, sanken sie mit den entblößten Knieen auf das Eis und beteten inbrünstig für die Seelen der teuren Verblichenen.

Mein Gewährsmann begegnete vor wenigen Jahren einmal, kurz vor dem Gletscher von Vers, einer Frau mit einem leinenen Sacke auf der Schulter, aus welchem ein Holzstiel ragte. Er fragte sie, wohin sie wollte und was für ein Werkzeug sie in ihrem Sacke hätte. Sie antwortete, sie ginge zum Gletscher und wollte dort einige Stufen in das Eis schlagen, damit die Seele ihrer vor wenigen Tagen verstorbenen Mutter bequemer zum Himmel emporsteigen könnte.

Der fromme Glaube an die Reinigung der Seelen in den Gletschern mag auf einer eigentümlichen Erscheinung fußen, die oftmals dort zu Tage tritt, wo der Gletscher eine ausgedehnte, wenig sich neigende Fläche bildet. An heißen Sommertagen schmilzt das Eis unter den Strahlen der Sonne und bildet eine Menge von Bächen. Diese dringen in die mehr oder weniger tiefen Spalten ein und bringen sonderbare, überraschende Töne hervor, die dem Klagen, Weinen und Schluchzen betrübter Personen gleichen. Derselbe Gewährsmann hatte wiederholt Gelegenheit, diese Klagen zu vernehmen, und war lebhaft davon bewegt. Dieses seltsame Geräusch mag also sehr wohl auf die schlichte und beschränkte

Denkart der nahe den großen Gletschern wohnenden Älpler in der oben bezeichneten Weise eingewirkt haben.

Wer den schauerlichen Anblick höchster Alpenregionen genossen hat und weiß, was nachts beim bleichen Mondenschimmer die geborstenen Gletscher mit ihren fürchterlichen Spalten und den schwarzen Verästelungen der Moränen vorstellen, kann sich ohne weiteres das mächtige Bild, welches der Phantasie der Bergbewohner erscheint, in seiner ganzen Großartigkeit vergegenwärtigen, wenn diese die zahllosen Geisterscharen bei ihrer nächtlichen Zerstörungsarbeit der Gletscher zu erblicken vermeint. Noch fürchterlicher aber muß sich diese Scenerie gestalten, wenn der Orkan dahergebraust kommt, die Schneewirbel sich zum dunklen Himmel aufrichten, wenn die Lärchenbäume stürzen und die Berge unter der Wucht der Lawinen in ihren Grundfesten erzittern. In diesem wütenden Kriege des Windes mit den Bergen werden dann die von der höllischen Windsbraut gefaßten, von dem eisigen Schnee und den abgebrochenen Zweigen der Bäume gepeitschten Geister von Fels zu Fels, von Gipfel zu Gipfel geschleudert. Eine schauerliche Scene! Doch auch wenn die Verdammten oder zum langen Fegefeuer verurteilten Seelen sich in der Ruhe nach dem Sturm wieder an ihre nutzlose Arbeit der Zerstörung der Gletscher machen — denn während die Gletscher auf ihrer jahrhundertelangen Reise auf der Thalseite abnehmen, setzen sie in den Regionen des ewigen Schnees neue Felder an — ähnelt die von der Volksphantasie empfundene Scenerie in ihrer geheimnisvollen und wilden Großartigkeit jener von Dante beschriebenen, als er zu seinen Füßen den scheinbar in Eis verwandelten See erblickte:

Nie trug die Donau winters solche Rinde
In Österreich, nie ward das Kleid so dick
Dem Tanaïs beim Hauch der kalten Winde.

Auch im Enziloch hausen zahllose Verdammte, von den Bergbewohnern die Thalherren genannt. Zu Lebzeiten waren sie die Blutsauger der armen Leute. Wenn in den dunkelsten Nächten sich der Nebel auf den Bergen verdichtet und die Seele zwischen den schwarzen Felswänden ein unüberwindliches Grausen erfaßt; wenn man ohne Unterbrechung ein geheimnisvolles Erdröhnen vernimmt oder die Stimme der Bergflüsse übertönt wird vom scharfen Knall einer neu sich aufthuenden Gletscherspalte und dem Absturze von Felsen auf alte Moränen, dann glauben die Bewohner der nahen Ortschaften, daß die Verdammten einen neuen verwunschenen Ritter mit einem höllischen Ringelreigen in ihrer Mitte aufnehmen, damit er in ihrer Gesellschaft ebenfalls seine Sünden büße.

Wenn der Himmel sich vor dem heraufziehenden Orkane verdüstert und der Wind pfeift, vereinigen die Frauen auf den das Anzuscathal sperrenden Bergen die Hände zum Gebet und rufen: „Wessen mag wohl die Seele sein, die in diesem Augenblick in die Hölle fällt!“

Im Trentin kann die Seele desjenigen, der in böswilliger Absicht die Marken der Besitzgrenze verrückt hat, nicht die ewige Ruhe finden; unablässig muß sie um jenes Ackerfeld oder jenen Weideplatz irren, wo die That geschah. Sie findet nur Ruhe, wenn von Rechts wegen der Stein wieder an seine ursprüngliche Stelle zurückgebracht wird. Auf den Vaudalpen glaubt man dagegen, daß die Seelen solcher Übelthäter in Gestalt von Irrlichtern, chaudelettes, um die versetzten Marken irren.

In Trentin ist man ebenfalls der Meinung, daß die Seelen der Geizigen und Wucherer auf den Bergen des Nachts um versteckte Schätze fliegen. Sie können diese indessen nie finden, werden aber beständig von der Sehnsucht nach ihrem Besitz gequält. Im Thale von Somontina bei Bellinzona sühnen die Seelen der Geizigen, der Wucherer und ungerechten Pfleger ihre Sünden. Andere wegen derselben Vergehen zur ewigen Strafe Verdammte sollen, nach einer im Dorfe Lenk allgemein bekannten Sage, in der wilden Schlucht des Illhorns hausen, woselbst die stetigen Abstürze in den Bergen von den beständigen Kämpfen zwischen den verwünschten Geistern herrühren sollen. Auch die Geizigen, denen Dante in der Hölle begegnet, streiten mit einander:

Und stoßen auf einander dann und wenden
Alsbald sich wieder rückwärts mit Geschrei:
„Warum so knausern?“ und „warum verschwenden?“

So wird der schlimme Rundgang stets an zwei
Verschiedenen Seiten wieder unternommen,
Stets mit derselben schmähnden Litanei.

Die Ritter von Lauterbrunnen, die, wie wir schon gesehen, nach der Meinung des Volkes im fürchterlichen Rotthal zu Hause sind, sollen ebenfalls unglückliche, zum ewigen Kampfe verurteilte Geister sein; sie stoßen mit den in Eisen gehüllten Stirnen unter heftigen Schmerzen auf einander. Dieser ewigwährende Kampf jener bewaffneten, wilden Ritter in den Thälern, wo zwischen entsetzlichen Schlünden breite Gletscher abwechseln mit langen Schichten wie in Blut getauchter Steine, müßte in der That durch seine traurige Erhabenheit einen unbeschreiblichen Anblick gewähren, wenn er sich wirklich dort vollzöge.

Im Friaul ist man der Meinung, daß die Verdammten ebenfalls auf dem sagenhaften Monte Canino arbeiten müssen. Kaum bricht der Abend herein, so beginnen sie, mit schweren Ketten behangen, die Spitzhacke zu schwingen, denn sie haben den Auftrag, die Felsmassen zu spalten. Dieser Kampf gegen die Felsen gleicht an Furchtbarkeit dem gegen die Gletscher. Auch Giosuà Carducci erzählt uns aus den karnischen Alpen:

Auf dem Felsen des Moscardo
Haust in schwerer Buß' ein Geist,
Der mit mächtigem Geräte
Stein um Stein vom Felsen reißt.

Es ist das derselbe Unglückliche, den wir bereits in die Alpenfeen verliebt fanden und welcher, wie die Zwerge der nordischen Länder, die Kappe nebst einem schönen roten Mantel trägt.

Auch auf dem sagenreichen Pilatus und auf dem Rigi wohnen zu ewiger Strafe verurteilte böse Geister. Sie aber thun sich vorzugsweise zur wilden Jagd zusammen und stürmen wie ein verwünschter und bösartiger Wirbelwind über die Gipfel der Berge oder durch die Wälder.

Wir sahen bereits auf den Vaudalpen verdammte Seelen als Irrlichter über die Felsen huschen. Im Mittelalter glaubte man allgemein, daß die Seele eines Verdammten sich in ein Irrlicht verwandeln könne. Im wilden, aber durch die Großartigkeit seiner Landschaften um so schöner erscheinenden Alathale verwies man in diesem Jahrhundert und noch vor wenigen Jahren auf das Erscheinen eines Flämmchens, das sich vielleicht schon seit Jahrhunderten auf die Kirchtürme der Ortschaften zwischen Ceres und Ala niederließ

und dort für einige Zeit verweilte, nicht etwa als ein von den Wanderern ersehnter Leuchtturm, sondern zum Schrecken des ganzen Thales.

Auch im Anzascathale spricht man von einem umherirrenden Lichte, und zwar macht es seine nächtliche Reise auf der Straße von Ponte Grande nach Bannio; näheres über dieses geheimnisvolle Licht habe ich indessen nicht erfahren können. Von dem bösen Flämmchen des Alathales aber behauptet man, daß es die Seele einer wahrscheinlich verbrannten alten Hexe sei, denn auch in den friedlichen Dörfern der Alpen sprang man wohl dann und wann so gewaltthätig um. Die Sage behauptet des ferneren, daß eine drohend klingende Stimme zu dem Wanderer dringt, der diese Flamme zur nächtlichen Zeit zu beobachten wagt; auch hüpft die Flamme auf die Tannen und Wellen der Stura hinunter und nähert sich dem neugierigen Wanderer in der Gestalt eines riesigen Hundes oder sonst eines fürchterlich anzusehenden Tieres. Diese Erzählung hat eine gewisse Ähnlichkeit mit einer in Calabrien vorhandenen Anschauung. Dort sagt man, daß die Seele einer auf offener Straße ermordeten Person sich in eine teuflische, die Wanderer bedrohende Gestalt verwandeln kann.

Näfels in Glarus besitzt einen herrlichen alten Palast; nicht weit davon führt ein Fußpfad, der Herrenweg genannt, vorüber, und zwar dort, wo einst die alte Thalstraße lag. Es wird behauptet, daß die Herren eines benachbarten Schlosses, die jenes Weges ehedem zu gehen pflegten, ihn auch jetzt noch des Nachts in Gestalt von Tieren zur Buße für ihre Sünden wandern müssen. Ein Landvogt, Namens Dolder, sieht aus wie ein feuriger Hund und rasselt inmitten der

andern Verdammten mit einem mächtigen Schlüsselbund. Aber nicht nur diese verwünschten Edelherren wandern des Nachts über die Berge von Näfels, sondern auch ein von lauter Flammen umloderter Ziegenhirt. Wird er einstens bis nach Brand hinuntersteigen, so wird der Hasler See sein Bett übertreten und die benachbarten Gebiete völlig verwüsten.

Auf den italienischen Alpen erblickt man zahlreiche schwarze Kreuze als Merkmale für dort geschehene Unglücksfälle. Oft sieht man sie zwischen einer Anhäufung von Felsen, die mit Alpenblumen oder Farnkräuter bestanden sind; nicht selten sind diese Kreuze durch den Schnee gegen die Felswände und zwischen sehr hohe Klippen entrückt worden. Manche werden viele Winter hindurch ganz vom Schnee begraben und nehmen dann eine irdene Färbung an. Fast alle geben in einer Inschrift das Alter der in einem Gebirgsbache oder in einer Spalte verunglückten Hirten und Kinder an, und so erfährt man zumeist, daß sie noch in der Blüte ihrer Jahre standen, als sie die Ziegen hüteten oder das Gras schnitten, bis sie von den die Thäler einschließenden schwarzen und drohenden Felswänden abstürzten. Doch nicht die Frömmigkeit der Verwandten oder das Mitleid für die unglücklichen Opfer der Berge und mit den vom Orkan getöteten Unbekannten allein haben diese Sitte so allgemein gemacht. Durch das Aufrichten der Kreuze hat man auch an die Sagen der Thäler erinnern und dem Erscheinen der Seele eines Toten in der abscheulichen Gestalt eines Gespenstes oder eines Irrlichts vorbeugen wollen.

Die Irrlichter, die in einigen Gegenden der Schweiz für böswillige, die Pest auf die Berge schleppende Geister gehalten wurden, erscheinen an andren Orten den Bergbewohnern als gefürchtete Scharen von Verdammten. Auch hierin begegnet man auf den Alpen einer in früheren Jahrhunderten allgemeinen Anschauung und zwar in deren ganzer phantastischer Poesie. Auf den Alpen war sie jedenfalls schon bekannt, als Dante die zahllosen Flämmchen erblickte, welche die Seelen der schlimmen Ratgeber und Betrüger einschlossen. Vergessen wir einen Augenblick, daß der große Dichter eine zwischen den höllischen Bolgen erblickte Scene beschreibt, und stellen wir uns vor, er befände sich in einer fürchterlichen Alpenlandschaft und wolle uns mit der Gewalt des Verses das so oft von der aufflammenden Phantasie der Älpler gesehene Schauspiel schildern:

Soviel der Landmann, rastend an der Quelle,
(Um jene Jahreszeit, wo ihr Gesicht
Nur kurz verbirgt die Spenderin der Helle,

Wann statt der Fliege uns die Mücke sticht)
Leuchtkäfer unten sieht im Thalesgrunde,
Wo er sonst ackert oder Trauben bricht,

Von so viel Flammen schimmerte die Runde
Der achten Bolge, nun ich oben stand,
Wo sie mir sichtbar ward mit ihrem Schlunde.
. . . .

Als mich so aufmerksam mein Führer fand,
Begann er: „Drin, im Feuer, sind die Geister,
Ein jeglicher verhüllt in seinen Brand.“

Aus der geheimnisvollen und gefürchteten Flamme des Alathales, die in menschlicher Gestalt einst mit Hilfe der Zauberei die Menschen hinterlistig und in betrügerischer Absicht geschädigt hatte, erklang, wie schon erwähnt, häufig eine drohende Stimme. In der Hölle fragt Dante den Virgil:

„Wenn sie noch reden können in der Qual,
Dann, Meister . . . .“

Und als sich beiden die Seelen des Odysseus und Diomedes, zu einem höllischen Feuer vereinigt, nähern, da:

. . . . es war, als zuck' und schlage
Das große Horn der alten Flamm' empor
Und knistre, wie wenn Wind sie dräng' und plage.

Die Spitze beugte sich zurück und vor,
Als wäre sie die Zung' und spräch' und sandte
Vernehmlich diese Wort' in unser Ohr.

Dem Dichter scheint diese, in gewissem Sinne auch den erschreckten Älplern bekannte Erscheinung behagt zu haben, denn während Odysseus und Diomedes sich entfernen, taucht bereits eine zweite lebhafte Flamme vor ihm auf und spricht zu ihm wie ein lebendes Wesen und zwar als Guido von Montefeltro.

Auch auf den Hügeln von San Giovanni und zwar vornehmlich auf dem Fußpfade von dem heitren Dörflein nach dem See des Monte Civrari kommen des Nachts Flämmchen aus dem Friedhofe hervor und verfolgen die Wanderer. Armselige Irrlichter sind es, die bei Tagesanbruch verschwinden. Die Phantasie der Bergbewohner aber erblickt in ihnen schlechte und drohende Geister. Auch im Andornothale bergen sich klägliche Geister in den längs der ge-

wundenen Ufer des Cervo irrenden Lichtern. Goethe hat sich vielleicht der einen oder der andern Sage von den höllischen Irrlichtern der Berge erinnert, als er Faust und Mephisto auf der Fahrt zur Walpurgisnacht von einem Irrlicht den rauhen Pfad weisen läßt. Da es diesem an Wort und Verstand nicht gebricht, so kann es fast in eine Reihe gestellt werden mit dem Irrlicht im Alathale oder mit andren unstäten Flämmchen, die auf den Alpen im Rhonethale nachts den gefürchteten „Fénettes“, den Beschützerinnen der Binsen und Seerosen voraufschreiten.

Die Phantasie der Alpenbewohner erblickt die Verdammten in den Schluchten der Berge und auf den Gletschern, das italienische Volk aber würde sich meiner Meinung nach die Verdammten schwerlich in der Heiterkeit seines Himmels vorstellen können. Infolge des unvermeidlichen Einflusses der Umgebung sind dagegen die armen Eskimos des Glaubens, daß die Verdammten in ihrem allerdings sehr trübseligen Himmel leben, und zwar in einer trostlosen Gegend desselben, von der aus man nur Thäler, Berge und Seen erblickt. Diese Verdammten leiden unter der Kälte und dem Hunger, die Guten erfreuen sich dagegen der Wohlthaten einer unterirdischen Welt.

Aus vielen Sagen und mittelalterlichen Schilderungen, auch aus Dantes Hölle geht hervor, daß die Verdammten fast stets in Gemeinschaft mit den Dämonen leben. Sie wandern gemeinschaftlich zu den nächtlichen Schlachten in die tiefen Schluchten oder wilden Thäler, die kaum ein Mensch zu betreten wagt. Mit den Dämonen werden sie in die Trubel der wilden Jagden gerissen, oder sie schließen sich mit ihnen den nächtlichen Prozessionen an, an welchen die guten und

heiligen Seelen nicht teilnehmen. Gleich den Alpendämonen können sie die Menschen erschrecken und ruinieren. Doch unter allen diesen verdammten Geistern, die nach den Sagen auf den Alpen ein ganzes Heer von Verzweifelten bilden, erscheinen als die schrecklichsten Gestalten die der Selbstmörder. Sie gehören zu den zahlreichen Scharen der gewöhnlich auf den Vandalpen hausenden Dämonen, woselbst der Teufel, wie wir schon gesehen haben, auf der Spitze der Diablerets seinen Lieblingssitz hat.



Diese Seelen sind keine Irrlichter, auch nicht trauernde Gespenster, sondern bewahren sich den elenden Körper ihres irdischen Lebenswandels. Sie sind zu rastlosem Auf- und Niederklettern verdammt und erinnern in ihrem fürchterlichen Aussehen an die Aussäer bürgerlicher und religiöser Zwistigkeiten, die Dante in der neunten Bolge mit verstümmelten und klaffenden Gliedern erblickt hat. Diese

Verdammten der Alpen aber haben durch die unaufhörlichen Folterungen ganz besonders stark an den Armen gelitten. Viele, die bereits seit langer Zeit ihre Strafe erdulden, haben ihre Arme schon bis an die Schultern aufgezehrt oder abgenützt; bei Selbstmördern jüngeren Datums dagegen reicht der Armstummel noch bis zu den Ellbogen.

Dante bedient sich zur Züchtigung der Verdammten nicht dieser gemeinen, von den mittelalterlichen Völkern in so vielen Abwechslungen erdachten Mittel. Trotzdem wußte er seiner Ausführung eine epische Größe zu geben. Gleiches thaten die Älpler, wenn sie furchtsam die Gletscher oder manche schlimmen Alpenpässe betrachteten. Deshalb müssen wir, bei allem Respekt vor dem großen Dichter, auch die großartige Phantasie unserer Alpenbewohner bewundern. Sie wissen zwar nicht, wie man Verse schreibt, aber sie sind sich des überwältigenden Eindrucks der sie umgebenden Natur bewußt. Sie fühlen im Herzen und in den Gedanken diese Poesie, so oft sie sich dem Glauben an die phantastische, bald liebenswürdige, bald bösartige Welt hingeben, welche zu nächtlicher Zeit die Einsamkeit der Berge bevölkert.





Irrlichter.

Glänzende Meteore oder Irrlichter, die keine Seele einschloßen, welche zur ewigen Verbüßung ihrer Sünden verdammt war, veranlaßten andre schöne Alpensagen.

Über dem Vaudgebirge sah man am Himmel blitzartig ein schimmerndes Meteor erscheinen, das einen leuchtenden Streifen zurückließ. Man behauptete darauf, daß die Gnomen oder Genien der Minen und der in den Bergen verborgenen Schätze in jener Gestalt ihre Behausung wechselten oder ihre Gefährten besuchen gingen.

In vielen Teilen des Vinthales verkündet der Fall der Sternschnuppen — man könnte auch behaupten, es seien durch die Schönheit der schimmernden Gebirgsköniginnen an-

gelockte Sterne — den Tod des Älplers, auf dessen Hütte sie zu fallen scheinen. Glänzende, wie der Blitz vorüberhuschende Flämmchen sind in den Augen der Bergbewohner ebenfalls drohende Todesverkündigungen. Auch im Vanzascathal huldigt man dieser Anschauung.

In den französischen Teilen der kottischen Alpen gelten die Meteore als Zauberspuk. Die auf dem Kirchhofe von Puy Saint Pierre und auch auf dem von Briançon erscheinenden Irrlichter werden als die Seelen der Toten oder als böswillige Vampyre bezeichnet. Auf dem Champ Saur in derselben Alpengegend und an einem hoch gelegenen Punkte, von welchem der Blick die Gebiete verschiedener Dörfer umfaßt, sieht man mehreremale im Jahre Flammen erscheinen, die sich an einer dunklen und einsamen Stelle vereinigen, wo sie zu tanzen scheinen. Nach einigen Stunden verschwinden sie. Den Älplern von Orrières fällt die Erklärung dieses Phänomens nicht schwer. Sie behaupten nicht nur, daß in dieser Gestalt sich die Hexenmeister zu einer ihrer höllischen Zusammenkünfte begeben, sondern binden diesen Flämmchen auch die Schuld an allem Unglück auf, das diese Gegend oder deren Insassen trifft.

Im Susathale wie auch auf den Alpen des Oberen Dauphinats tanzen die Geister und Hexenmeister in Gestalt von Irrlichtern; sie kommen am sog. „clot du tour“ zusammen. Auf den Schweizer Alpen ist man der Ansicht, daß schaurige, nächtliche Flammen an den Orten erscheinen, wo einst Galgen errichtet waren.

Zu den merkwürdigsten Sagen, mit denen das Volk die schimmernden Flämmchen erklärt, die man wohl auch

die geheimnisvollen Edelsteine der Alpen nennen könnte, muß man die Erzählung des Thesaurus von der Porphyrsäule rechnen, welche ehedem auf einem hohen Hügel der grajischen Alpen stand. Diese Säule war „ein höchst kunstvolles Gebilde, in dessen Kapitäl vor vielen Jahrhunderten ein gewisser Policarpus, ein wohlhabender Mann, einen großen, von den Landleuten Jupiterauge genannten Pyropus eingefügt hatte. Mit diesem Zeichen wollte der Dämon neidisch wetteifern, und so gab er dem Gebilde die Kraft ein, die Kinder erkranken lassen zu können, welche die Augen auf diesen Karfunkel heften würden; er bestimmte ferner, daß dieser himmlische Edelstein sich immer in Hagelschauer hüllen sollte, damit sein Geheimnis sich nicht weiter verbreitete."

Auch Guichenon erwähnt in seiner Geschichte des Hauses Savoyen dieses sagenhafte Feuerauge. Er behauptet, daß die Säule vom Teufel umgeworfen worden sei, nachdem der heilige Bernhard den Dämon vom Jupiterberge besiegt hatte und nun zur höchsten Spitze emporstieg, um die Säule zu zerstören. Damals erlosch der höllische Glanz für immer. Diese befremdliche Sage beweist, wie ausgebreitet auf den grajischen und penninischen Alpen in alten Zeiten der Kultus der geheimnisvollen Gottheiten der Kelten war und daß die Druiden auch auf den hohen Bergen der Alpen ihre heiligen Säulen aufzurichten pflegten.

In noch früheren Zeiten schleppten sie Eichenstämme auf die Höhen, denn nach ihrer Meinung und auch der anderer Völker waren diese heilige Bäume. Bei ihnen wurde der Gottesdienst abgehalten. Den Baumstamm ersetzte später

die steinerne Säule oder eine mächtige, in ihrem oberen Teile konkave Masse; dort verbrannten entzündbare Stoffe und beleuchteten das einfache Denkmal nebst den Priestern. Die Säulen oder die riesigen Felsen waren so aufgestellt, daß man die zu vorgeschriebenen Zeiten auf ihnen lodernden Feuer schon von weitem erblicken konnte. Deshalb haben die Bewohner der von den Kelten besetzten Gebiete wahrscheinlich öfter einen erhabenen Anblick genossen, wenn so und so viele Flammen des Nachts siegreich gen Himmel aufstiegen.

Dieser Brauch muß auch bei den Galliern geübt worden sein. Czörnig will die letzteren von den Kelten durchaus unterschieden wissen; im Norden Frankreichs, wo die Gallier hausten, während die Kelten im Süden saßen, besteht noch jetzt als Erinnerung an jene nächtlichen Beleuchtungen die Sitte der Johannisfeuer. Vielleicht entzündet man auch zur Erinnerung an jenen Gebrauch der Kelten in Piemont am siebenten September noch die schon bei der Prozession der Jungfrauen auf den kottischen Alpen erwähnten Feuer.

Diese Säulen oder Steinmassen galten vielleicht auch den Kelten nicht allein bei religiösen Verrichtungen. Sie waren wie mittelalterliche Signaltürme aufgestellt, so daß man von einer Säule zur andren blicken konnte. In Kriegszeiten und beim Herannahen feindlicher Stämme konnte man auf diese Weise das ganze Volk im Augenblick alarmieren.

Die Römer, die, wie wir schon sahen, ihre siegreichen Götter an die Stelle der Gottheiten der alten Bergvölker setzten oder sie mit letzteren verschmolzen, errichteten auf den Alpenhöhen ihren Göttern ebenfalls Altäre. Doch neben letzteren

blieben jene Säulen bestehen, welche in späteren Zeiten ebenfalls für den römischen Götterdienst nutzbar gemacht wurden. Das Gedächtnis hieran erhielt sich so lange, daß selbst Emanuel Philibert noch in einem Briefe an den Papst, in welchem er für eine Unterstützung der Mönche des Hospizes auf dem Sankt Bernhard warm eintritt, bezüglich der Lage des Klosters von einem „Jupiterberge" und von der „Jupitersäule" spricht.

Der Gebrauch, auf den Säulen, welche heidnischen Gottheiten als Altäre geweiht waren, Feuer zu entzünden, führte wahrscheinlich auch den Glauben an das funkelnde „Jupiterauge" auf den Alpen herbei.

Diese Sage erinnert an eine zweite, ebenfalls schöne Legende, die Lindern in seinem Werke über die Karpathen ausführlich erzählt.

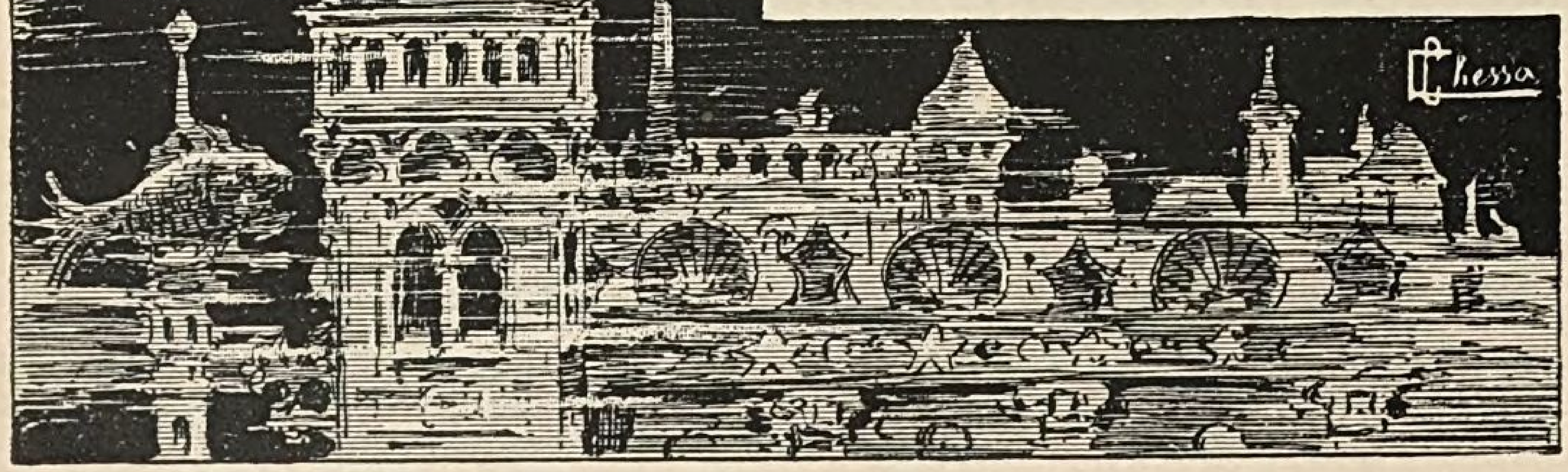
Auf dem Turme des Karfunkel, in einer Höhe von 2130 Meter schimmerte gegen die imposante Gruppe des Tatra hin ein Edelstein, der seine Strahlen bis in die benachbarten Thäler warf. Wir sahen bereits die Bewohner der Vaudalpen des Glaubens, daß der, welcher sich der großen Brillanten auf der Stirn der mächtigen Vouivres zu bemächtigen vermag, Besitzer eines unermeßlichen Schatzes werden würde. Auf den Karpathen nun war der glücklichste der Sterblichen, wer den sogenannten Karfunkelstein fortnehmen konnte; er errang damit gleichzeitig die Gabe, sich nach Belieben unsichtbar zu machen.

Muß man sich angesichts solcher Anschauungen nicht unwillkürlich fragen, ob wohl in ihnen eine Erinnerung an Prometheus enthalten sein mag, der sich vermaß, Zeus den Blitz zu stehlen?



Der mächtige Felsen des Karfunkelturmes ist aber unerklimmbar. Wenn die Mädchen von ihren Verlobten als Beweis ihrer Liebe den Raub des verlockenden Edelsteines verlangten, erreichten die einen gerade die Hälfte der steilen Höhe, während die andren, von der Hoffnung auf eine lachende Zukunft angestachelt, weiter emporklimmten und abstürzten, gerade wie der arme Hans in der Sage von den Alpenrosen.

Jetzt ist der einsame Edelstein der Karpathen erloschen, genau so wie das Feuerauge der grajischen Alpen und vielleicht auch das Irrlicht des Alathales. Die Sage vom Karfunkel aber wird in fünf Balladen, in einem Gedicht und zwei Liedern Ungarns berichtet. Der Stein soll infolge



eines Erdbebens oder eines heftigen Orkans von der Höhe des Turmes in einen unter ihm befindlichen See gefallen sein. Dieser See hat, wahrscheinlich durch seine Grundkiesel, eine rote Farbe.

Viele Sagen weisen auf die magische Kraft gewisser kostbarer Steine hin und sind daher wahrscheinlich teilweise Umbildungen arabischer oder irischer Sagen. Auch in der skandinavischen Edda wird von einem grünen, aus den Augen des Niddursohnes gefertigten Stein gesprochen. Eine weitere Sage vom Karfunkelstein berichtet, daß ein Herzog Ernst den Opal entwendet habe, der später die deutsche Kaiserkrone geschmückt haben soll. Auch in diesen Sagen kehrt zweifellos der Anklang an die mittelalterlichen Anschauungen wieder, die den Edelsteinen vielerlei wunderbare Eigenschaften zuschreiben und die Abfassung einiger Bücher veranlaßten, welche für alle Zeiten als merkwürdige Dokumente für die menschliche Leichtgläubigkeit gelten werden.

Zu den Erzählungen von dem Erscheinen funkelnder Flämmchen auf den Bergen gehört auch jene, die uns vom Mönche Wilhelm in seiner Chronik der Kirche zum heiligen Michael hinterlassen ist. Als der heilige Johannes Vincenz zur Buße auf den Civrari pilgerte, sammelte er dort nach göttlichem Gebote das notwendige Material zur Erbauung der Kirche. In jeder Nacht aber erschien auf dem gegenüberliegenden Berge ein Feuerball, welcher einen großen Teil des Susathales bestrahlte. Nach diesen Feuerball hin trugen viele Tauben Baumaterial. Der heilige Johannes Vincenz war überzeugt, daß dieses Flammenzeichen nicht von den Dämonen der Alpen herrühren konnte. Er stieg deshalb

in das Thal hinunter und predigte, daß dort, wo ihm jene Kugel erschienen war, die neue Kirche errichtet werden sollte. Während man über die Erbauung dieses Tempels, der eines der majestätischsten Alpendenkmäler werden sollte, noch nachsann, war ein Bischof in die Burg von Avigliana eingekehrt, deren Trümmer man noch im entzückenden Susathale erblickt. Eines Nachts erschien auf dem zum Bauplatze für das Heiligtum ausersehenen Berge eine riesige Feuersäule. Der Bischof vernahm den Jammer der bestürzten Leute und ging zu ihnen, um sie zu trösten. Am folgenden Tag wallfahrte eine große, von der Geistlichkeit und dem Adel angeführte Prozession zur Spitze des Berges. Während alle gottesfürchtig der Messe lauschten, erschien als neues Wunder in den Lüften, von Engeln getragen, die Kirche, die zu Ehren des heiligen Michael errichtet werden sollte.

Auch dem heiligen Markus erschien bekanntlich auf den venetianischen Lagunen in den Lüften das Bild der daselbst zu errichtenden Kirche. Noch eine dritte Legende spricht von der wunderbaren Erbauung eines Heiligtumes, die indessen mit Irrlichtern und sonstigen Flammen nichts zu schaffen hat. Von der Erbauung der St. Bernhardskirche im Trentin existiert ein langes Gedicht. Diese Kapelle stand einst auf einem kaum besteigbaren Felsen. Eis und Orkane untergruben aber das Gestein und es stürzte mitsamt dem Heiligtume ab. In jenem Augenblick aber umschwärmten zahllose Raben den Berg; diese fingen das Kreuz, die Balken, die Steine und das Grabmal des Heiligen während des Falles auf und trugen alles an die Stelle, wo jetzt das Heiligtum errichtet ist.

In dasselbe Gebiet gehörende, kaum besonders abweichende

Sagen erzählt man auch in andren Gegenden. Unter anderem soll auch die Kirche von Altishofen auf dem Engelberg deshalb an ihrer Stelle erbaut worden sein, weil die Engel dem Gebote des Herrn gemäß daselbst die zur Erbauung nötigen Steine niederfallen ließen.

Der Glaube an die böswillige Macht der Irrlichter war so manchem Älpler auch von Nutzen, denn er wurde durch ihn vor unendlichem Schaden bewahrt. So erzählt wenigstens eine Sage aus dem herrlichen Thale von Gruyères. Zwei Ritter dieses edlen Hauses, dem das Thal unterthan war, in welchem wir bereits die sonderbare Tanzprozession, die Grande Coquille, kennen lernten, wollten mit den Kreuzfahrern in das heilige Land ziehen. Sie wählten unter ihren Hirten hundert der schönsten Jünglinge zu ihrer Gefolgschaft aus. Als jedoch der Augenblick des Abmarsches kam, verhinderten die jungen Mädchen die neuen Krieger am Auszuge. Sie sperrten die Thore der Burg zu, so daß dieselben später mit Gewalt geöffnet werden mußten. Sie weinten verzweifelt, als sie ihre Brüder, Verlobten und Ehemänner in das Feld rücken sahen, und antworteten mit erneutem Geschluchze dem Stallmeister, der vor dem Portal des Schlosses die Fahne seines Herrn hochhielt und rief: „Vorwärts das Kreuz; jetzt muß gehandelt werden; komme zurück, wer Glück hat!“

Während der Abwesenheit der starken Männer wurde Gruyères von mächtigen Feinden belagert, und Frauen und Mädchen lag die Verteidigung ob. Diese ließen aber den Mut nicht sinken und versuchten durch List zu erreichen, was durch Waffengewalt zu erzwingen ihnen nimmer geglückt wäre. Im Dunkel der Nacht verließen sie das Schloß; vor sich her

rieben sie eine Anzahl Ziegen, die an den Hörnern kleine Wachskerzen trugen. Als die Feinde jene hin- und herschwankenden Flämmchen bemerkten, glaubten sie, eine Schar Hexen oder böswilliger Geister käme in Gestalt dieser Lichtchen auf sie zu. Von panischem Schrecken erfaßt flohen sie, und die Burg war gerettet.

Die Irrlichter finden wir ebenfalls in einer Sage der Provence vor, welche Mario Girard in seiner herrlichen Gedichtsammlung „Les Aupiho“ aufgenommen hat, geschrieben zu Ehren einer kurzen, „Les Alpilles“ genannten Gebirgskette in der Nähe von Arles. Die provençalischen, „Lou trau de la cabro d'or“ überschriebenen Verse besagen, daß unsern vom „Grau“ von Pégoulié, nahe der Rhone, sich die berühmte Öffnung, die Goldziege genannt, befindet. Ein junger Hüter wilder Stiere wollte eines Abends bei Mondenschein in jene Öffnung hinuntersteigen, in der Hoffnung, dort einen Schatz entdecken zu können. Er dachte nicht daran, daß man von dort schleunigst fliehen und den Tod fürchten soll, wenn das Irrlicht am Ufer des Flusses tanzt.

Auf dem Boden öffnete sich rund und düster „Lou trau de la cabro d'or.“ Man weiß nicht, wie tief dieses Loch ist, denn noch hat es keiner messen können. Nachts hüpfen viele Flämmchen um die Öffnung desselben und eilen dann zur Rhone, um daselbst zu erlöschen.

Der kühne Jüngling stieg vom Pferde, auf welchem er hinter den Stieren herritt, und begann den Abstieg in das Loch. Eine Wurzel umklammerte ihn jedoch und ließ ihn straucheln. Er vermochte sich aber zu befreien und mit den Händen am Rande der Tiefe festzuhalten. Schließlich verließen

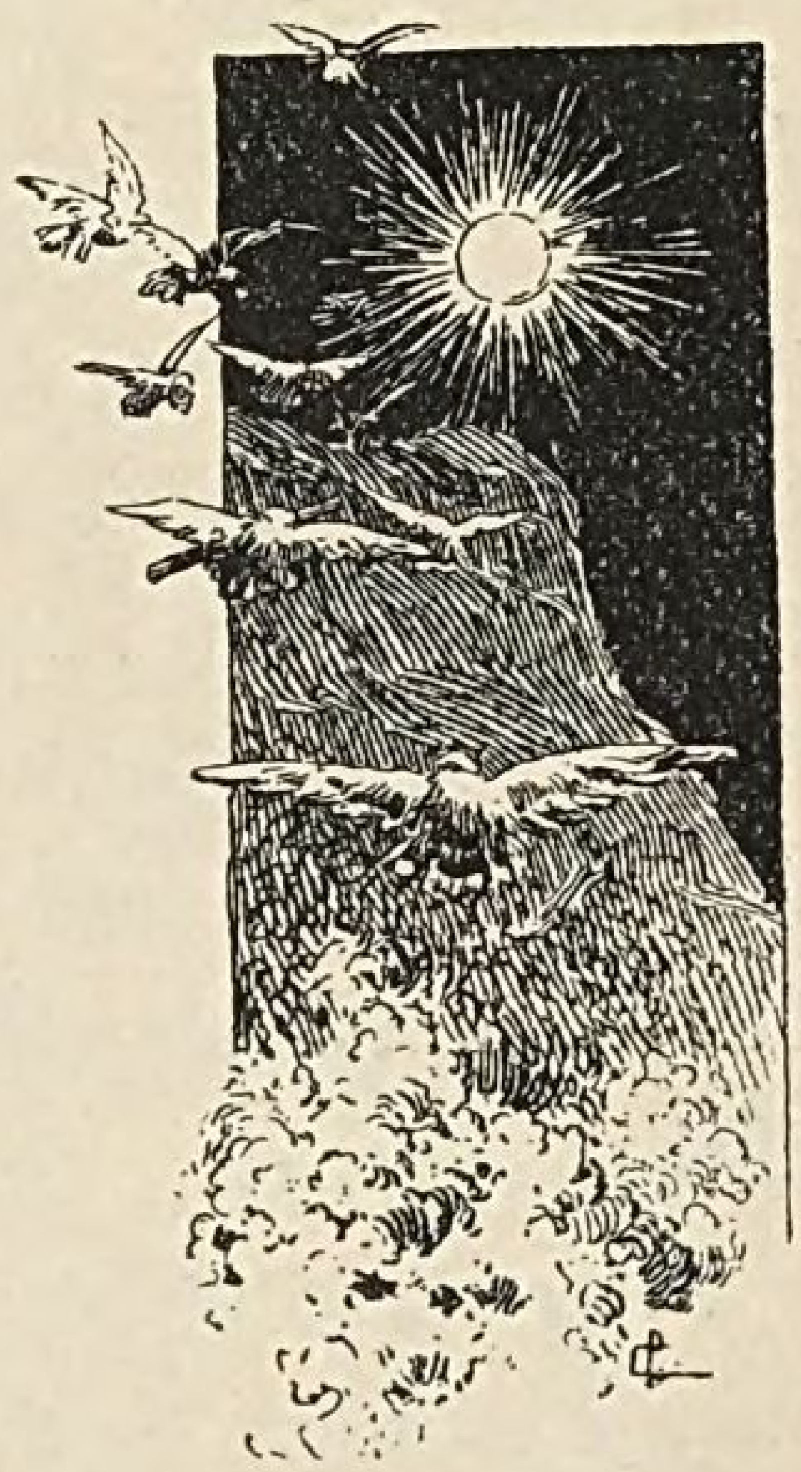
ihn die Kräfte, und er stürzte in die schaurige Tiefe. Er wußte, ehe er sich an das kühne Unternehmen wagte, welcher Gefahr man sich an jener Stätte aussetzt.

Führer und Stierhirten errichteten eine Gedächtniskapelle, und auch jetzt noch hüpfen des Nachts die Flämmchen aus dem „trau de la cabro d'or", um in der Rhone zu erlöschen.

Auch auf dem Monte Cistella soll man viele geheimnisvolle Flämmchen erblicken. Sie verlöschen jedoch nicht im Wasser, und ihre Reise über die höchsten Spitzen der Berge bis hinunter in die Thäler, um dort zwischen den zerklüfteten Felsen zu verschwinden, dauert eine geraume Zeit. Es ist mir indessen unbekannt, ob die Bewohner jener Gegend sich unter diesen Flammen verdammte Geister oder Kobolde vorstellen, die jenen ähneln, welche in den französischen Sagen als im Lichte strahlend dargestellt und „éclaireurs, éclairons oder failleux" genannt werden.

Erinnert man sich aller dieser Sagen von den Irrlichtern, so muß man über die Zähigkeit gewisser Erinnerungen an die Vergangenheit wahrhaft staunen. Im Laufe der Jahrhunderte verändern die Berge ihr Aussehen; Abrutsche türmen sich zu Wällen auf, Lawinen zerstören die Wälder, die Gletscher dehnen sich aus oder ziehen sich von den düstren Flanken der Berge zurück; Gießbäche und Flüsse öffnen sich neue Betten zwischen dem gehäuften Gestein, und die hohen Gipfel werden durch die Orkane abgeschliffen. Aber die Anschauungen des Volkes übertragen sich unveränderlich von Geschlecht zu Geschlecht. Die Irrlichter bleiben in den Augen der Bergbewohner Seelen von Verdammten, von Hexen und geheimnisvollen Geistern. Und auch jetzt noch nähren sich die Irrlichter auf den Kirchhöfen, in den Thälern von den sterblichen Resten der der Welt un-

bekannt gebliebenen, armen Toten. So lebten sie auch schon vor 700 Jahren im fernen Island von der Seele des tapferen Ritters Gunnar, welcher des Nachts, wenn der Mond auf das in der herrlichen Niels~sage beschriebene Thal herabschaute, in der kühlen Erde erwachte und, von geheimnisvollen Flämmchen umhüpft, einen düstren Totengesang anstimmte.





Baum- und Waldgeister.

Zur ältesten Art der Gottesverehrung, zu welcher sich das menschliche Gemüt in seinem dunklen Drange erhob, gehört die Anbetung der Bäume, denn der Mensch erblickte im Leben derselben gleichsam ein Abbild des eigenen und fühlte sich daher mit den Bäumen durch ein starkes Band verkettet. Es kommt deshalb in den alten Lehren von der Entstehung der Welt häufig vor, daß sich an einen geheimnisvollen Baum eine der hauptsächlichsten Mythen knüpft oder daß er selbst mit der Geschichte der ersten Menschen merkwürdig verbunden ist. Es scheint so, als ob eine wirre, tausendfach verschleierte und doch unvergeßliche Erinnerung an eine den ältesten Menschengeschlechtern bekannte Thatsache bei den zer-

streuten und ihrer ursprünglichen Abstammung nicht mehr bewußten späteren Geschlechtern haften geblieben wäre.

In der antiken Welt war der Glaube an die mythologische Großartigkeit der Bäume und an ihr seelisches Leben von außerordentlicher Bedeutung. Es glückte, viele Beziehungen der Bäume zu den Gottheiten ausfindig zu machen, so daß es bei verschiedenen Völkern allgemein gebräuchlich war, die Wälder um gewisse Tempel herum heilig zu nennen. Bei den ältesten Bevölkerungen Griechenlands hausten die nationalen Gottheiten in den heiligen Hainen selbst, solange die Kunst noch nicht die Höhe erreicht hatte, ihnen Tempel errichten zu können. Auch den Kelten und ihren Priestern waren die geheimnisvollen Wälder heilig.

In andren Fällen ward ein einzelner Baum im Walde als die bevorzugte Behausung einer mächtigen Gottheit betrachtet, der später auch andre Denkmäler errichtet wurden. Die Druiden ganz besonders hielten daran fest, daß ihre Götter den Aufenthalt im geheimnisvollen Dunkel und Schweigen der Wälder jenem in den von Menschenhänden errichteten Tempeln vorzögen. Als durch die Bekehrung zum Christentum sich bei den Völkern die neuen Glaubenslehren mit den Resten der antiken Götterverehrung zu mischen begannen, vervielfachten sich die Sagen von den Bäumen, und das Gedächtnis an die angeblich von den heidnischen Gottheiten bevorzugten Kinder des Waldes erhielt sich noch sehr lange; ja selbst Christen weihten ihnen eine Art Kultus.

Auf den Alpen, wo sich einst mächtige Forsten erstreckten, mußte selbstverständlich die Verehrung der Bäume ganz besonders tiefe Spuren hinterlassen. In der deutschen Schweiz

erhielt sich vornehmlich die Verehrung der Linden; unter ihnen wurde Gerechtigkeit gesprochen wie in den andren Ländern Europas im Mittelalter unter den Ulmen. Auch jetzt noch verweist man in der Schweiz zur Erinnerung an alte Zeiten auf gewisse heilige Bäume, neben welchen die Christen ein Kreuz oder ein Heiligenbild aufgepflanzt haben. In manchen Gegenden aber sind die heiligen Bäume durch die Axt des Holzfällers gestürzt worden, obwohl die deutschen Völker des Mittelalters sie mit allen Mitteln vor der Zerstörung zu retten suchten.

Michelet meint, daß die antike Verehrung der Bäume auch heute noch nicht völlig geschwunden sei. Um den Beweis hiefür zu finden, brauche man nicht erst ferne wilde Völkerschaften aufzusuchen, die in ihrer Unwissenheit sich noch der ursprünglichen Natur als Götter bedienen. Im Kaukasus selbst und in Persien finden sich noch Überreste des antiken Baumkultus vor, wie Michelet behauptet. In der traurigen, nackten Einsamkeit der Steppen erblickt man einen einzelnen Baum; jeder Vorübergehende grüßt ihn wie einen Freund und bietet ihm ein Geschenk an. Wenn der Tatar dem Einsiedler sonst nichts verehren kann, läßt er ihm einen Teil seines Bartes oder seiner Haare zurück. Ein ebensolcher Zug der Erinnerung an die Vergangenheit scheint auch noch unter den Leuten im Ceresolethale vorhanden zu sein. Dort steckt man Gaben in kleine Säckchen und hängt letztere an die Zweige. Niemand darf diese berühren. Entspringt dieser Gebrauch der Erinnerung an eine dereinstige göttliche Verehrung der Bäume, oder sind diese Geschenke für die Gespenster,

die Feen oder Hexen im Gefolge der sagenhaften Göttin der Berge bestimmt?

Verschiedene Mythologien sprechen auch von untergeordneteren Waldgottheiten, deren Spuren im Gedächtnisse der Nationen noch haften. Weil die großartigen Gestalten der besonders von den Kelten, den Rhätiern, Slaven und den nordischen Völkern Europas verehrten mächtigen Götter und Göttinnen von den Priestern versteckt gehalten wurden und sich den armen Sterblichen gegenüber in zu erhabener Stellung befanden, verblichen ihre Gestalten fast unvermeidlich vor den neuen Glaubenslehren. Dagegen blieb eine lebhafte Erinnerung an die unteren Gottheiten zurück, die sozusagen am Leben der Menschen teilnahmen, deren Seelen in jeder Blume, in jedem Grashalme lebten, oder die der Mensch in den Wäldern, im Wasser und zwischen den eigenen Hauswänden zu sehen vermeinte.

In vielen Alpengegenden stößt man noch auf sehr deutliche alte Spuren von solchen Gottheiten, die im Mittelalter eine besonders eigentümliche Form angenommen und wahrscheinlich auch eine Vermehrung gefunden haben. Sie schildern manche Wälder als von einer so großen Anzahl böswilliger oder liebenswürdiger, teils schrecklich teils unendlich schön aussehender Geister bewohnt, daß selbst das Interessanteste von ihnen unmöglich in einem einzigen Kapitel erzählt werden kann.

Unter den vielen geheimnisvollen Geistern, in welchen die Überreste der lateinischen Götterlehre mit denen der Mythologie der Kelten, Slaven und der andren Völker im äußersten Norden Europas sich verschmolzen finden,

fallen diejenigen auf, welche die Seelen der Bäume sind, oder besser gesagt, die nach der Auffassung des Volkes vom Leben gewisser Bäume leben und leiden, wenn den Bäumen Zweige genommen werden. Ihr Leben ist beendet, sobald die Bäume, in denen sie hausen, vom Blitze getroffen werden oder unter den Äxten der Holzfäller zu Boden sinken.

In manchen Gegenden der deutschen Alpen hausen die sogenannten Waldmütter in einem Baume oder sind selbst Teile desselben; sie erhalten ihr Leben durch das seinige.

Ein Förster wollte einmal eine hundertjährige Fichte fällen. Als seine Axt tief in den Stamm des Baumes eindrang, erschien ihm eine Waldmutter. Sie war wahrscheinlich die Seele dieser Fichte und flehte mit warmen Worten den bösen Holzfäller um Erbarmen an. Seit vielen Jahren lebte sie im Schatten und Schweigen des Waldes und liebte ihre alte Fichte. Warum wollte mit einemmale der böse Mensch diese vernichten und sie zugleich mit ihrem alten Freunde töten?

Andre Alpensagen berichten von fühlenden und leidenden Bäumen. Bricht man Zweige von ihnen, so träufelt Blut aus den Wunden. Man hört Klagen durch das Rauschen der Blätter, und die Wipfel bekunden durch ihre Bewegungen Schmerz und Liebe. Dann wieder findet man in den Bäumen unglückliche, dorthin auf kurze Zeit zur Abbüßung einer Strafe verbannte Seelen. Nahe dem See von Millstadt in Kärnten wurde ein von der eigenen Mutter verwünschtes Mädchen in einen Ahornbaum verwandelt. Die Seele der Unglücklichen klagte unaufhörlich, und es schien ihr keine Hoff-

nung auf Erlösung zu blühen. Eines Tages aber ließ sich unter dem verwünschten Baum ein wandernder Violinspieler nieder. Auch er vernahm die Klagen, und um die arme Seele zu trösten, begann er zu musizieren. Während er spielte, betete er auch, und plötzlich löste sich die harte Rinde des Baumes, die Seele des Mädchens war befreit.

Eine savoyische Sage dagegen erzählt von einer für ewig in einen Baum gebannten Seele. Sie spricht vom Turme von Ripaille, auch der Nußbaumturm genannt, weil auf seinen Trümmern ein starker Nußbaum sprießt. Eines Nachts wanderte ein Reisender, mit einer schweren Kiste beladen, nach Ripaille; den Barkenführer, der den Fremden über den See führte, gelüstete nach der gewichtigen Kiste; er ließ daher plötzlich den Kahn kippen, so daß der Fremde in den See stürzte und ertrank. Die Beute trug der Schiffer in den alten Turm. Aber die Gedanken an das begangene Verbrechen nahmen ihm in jener Nacht die Ruhe. Zu seinem großen Schrecken sah er plötzlich den Teufel auf seiner Brust hocken und fühlt dessen Gewicht immer unerträglicher werden. Schließlich gab ihm der Teufel klar und deutlich zu verstehen, daß er selbst jener Ertränkte wäre. Der Schiffer solle sich aber seiner Beute nicht erfreuen, denn er würde ihn zur Strafe stracks in einen Nußbaum verwandeln.* Die geraubte Kiste war voller Brillanten. Am Jahrestage des Verbrechens verwandeln sich zur Vergrößerung der Qualen des in einen Nußbaum umgeformten Fährmannes alle Nüsse an dem Baume

* Das Wortspiel der Strafe ist nur im Französischen wiederzugeben. Dort lautet der betreffende Satz: „Tu ne jouiras pas de ton crime, car changé en „noyer“, tu seras „noyé“ comme moi.“

in Brillanten. Um diese Zeit muß die Seele des Fährmanns in jedem Zweige hausen. Dann kommt der Teufel, pflückt die kostbaren Nüsse und läßt an ihrer Stelle die gewöhnlichen zurück.

Naht sich dem Teufel um diese Stunde ein kühner Mann, um ihm seine Seele zu verkaufen, so würde er als Gegenwert sämtliche Brillanten des Baumes erhalten, und er wäre alsdann der reichste Mann der Welt. Niemand aber kann bis zu dieser Stunde behaupten, daß er jene wunderbaren Nüsse an dem verzauberten Baume erblickt habe. Wohl aber weiß man, daß die Blätter des Baumes weinten und Blut vergoßen im Augenblicke der Verwandlung des Schiffers in diesen Nußbaum.

Von den Schmerzen der Bäume erzählen noch andre Alpensagen. In Deutschland begegnet man noch tiefen Spuren von dem in der antiken und mittelalterlichen Welt eingewurzelten Aberglauben an die Sprachfähigkeit der Bäume. Die Phantasie des Volkes erdachte schon in den ältesten Zeiten derartige Fabeln, und die Verse Virgils und Dantes haben sie unsterblich gemacht.

Da der Glaube an die übernatürlichen Fähigkeiten mancher Bäume im Mittelalter ein allgemeiner und tief wurzelnder war, so lag für Dante gewiß keine Notwendigkeit vor, die Eingebung für den herrlichen Gesang von den zwischen den gespaltenen Zweigen seufzenden und ihre traurigen Schicksale erzählenden Geistern allein aus dem Virgil und andren klassischen Dichtern zu schöpfen. Jedenfalls verewigte er die Volkssagen von den blutenden Bäumen, welche ein großer Teil der damaligen europäischen Menschheit für wahre und mögliche Dinge hielt, dadurch, daß er schrieb:

Ich hob die Hand, ein Zweiglein abzuknicken
Nach einem großen Dorn, und brach es auch;
Da schrie der Stamm: „Wie magst du mich so zwicken?"

Nun wurde schwarz von Blut der ganze Strauch,
Der wieder schrie: „Wie magst du mich so zwicken?
Hast du in dir von Mitleid keinen Hauch?"

. . . .

So wie ein grünes Scheit, wenn angebrannt,
Am andren Ende trieft und in der Hitze
Zischt von der Luft, die einen Ausweg fand:

So kamen jetzt auf einmal aus der Ritze
Die Wort' und Blut, und furchtsam stand ich da,
Und meiner Hand entfiel die Zweigesspitze.

Später hat Torquato Tasso im „Befreiten Jerusalem" im Gesange von dem Zauberwalde ebenfalls jenes Volksglaubens gedacht und zwar ganz ausschließlich, denn als Tankred vor der Cypresse steht, hört er:

Die Wind' indes, die durch Gebüsche dringen,
Erregen Zweig' und Blätter ohne Rast;
Ein seltsam Tönen, schmerzliches Erklingen,
Gleich Menschenseufzern, dringt aus Laub und Ast
Und regt ein wunderbar Gefühl im Herzen,
Wie ein Gemisch von Mitleid, Graun und Schmerzen.

Die Cypresse hat nach vielen auf den Alpen und auch sonst noch in Europa bekannten Sagen Seele und Leben. Sie wird mit Vorliebe von den Hexen und Dämonen aufgesucht, und aus diesem Grunde hat sie auch Tasso als Wohnsitz des bösen Geistes aufgefaßt. Unsre Vorfahren achteten und

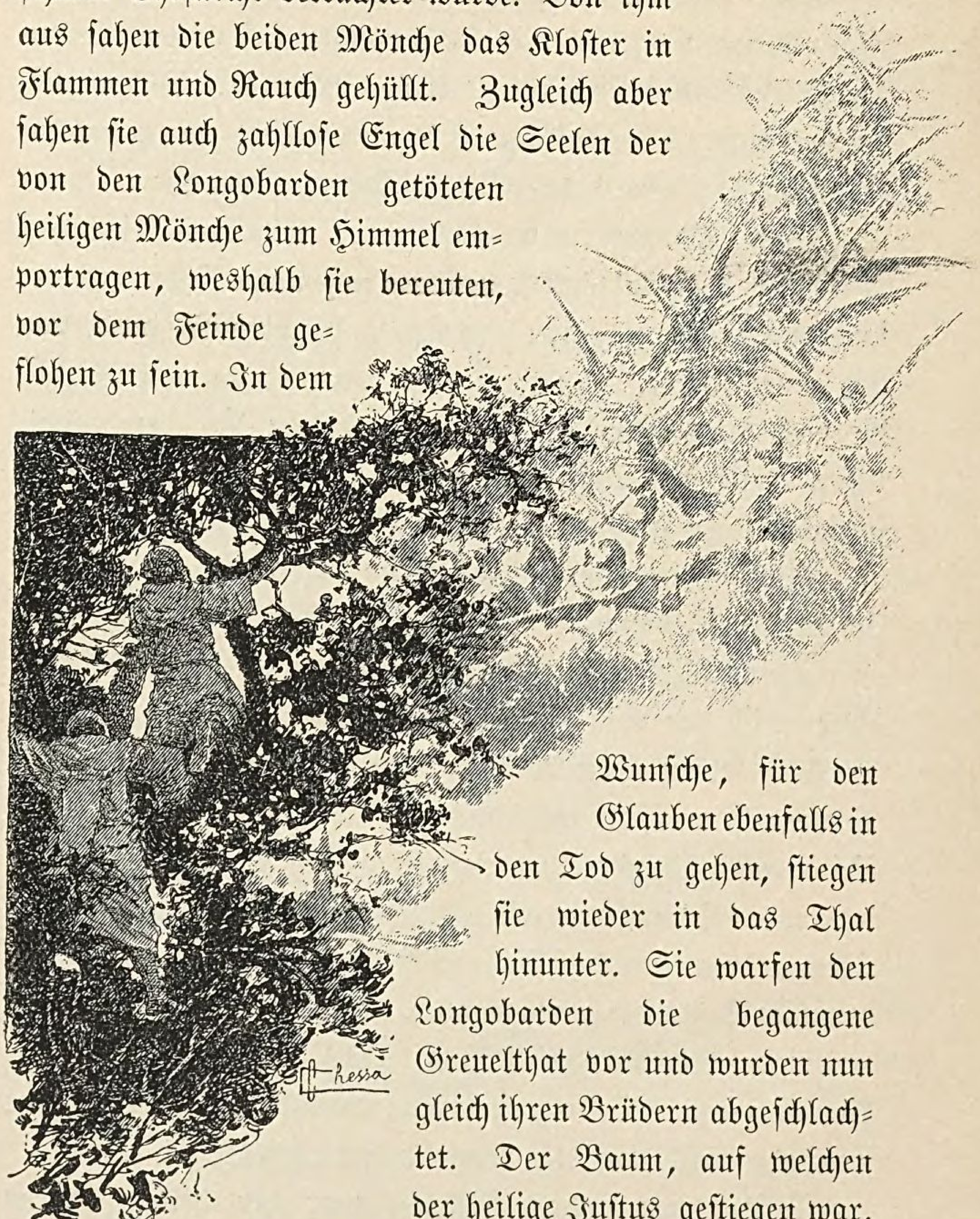
fürchteten daher ihr sagenhaftes Wesen. Auf den Tiroler Alpen dagegen wird der Holunder ganz besonders verehrt. Die Vorübergehenden ziehen den Hut vor ihm. Gubernatis, der von diesem befremdlichen Gebrauche spricht, meint, daß der Holunder dem Gotte des Blitzes, Donar, heilig war.

Viele Bäume sollen nach einer Alpensage eine fast menschliche Empfindsamkeit besitzen, so daß sie selbst von der sanften Musik des schon erwähnten Nachtvolkes der Alpen sich rühren lassen. Manche Älpler verweisen auf die Fichten, die nach ihrer Meinung die hohen Wipfel vor dem nächtlichen Volke der Spielleute zu beugen und Lust zu haben scheinen, jenen auf ihrer lustigen Fahrt zu folgen.

Auch schrieb man den Bäumen Gedächtniskraft zu. Weil sich der Lebensbaum des menschlichen Elends erinnert, weint er wahrscheinlich ohne Unterlaß. Nach dieser im Mittelalter gleich der vom Ewigen Juden bekannten Sage gehörte der Lebensbaum einem halb jüdischen, halb christlichen Priester, Namens Gianni, der in Indien oder Abyssinien ein ungeheures Reich voller Wunderdinge regierte. Eine Erinnerung an den trauernden Lebensbaum entdeckte ich auf den Alpen nicht. Aus einem andren Grunde aber bezeichnete man mir einen Lärchenbaum im Susathale als sagenreich. Seine Geschichte hängt mit derjenigen des heiligen Justus, eines Mönches im Kloster San Lorenzo d'Oulx zusammen, welches nebst der Kirche im Jahre 571 von den Longobarden eingeäschert wurde.

Mit einem andren Mönche war der heilige Justus vor den Barbaren in den Wald von Beaulard geflohen. Dort erstieg er mit seinem Gefährten einen Lärchenbaum, der von jener Zeit an von den Thalbewohnern mit

scheuer Ehrfurcht betrachtet wurde. Von ihm aus sahen die beiden Mönche das Kloster in Flammen und Rauch gehüllt. Zugleich aber sahen sie auch zahllose Engel die Seelen der von den Longobarden getöteten heiligen Mönche zum Himmel emportragen, weshalb sie bereuten, vor dem Feinde geflohen zu sein. In dem



Wunsche, für den Glauben ebenfalls in den Tod zu gehen, stiegen sie wieder in das Thal hinunter. Sie warfen den Longobarden die begangene Greuelthat vor und wurden nun gleich ihren Brüdern abgeschlachtet. Der Baum, auf welchen der heilige Justus gestiegen war, war leicht an seiner Form zu erkennen, denn seine Zweige bildeten sieben Spitzen, während die Lärchenbäume im allgemeinen pyramidenförmig sind. Die

ihm von der Sage zugeschriebene Bedeutung und Heiligkeit vermochte ihn aber nicht vor dem Untergange zu retten: ein Orkan entwurzelte ihn. Ein Thalbewohner, der ihn des Brennholzes wegen zu fällen versucht hatte, kam, wie man erzählt, elend um, und auch auf seiner Nachkommenschaft scheint ein Fluch zu ruhen.

Die Sage vom heiligen Eldradus, einem ebenfalls in der Chronik von Novala eingehend erwähnten Mönche, verweist gleichfalls auf einen Baum, in dessen Schatten der Heilige dreihundert Jahre hindurch dem Gesange eines Paradiesvogels lauschte. Er glaubte nur für wenige Stunden der Wirklichkeit entrückt gewesen zu sein. Als er aber in sein Kloster zurückkehrte, fand er alles verändert, bis er schließlich erkannte, wie lange er fortgeblieben war. Diese Sage schließt sich der im Mittelalter berühmt gewesenen Sage vom heiligen Brandanus in mancher Hinsicht an.

In einer Schweizer Sage begegnen wir der wunderbaren Verwandlung eines Baumes. Der heilige Petrus und der heilige Philipp irrten im Gebiet von Vallese umher und schliefen nachts in einem Walde, woselbst ihre Mäntel vom Regen durchnäßt wurden. Als die Sonne auftauchte, breiteten sie die Mäntel über die Zweige eines alten Baumes mit einem knotenreichen, gekrümmten Stamme zum Trocknen aus. Nachdem die Mäntel wieder trocken waren, beteten die Heiligen zum Herrn, er möge den Baum dadurch belohnen, daß er ihn in einen Menschen verwandle. Leider kam dieser Mensch mit einem Höcker zur Welt. Er wurde der erste Bewohner von Vallese. Hier haben wir also eine klägliche Satyre in Form einer Volkssage vor uns!

Auf den italienischen Alpen fand ich keine Baumsagen. Man zeigte mir dagegen Buchen, unter denen die Hexen mit den Hexenmeistern um Mitternacht ihre Tanzfestlichkeiten abhalten. Es scheint also, daß dort, wo sie einen riesigen Umfang erreichen und auch noch neben den Schneefeldern gedeihen, ferner neben den Weideplätzen, wo die Alpenfeen tanzen, oder neben vereinzelten Hütten, die Buchen sich eines ebenso sagenhaften Rufes erfreuen, wie die von den Hexen bevorzugten Eichen und Nußbäume.

Die nur in geringerer Höhe wachsenden Eichen bilden auf den italienischen Abhängen der Alpen ebenfalls einen Gegenstand des Aberglaubens. Wo sich so viele Spuren der alten Mythologien erhalten haben, konnte unmöglich jede Erinnerung an die hohe Wichtigkeit der Eichen im Kultus der Kelten und andrer Völker entschwunden sein, welche diese Bäume dem mächtigen Gotte Thunar geweiht wissen wollten. Diese sagenhafte Größe der Eichen als heilige Bäume oder Behausungen der Gottheiten wurde zweifellos von der christlichen Kirche energisch bekämpft, doch bezeichnete auch sie hier und dort Bäume als verehrungswürdig, weil einem Gebote des neuen Glaubens gemäß unter ihren Zweigen oder auf ihren rauhen Stämmen die Bilder der Madonna oder irgend eines Heiligen angebracht wurden.

Aber nicht überall verwandelte sich die Verehrung für die, vielen Heiden als heilig geltende Eiche in Hochachtung vor den an ihr befindlichen heiligen Bilder. Die Phantasie des Volkes formte sich die Gottheiten der Eiche in Dämonen um und so wurde schließlich dieser Baum als der Mittel-

punkt für die Zusammenkünfte der Hexen zu ihren nächtlichen Umtrieben angesehen. Dieser Glaube wurzelt auch jetzt noch vielfach in Europa, zugleich mit einer abergläubischen Furcht vor den Katzen. Am Fuße der Alpen des Canavese gelten die betagtesten Eichen noch jetzt als die Behausungen der sich mit Vorliebe in Katzen verwandelnden Hexen. Diese springen an den Zweigen hinauf, haben funkelnde Augen, und ihr schwermütiges Miau wechselt mit menschlichen Lauten ab.

Der Glaube an das geheimnisvolle Volk der Bäume dauerte natürlich dort am längsten, wo es ausgedehnte und dichte Waldungen gab. Auf den italienischen Abhängen, woselbst unglücklicherweise so viele Waldungen zerstört wurden und mit ihnen deren Gottheiten, fand ich nur noch die Spur der wilden Männer; ebensowenig Glück in dieser Richtung hatten meine Freunde in den Thälern von Susa, Varaita, Challant, im Angascathal, in der Vallemaggia, Valsesia und in Tenzin.

In den Gegenden, in welchen noch Sagen von gespenstischen Waldbewohnern von Mund zu Mund gehen, erzählt man sich am häufigsten die von den Holz- oder Moosfräulein, welche von Skandinavien bis zu den italienischen Abhängen der Alpen vielfach ihren Namen wechseln. Viele von ihnen sind, wie Robin Hood in den englischen Sagen, nach dem Glauben der Bewohner des Harzes und der bayrischen Alpen in grüne Gewänder gekleidet. Sitzen sie auf den Bäumen, so kann man sie unmöglich von dem die Stämme und Zweige bedeckenden Moose unterscheiden. Ihr Leben ist häufig an das der Bäume des Waldes geknüpft; jeder von ihnen besitzt sein eigenes weibliches Wesen oder seine wilde Frau, die gleich den Waldmüttern der Alpen sterben muß, wenn der Mensch ihren Freund niederhaut.

Nach andren Sagen bewegen sich diese Mooskinder und Waldzwerge völlig frei, sie leben indessen auf den Bäumen oder in den Mooshütten. Sie wiegen ihre Kinder ebenfalls in Moosnestern oder sammeln zu diesem Zwecke die grünen Blätter, die sie ohne Mühe in Gold verwandeln können. Oft auch spinnen die Moosfräulein. Sie stellen die feinste, sich an die Bäume heftende Moosart her und beschenken ihnen liebe Personen mit Knäueln des grünen Gespinstes. Das geheimnisvolle Volk dieser Mädchen und wilden Frauen scheint daher eine gewisse Ähnlichkeit, namentlich in der Gewohnheit des Spinnens, mit den Feen zu haben; auch versammeln sie sich wie diese des Nachts auf den bemoosten Plätzen zum Tanz, während die Strahlen des Mondes durch das düstre Laubwerk der Buchen und Lärchenbäume schlüpfen. Ihnen am ähnlichsten ist jedenfalls die Gruppe der Seligen Fräulein oder der schönen Vivanen, als welche sich die Phantasie der Tiroler das dichterisch besungene und göttliche Volk ihrer Wälder vorstellt.

Diese Geister, welche nach der Volksauffassung von den Tiroler Fanggen und den wilden Frauen der Deutschen bedeutend abweichen, können ihre grünen Behausungen verlassen, um Menschen und Tieren Gutes zu erweisen. Wie so manches Moosfräulein sind sie, obgleich zum Wäldervolk gehörig, nicht mit dem Leben einzelner Bäume verknüpft, und häufig helfen sie den im Gebirge verirrten Wanderern oder halten sie auf dem Marsche über jäh abfallende Gletscherflächen aufrecht. Sie hausen vielfach in versteckten Waldhöhlen, und da die Sage, wie wir schon wiederholt gesehen haben, sich in bewundernswerter Weise der jeweiligen

Umgebung anzuformen pflegt, so kann es nicht weiter Wunder nehmen, daß die Waldfräulein der Alpen sich ganz besonders der Gemsen annehmen. Vielleicht gedenken sie noch ihrer fernen östlichen Herkunft, denn in ihren Höhlen beherbergen sie viele Vögel in den lebhaftesten Farben zugleich mit den Gemsen, die sie mit endloser Liebe vor den Nachstellungen der Jäger schützen; sie wissen, daß sie einen unaussprechlichen Schmerz empfinden, sobald eines dieser Tiere von den kühnen Älplern getötet wird.

Von dem liebenswürdigen Völklein der Waldfräulein und von gewissen grünen oder grauen, den Elfen ähnlichen Zwergen finden die Bewohner einiger deutschen Alpengebiete kräftige Unterstützung bei allen häuslichen Verrichtungen. Gleich den „servants“ der Vaudalpen und den „lutins“ der französischen Gebirge arbeiten sie wacker, jedoch unsichtbar auf der Alp beim Vieh oder in den Hütten mit. Sie hassen jedoch die Nennung ihres Namens und kehren, wenn man ihnen zu erkennen gibt, daß man ihre Anwesenheit ahnt, schleunigst in ihre Behausungen auf den Felsen oder in den Wäldern zurück. Diejenige Familie, die einen solchen wohlthätigen Geist besitzt, hält man für besonders beglückt. Wo sich ein solcher aufhält, werden die Weideplätze fruchtbarer und die Räder der Mühlen kreisen schneller.

Die sanften Waldfräulein empfinden ebenso wie die Feen Neigung zu jungen Hirten, denen sie alsdann die Geheimnisse und magischen Kräfte der Pflanzen verraten. Sie bilden sowohl in den entferntesten nordischen Gegenden Europas als neben den Gletschern der Alpen einen scharfen Gegensatz zu andren Genien oder Geistern des Waldes, die

in den verschiedenen Ländern abweichende Namen führen. Mannhardt behauptet, daß sie in der Phantasie des Volkes Vertreter der Vegetation in ihren riesigsten und imposantesten Formen sind und sich deshalb vom liebenswürdigen Völklein des Mooses und der kleinen Pflanzen bedeutsam unterscheiden, das vor dem geringsten Luftzuge sich beugt und in seinen Blättern oder schwachen Zweigen vor Liebe und Furcht erzittert.

Das wilde Volk der Waldfrauen und Männer nimmt auch auf den Alpen erschreckende und riesige Gestaltungen an. In einzelnen Flecken Tirols werden die wilden Frauen Fanggen genannt. Hoch gewachsen, haben sie einen haarigen Körper gleich den Affen. Während die Phantasie des Volkes den heitren Feen und manchen Waldfräulein, eine herrliche Gestalt andichtet, scheint sie bezüglich der Fanggen auch eine Probe ihres großen Talentes zur Erdichtung von Häßlichkeit abgelegt zu haben. Das Gesicht ist verzerrt und grimmig, ihr Mund öffnet sich von einem Ohre bis zum andren, ihre Haare sind eine Art von isländischem Moos und fallen in wilden Strähnen auf ihre Schultern. Ihre Stimme klingt unangenehm und entbehrt jeglichen Wohllautes. Ihre Augen sprühen Funken, und bekleidet sind sie mit den Fellen der Wildkatzen. Sie leben in den Wäldern in Gemeinschaft, und manche von ihnen scheinen wohl auch besondere Namen zu führen.

Wenn der Wind ausnehmend stark pfeift, ruft nach dem Glauben des Tirolers der Riese der Wälder die zerstreuten Fanggen zusammen. Mannhardt meint des weiteren, daß diese so wild und abscheulich aussehenden Frauen sich häufig in den

Hütten zu den niedrigsten häuslichen Verrichtungen bequemen. Ich kann die merkwürdige Vorstellung der Volksphantasie nicht verstehen, welche diesen Wesen eine derartige Liebenswürdigkeit und Demut zutraut.

Zu den auffälligsten deutschen Sagen von den wilden Frauen zählt die vom Wolfdietrich. Sie gehört zwar nicht ausschließlich den Alpen an, sondern ist in ganz Bayern heimisch und wird bereits in einigen Dichtungen aus dem Jahre 1221 genannt. In ihr finden wir ebenfalls die in so vielen Fabeln und Sagen aufgestellte Behauptung vor, daß durch die Allmacht der Liebe die größten Wunder geschehen, und daß das leidenschaftliche Herz allezeit den Sieg über das der Liebe verschlossene davonträgt.

Unter dem wilden Volke der Wälder haben die kleinen Mooszwerge ebenfalls eine hervorragende Bedeutung, ebenso die Zwerge der Gehölze und die Riesen. Sie werden in den verschiedenen Gegenden der Alpen verschieden genannt, in Tirol Belmon, Savadegh und Salvanel. Sie leben mit den Fanggen gemeinsam in den Wäldern, sind aber lieb und gütig und lehren die Älpler viele gute Dinge.

Im Biellese, in den Thälern von Aosta und Lanzo finden sich, wie schon bemerkt, ebenfalls einige Sagen über wilde Männer vor. Unfern des Sees der Alten im Thale von Andorna bemerkte ich eine ganz kleine Höhle. Dort lebte in früheren Zeiten der wilde Mensch, und fast auf der ganzen Alpenkette glaubt man, daß diese wilden Menschen die Hirten die Kunst der Käsebereitung lehrten. So thaten auch die Salvadeghs in Tirol. Die dortige Version dieser Sage aber lautet sehr charakteristisch. Ein Salvanel scheint seine Kenntnis

einst nicht so ohne weiteres den Älplern mitgeteilt zu haben; nur wenn sie ihn betrunken zu machen verstanden, konnten sie ihm seine Geheimnisse entlocken.

Der Glaube an das Wissen der als höhere Wesen geltenden wilden Männer steht wahrscheinlich in Verbindung mit der ältesten nordischen Götterlehre und den Mythologien Roms und Athens. Diese ließen nicht immer den Menschen den Ruhm, durch die Kraft des eigenen Geistes und nach vielen Versuchen die elementarsten Kenntnisse des Ackerbaues und der Viehzucht sich erworben zu haben, sondern wollten, daß die Menschen diese Kenntnisse den höher veranlagten Sinnen verschiedener Gottheiten oder Helden verdankten. In den wilden Männern der Alpen läßt sich jedoch nur eine ganz geringe höhere Veranlagung entdecken, und so muß man wohl in ihnen außer einer schwachen mythologischen Spur mehr eine Erinnerung an die ältesten Bewohner der Alpen erblicken, die wahrscheinlich den neuen barbarischen Eindringlingen oder den zur Ausbeutung der Erzlager herbeigeeilten fremden Arbeitern die alltäglichsten der in den Alpen heimischen Gebräuche lehrten, so die Bereitung des Käses und die Zucht des Viehes.

Der leichtfertige und grausame Dämon Salvané des Genuathales, der die armen Sterblichen auf tausenderlei Arten zu betrügen sucht, muß daher als eine Umwandlung des Tiroler Salvanel oder Salvadegh betrachtet werden.

In Fassa waren die wilden Männer von hohem Wuchse; sie hatten schwarze, sehr lange Haare und Nägel, schon mehr Klauen an den Spitzen der langen und behaarten Finger. Vielleicht ist infolge des auch heute noch allgemeinen Gebrauchs, die Kinder durch die Drohung von dem Erscheinen

eines bösen Wesens zu erschrecken, das sie strafen oder mitnehmen würde, in manchen Ländern Deutschlands und der Alpen der Glaube an den Kinderraub seitens der wilden Frauen, der Waldriesen und andrer böswilliger Geister entstanden. Des Kinderraubes werden auch die Tiroler Fanggen und die Salvanels angeklagt. Dieser Glaube hat auch die Sitte des Fensterschließens auf manchen hohen Bergen herbeigeführt, damit der geheimnisvolle Dieb nicht auf einer Leiter in die Häuser dringen könne.

In denselben Bezirken heißen die Ehefrauen der Salvegus und Salvanels die Bregostanen, und diese Geister, die nach dem Glauben der Eskimos, wie wir bereits sahen, fünfmal die Jugend wieder erlangen konnten, sind gleich den Centauren und Riesen halb Mensch und halb Tier.

Mannhardt, der sich so leidenschaftlich bemüht hat, die Spuren der Vergangenheit in den germanischen Volkssagen zu entdecken, weist auf die Ähnlichkeit zwischen den Silvanen der lateinischen Götterlehre und den Salvegus oder Salvanels hin, ferner auf den Umstand, daß die Phantasie des Volkes sich auch jetzt noch Faune und Satyrn, Nymphen und andre niederere Waldgottheiten vorstellt.

Auch das von Grimm und andren Gelehrten erforschte Volk der Elfen, das auf den Alpen verschiedentliche Verwandlungen erleidet und als Kobolde, als „servants“,“ follettes“ oder „lutins“ erscheint, hat eine große Ähnlichkeit mit einigen Waldgeistern. Doch während die geheimnisvollen Bewohner der Tiroler Wälder sich zum größten Teile mehr einigen Typen niederer Gottheiten der römischen Mythologie nähern, besitzen die Kobolde der andren Alpenregionen etwas Luftigeres, Phan-

tastischeres, das sie in einen engen Zusammenhang mit den Elfen oder andren Geistern der nordischen Götterlehre bringt.

Die schwarzen oder grauen Elfen wohnen ebenfalls in den Wäldern. Die Moosleute verwandeln die grünen Blätter in Gold, die Elfen dagegen häufen in den unterirdischen Gewölben Gold und Silber auf, wohnen aber vielfach auf den Bäumen. Der Zwerg Alberich der deutschen Sage lebte drei Jahre hindurch auf einer Linde, die ebenfalls zu einem heiligen Baume gestempelt wurde. Man kennt dieselbe Sage übrigens auch in Skandinavien.

Die noch vorhandenen Spuren von den Glaubenslehren der Kelten verweisen häufig auf die wilden Frauen; in Frankreich, in der Franchecomté, heißt man sie die grünen Damen, in der Nachbarschaft des Jura die grauen. Die Vorstellung des Volkes von diesen Wesen und den Feen hat jedenfalls beide Arten Geister durcheinandergewürfelt; schildern ja doch auch einige französische Sagen die Feen in Grau gekleidet. Sie hausen auf einer Eiche, und gleich vielen deutschen und alpinen Waldgeistern verstehen sie die Männer so zu bezaubern, daß diese keine andre Schönheit mehr neben der ihrigen gelten lassen. Deshalb erzählt man auch so viele Liebessagen, die von ihnen handeln.

Die wilden Männer oder Waldgeister in der Schweiz und in Tirol haben stets eine starke Fichte in der Hand. Die Fichte ist auch der bevorzugte Wohnsitz dieser geheimnisvollen Herren, welche gleich den Waldmüttern leiden und die Holzfäller anflehen, ihre Freunde nicht umzuhauen.

Die schaurig anzusehenden wilden Frauen erscheinen der Volksphantasie nicht immer als traurige Wesen. Ein Schäfer-

mädchen spann einst in einem Birkenwalde. Plötzlich erschien ihr eine weiß gekleidete wilde Frau mit einem Blumenkranze auf dem Haupte. Diese forderte das Mädchen zum Tanze auf, und beide tanzten drei Tage hindurch bis zum Sonnenuntergange, jedoch so leicht, daß sich kaum das Gras unter ihren Füßen beugte. Die wilde Frau schenkte dem Hirtenmädchen zur Belohnung viele Birkenblätter, die sich in Goldstücke verwandelten.

Der im Mittelalter so lebhafte Glaube an die phantastische Bevölkerung der Wälder war die Veranlassung, daß bei den Festen, die häufig nur eine Umwandlung oder ein Gedenken antiker heidnischer Feste zu Ehren des Frühlings, der Liebe und der Ernte waren, auch die wilden Männer erscheinen mußten. Dieser Gebrauch erhielt sich sehr lange. Unter Kaiser Joseph II. neigte man in Österreich sehr zum Vernunftglauben; damals verbot man die Spiele, an welchen die wilden Männer teilnahmen.

In den französischen Geschichten gedenkt man häufig dieser merkwürdigen Waldgottheiten. Am 29. Januar 1393 wurden während der von Karl VI zu Ehren der Königin Isabella von Bayern veranstalteten Feste auch die „ballets des ardents“ aufgeführt. Einem Edelmanne der Normandie war es eingefallen, auch die wilden Männer an jenem Feste teilnehmen zu lassen, und zwar wollten der König selbst und vier Edelleute dieselben vorstellen. Man machte sechs Leinwandsäcke, benäht mit Flachs in der Form und Farbe von Haaren; in diese wurden die Herren eingenäht, und sie sahen nun aus wie wilde Männer, weil sie vom Scheitel bis zu den Füßen auch mit Haaren völlig bedeckt schienen.

Auf den Hochzeitsfesten des Alfons von Ferrara mit

Lucrezia Borgia sah man bewaffnete und auch wilde Männer tanzen; letztere trugen in den Händen feuersprühende Füllhörner. Sie stellten die Befreier eines von einem Drachen bedrohten jungen Mädchens vor. Auf dem Hochzeitsfest von Hannibal Bentivoglio mit Lucrezia d'Este in Bologna erschienen während des Tanzes wilde Männer als Hüter eines ausgezeichnet als Löwen verkleideten Mannes. Auch die ritterlichen Gesänge trugen vielfach zur Popularisierung ihrer Gestalten bei. So wird ein schwarzer wilder Mann in der bretonischen Romanze „Yvain et la dame de Brécilien" beschrieben, die das Vorbild für das weitverbreitete Gedicht vom „Ritter von Lyon" ist. Noch in diesem Jahrhundert sah man an der merkwürdigen Prozession, die in der Stadt Mons alljährlich zur Erinnerung an den großen Sieg des Ritters Gilles de Chin über einen sagenhaften Drachen abgehalten wird, wilde Männer zugleich mit den Teufeln teilnehmen.

Von den Waldgeistern handeln viele Sagen in Europa, besonders auf den Alpen. In der mittelalterlichen Auffassung verwandelten sie sich unter dem Einflusse des sich immer mehr ausbreitenden christlichen Glaubens wie schon bemerkt in die Dämonen der Vegetation. Sie waren dann nicht mehr nur die bösen Seelen der Bäume, sie behielten nicht nur den zwischen dem Guten und dem Schlechten schwankenden Charakter bei und verkörperten in der Auffassung des Volkes nicht nur die himmlischen Geister, die in dem fürchterlichen Kampfe zwischen den guten und schlechten sich neutral verhielten, sondern man hielt sie auch für die Seelen der niedrigeren Pflanzen und des Grases.

Mannhardt nahm alle diese Gattungen von überirdischen Wesen in das große Volk der Waldgeister auf, an welche unsre Vorfahren glaubten und an die man in den Alpen vielfach noch jetzt glaubt. Ich meine aber, bei aller Bewunderung seines großen Talentes, daß sich aus dem Wirrwarr der unzähligen Sagen und Anschauungen Phantasiegestalten des Volkes herausschälen lassen, die nicht zur großen Familie der Feen, der Elfen, der Moosfräulein und der Waldgeister gehören, wohl aber für Sondergenien der Berge, der Höhlen, der Klippen und Gletscher angesehen werden müssen, in deren Nähe nicht mehr die Bäume des Waldes sprießen, sondern nur noch der Rhododendron und die dürftigsten, niedlichsten Blumen der Alpenflora einen fröhlicheren Ton in die öde Umgebung zaubern.

Wie auf den Alpen hausen die wilden Männer auch in den Urwäldern Brasiliens und Perus; dort scherzen sie mit den Amphibien und den das Sonnenlicht scheuenden Vögeln und suchen die Menschen durch allerlei Hinterlist einem sichern Tode in die Arme zu führen. Somit sehen wir, daß dieselben liebenswürdigen und schrecklichen Phantasiegestalten dem Menschen überall erscheinen, wo er mit seinen Schmerzen, seinen Hoffnungen und Leidenschaften haust.





Die Schneeköniginnen und die Wassergeister.

Unter den zahlreichen Familien phantastischer Wesen finden wir noch weitere Arten weiblicher Geister. Sie haben eine große Ähnlichkeit mit den Feen oder den Baum- und Moosfräulein. Aber infolge einiger sich abhebender Charaktereigenschaften, oder weil sie für sich leben, wie die Königinnen der Berge, nehmen sie in den herrlichsten oder merkwürdigsten Schöpfungen der Volksphantasie eine ganz besondere Stellung ein.

Höher noch als die schönen Vivanen und Seligen Fräulein Tirols stehen bezüglich ihrer Herzensgüte die Schneemädchen. Sie schützen die bis in die höchsten Weideplätze hinaufziehenden

Herden, wenn dort der Schnee schmilzt und die Veilchen neben den Gletschern zu blühen beginnen. Droht ein Sturm in den Bergen, so verständigen sie in irgend einer Form die Hirten, damit sie zu der Alp hinuntersteigen und das Vieh in Sicherheit bringen können. Häufig breiten sie auf den höchsten Klippen ihre Gewänder zum Trocknen aus, die sie vorher in den Gletschern gewaschen haben. Wenn man an schönen Tagen jene Schneeflecken hoch oben nicht erblickt, so ist das ein Zeichen für den Bestand des guten Wetters.

Der vom Winde um die höchsten Felsen gejagte Nebel oder die von den Sonnenstrahlen durchglühten, silberngleißenden Wölkchen, die öfter unbeweglich an den schwarzen Flanken der Berge hängen, veranlaßten zweifellos poetische Gemüter unter dem Hirtenvolk, jene Sagen von den Schneefräulein zu ersinnen. Gleich den Alpenfeen hüllen sie sich in Schneegewänder oder sind mit schillernden Eiskristallen bedeckt; sie haben blonde Haare und blaue Augen. Selten halten sie sich in den Lärchenbäumen oder Buchenwäldern auf; sie ziehen den Aufenthalt auf den sonnigen Plätzen der höchsten Gipfeln vor und berücken von dieser Höhe aus die Herzen der kühn bis zu ihrem schimmernden Reiche vordringenden Menschen. Aber nur die Jünglinge reinen und keuschen Herzens dürfen bis zu den schönen Schneemädchen selbst aufklimmen.

Einige dieser Schneeköniginnen hausten in den Felsen einer schönen und schattigen Gegend Tirols und erwiesen den Hirten viele Wohlthaten. Abends saßen sie auf einem Felsblock neben einem Lärchenbaume und sangen so herrlich, daß an Wohllaut keine menschliche Stimme der

ihrigen gleichkam. Ein Hirt hörte auf der Heimkehr jene süßen Töne, und sie bezauberten ihn so, daß er unter dem Felsen stehen blieb, bis sich die Nacht auf die Berge senkte. Als schon der Mond am Himmel aufgestiegen war, erinnerte er sich endlich erst seiner Herde und seiner jungen Frau und kehrte nach Hause zurück. Aber an den nächsten Abenden begab er sich wiederum in die Nähe der blonden Feen, um ihrem Gesange zu lauschen, bis diese sich entschlossen, ihm die Schätze ihrer Höhle und die Gemsherde ihres unterirdischen Palastes zu zeigen.

Eine geraume Weile noch fühlte sich der junge Hirt wie verzaubert. Wenn er tagsüber seine Herde hütete oder des Abends in seine armselige Hütte heimkehrte, füllte eine endlose Traurigkeit seine Seele, und im Ohre klangen ihm immer noch die gehörten Lieder. Die junge Frau war tief betrübt über die merkwürdige Veränderung in dem Wesen ihres Mannes. Sie konnte nicht ausfindig machen, wohin er des Abends immer ging, und verfiel deshalb auf den Gedanken, ihm ein Knäuel in die Tasche zu stecken, das sich während des Gehens abwickelte. Als sie fühlte, daß ihr Mann irgendwo stehen geblieben war, folgte sie ihm mit Hilfe des Fadens und gelangte schließlich ebenfalls an die Höhle der weißen Mädchen, woselbst der Hirt, wie üblich, inmitten der Gemsen und schönen Zauberinnen deren Gesängen lauschte.

Als die junge Frau ihren geliebten Mann an jenem Orte sah, begann sie zu weinen und zu verzweifeln. Sie verwünschte die Schneefräulein, und diese verschwanden mit ihren Herden für immer aus der schönen Höhle. Diese Sage

wird mit einigen Abweichungen überall erzählt; sie ist deshalb in manchen Gegenden der Alpen eine der bekanntesten.

Unter dem Heidenfelsen im Trentin haben angeblich die letzten Heiden ihre Tempelschätze vergraben. Viele haben sich des Nachts an jenen Ort begeben, um Nachforschungen anzustellen, aber eine geheimnisvolle, überaus schöne Bergfrau hütet die Schätze. Ein des Nachts ebenfalls um den Heidenfelsen schweifender junger Arzt fand den in den Augen der Verführerin blinkenden Schatz viel schöner und begehrenswerter als alle Reichtümer der Welt und verliebte sich wahnsinnig in jene. Niemand wußte, welche magische Kraft den Unglücklichen immer wieder nach dem Heidenfelsen hinzog. Schließlich aber schöpften einige Leute Verdacht und spürten sein Thun aus. Sie erblickten auf diese Weise die herrliche Schatzhüterin. Diese aber, in dem Wahne, verraten worden zu sein, bestrafte den Unglücklichen, der sie geliebt, durch einen plötzlichen Tod.

Schön wie sie ist auch die Göttin Selten, eine der gütigen Bergherrinnen der Schweiz. Auf den Alpen laufen viele von ihrer Liebenswürdigkeit erzählende Sagen um. Im Kanton Uri bringt sie Glück, wohin sie ihre Schritte lenkt. In Tirol dagegen ist die Frau des Pilatus der gute Schutzengel der Kinder.

Zu den Bergköniginnen wird auch die schöne Walpurga gezählt, über deren Person ich die deutschen Leser wohl nicht weiter zu unterrichten brauche. Die Sage vom Tannhäuser findet sich mit kleinen Abweichungen ebenfalls auf den deutschen Alpen vor; außer ihm sind noch viele andere Männer in den Venusberg gegangen. So zeigt man Tannhäuser

auch inmitten der tanzenden Zauberinnen auf dem Venusberge, bevor er nach Rom pilgerte.

In Savoyen begegnen wir der merkwürdigen Umwandlung der heidnischen Venus in ein Wildschwein! Auf dem Abhange der Voirons gegen den Genfer See hin steht eine Kapelle; neben ihr erhob sich in früheren Zeiten eine Einsiedelei. An derselben Stelle soll einst ein Tempel der Venus gestanden haben, der ein von den Dämonen und Hexenmeistern verehrtes Götzenbild einschloß. Vor diesem erdachten sie die Bosheiten, welche sie fortwährend gegen die Christen verübten.

Während die Völker der Ebene schon seit geraumer Zeit den neuen Glauben bekannten, hatten sich die Alpenbewohner noch immer nicht entschließen können, die Religion ihrer Väter aufzugeben. Jener Venustempel bildete noch immer das Ziel vieler heidnischer Pilger. Der Bischof von Genf konnte auf die Dauer dieses Treiben nicht gutheißen und befahl einigen mutigen Christen die Zerstörung des heidnischen Tempels und des Götzenbildes. Das Unternehmen verlief glücklich und der christliche Glaube schien gesiegt zu haben. Doch Satanas entmutigte die Niederlage nicht so schnell. Er nahm nicht mehr die berückende Gestalt der Venus an, um die Menschen zu verführen, sondern verwandelte sich in ein riesiges, gräßliches Wildschwein, das sich den Wanderern drohend in den Weg stellte und sie dadurch zur Entsagung ihres christlichen Glaubens zwingen wollte. Thaten sie das nicht, so zerriß sie das Tier. Außerdem that es dem Lande noch andren Schaden an.

Der edle Amadeus von Langin jagte eines Tages in den Bergen, als ihm ebenfalls das teuflische Wildschwein

begegnete. Die Bestie tötete einige seiner Knechte und verwundete ihn selbst schwer. Amadeus gelobte an der Stätte seiner Verwundung ein Heiligtum zu errichten, falls er genesen sollte. Er genas und erbaute seinem Versprechen gemäß der heiligen Jungfrau eine Kapelle. Das Schwein, welches mit Gewalt in das Innere derselben drang, wurde am Fuße des Altars getötet. Der Teufel fand also in seiner neuen Gestalt ebensowenig Glück wie in den schönen Formen der Venus.

Auch auf den skandinavischen Bergen haust eine mächtige Zauberin. Sie lockt die Bewunderer ihrer Schönheit an sich. Diese scheuen keine Gefahr, um zu dem Eisthrone der Zauberin zu gelangen, stürzen aber schließlich doch in die tiefen Abgründe, in denen sie elend umkommen. Diese treulose Königin der Berge scheint eine große Ähnlichkeit mit manchen Weißen Damen der Alpen zu haben, die nicht gütig und sanft wie die blonden Schneefräulein sind. Sie wissen in den Herzen der Älpler eine glühende Liebe und Sehnsucht zu entfachen, so daß diese sich schließlich in die Spalten der Gletscher oder in die Abgründe stürzen.

Michelet erblickt in diesen Königinnen der Berge eine poetische Verkörperung des Zaubers der hohen Bergspitzen und ihres Eindruckes auf die Menschen, die den Tod nicht scheuen, um den Gebieterinnen des ewigen Schnees in die Augen blicken zu können. Tschudi dagegen behauptet, nur die Neugierde treibe die Alpenbesteiger zur Kühnheit. Die Triebfeder so vieler gefährlicher Aufstiege sei lediglich der Ehrgeiz, denn der Mensch will nun einmal der Gebieter der ganzen Erde sein; er will, daß seine siegreiche Fahne allerorten flattere.

Woher es auch immer kommen mag und gleichviel, ob die höchsten Spitzen ‚die Jungfrau‘, ‚die Königin‘ und ‚die Cima Rosa‘ heißen, oder ob sie männliche oder Phantasienamen haben, — jedenfalls locken sie mit Allgewalt die Seelen der Poeten und Alpenbesteiger. Und diese werden vielleicht noch Jahrhunderte hindurch jede andere irdische Sage vergessen und selbst auf den Zauber der Städte und auf die Bequemlichkeiten des Lebens verzichten aus Liebe zu den hehren, schimmernden Königinnen der Berge, an deren Seite der trauernde Engel des Todes schreitet.

Wir sahen, daß die Alpenfeen zwar ihr Heim häufig neben Quellen und Seen aufgeschlagen haben, aber doch mehr oder weniger auf den Alpen umherstreichen. Aus andren Alpensagen lernen wir wieder andre weibliche Geister kennen; sie sind teils mild und schön, wie so viele Feen, oder treulos, wie die antiken Sirenen, und entfernen sich niemals von ihrem heimischen Gewässer. Der Glaube an die vielen Wassergeister würde sich ohne Zweifel nicht so lange in den noch jetzt bei den Bewohnern der Alpen bekannten Sagen erhalten haben, wenn er nur der römischen und griechischen Mythologie entstammte, und wenn nicht auch andere Götterlehren und nordische Volksgesänge auf das Vorhandensein unzähliger Wassergeister vom Aussehen der schönen Feen, der Lichtelfen, der Sirenen oder fürchterlicher Gespenster hingewiesen hätten.

Diesen Nymphen oder Sirenen begegnen wir namentlich auf den deutschen Alpen, wo sie Nick, Nacken oder Nixen genannt werden. Seit undenklichen Zeiten erzählt man sich von ihnen die tollsten Geschichten; man sagt, daß sie alle

rücksichtslos bezaubern und im Wasser umkommen lassen, die sie zu betrachten wagen. In Island, wohin nach den Anschauungen des Mittelalters alle Verdammten gingen, leben die Nymphen Deutschlands und Skandinaviens unter dem Namen Nikur. Es wird auch behauptet, daß die untergeordneten Gottheiten der Flüsse, Quellen und des Meeres bei allen nördlichen Völkerschaften sich vollständig vom bösen Kicker oder Necken, dem Neptun des Nordens unterscheiden. Dieser scheint in gewissem Sinne den treulosen Kelpies Schottlands zu gleichen. Ertrinkt dort ein Mensch, so ist das ihr Werk. Nach der Meinung des Volkes haben sie stählerne Klauen. Man glaubt auch in Deutschland an sie und heißt in manchen Gegenden Kelpys oder Kelpies die Wirbel des Flugsandes.

Die Samovilys der slavischen Mythologie, die uns als schimmernde Feen begegneten, treffen wir auch als Gottheiten des Meeres, der Wälder und Flüsse an; ihnen waren gewisse Sumpfgegenden mit vielen gelben und blauen Blumen geweiht. Andre Nymphen nennen die Slaven Rusalken, und ihnen zu Ehren werden die sogenannten Rusalja-Feste gefeiert. Die von diesen Nymphen handelnden Sagen sind den Serben, den Bewohnern von Groß- und Klein-Rußland und auch noch andren Völkern bekannt. In den Rusalken sieht man besonders die Göttinnen der Bäche und Flüsse.

In Bulgarien erinnert man sich noch jetzt böswilliger Sirenen, die den Samovilys des Wassers ähneln. Sie werden Judys genannt und sind in Macedonien auf den Bergen des Rodopis und in andren Gegenden bekannt. Wie bei andren guten und bösen Geistern fallen ihre

langen Haare aufgelöst über die Schultern. Sie hausen in Seen und Flüssen. Erblicken sie einen schwimmenden Menschen, so hindern sie ihn möglichst in seinen Bewegungen; sie umwickeln ihn mit ihren Haaren und zerren ihn so in den sicheren Tod. Mit Vorliebe hocken sie an den Ufern der Seen und Flüsse, um dort ihre Haare trocknen zu lassen. Wo die Strömung am heftigsten ist, finden sie sich am liebsten ein. Wie viele andre Geister tanzen sie leidenschaftlich, wer sich jedoch mit ihnen auf ein Tänzchen einläßt, erleidet den sicheren Tod.



Nahe einer Quelle auf dem Pilatus erscheint im Frühling eine Art Fee oder Sirene. Sie hütet zwei Ziegen von weißer Farbe, wenn die Ernte des Jahres reichlich ausfällt; die Tiere erscheinen jedoch schwarz, wenn das Jahr für die Bergbewohner ein schlechtes sein wird.

Bei Chiusa im Friaul, nahe einem Falle des Nacillabaches,

giebt es eine Höhle, deren Ende man nicht kennt; man glaubt indessen, daß sie bis auf die andre Seite des Monte Canino führt. Dort hausen angeblich die Aganis, weibliche Gottheiten mit einwärts gekehrten Füßen. Sie verderben die Unvorsichtigen, die sich des Nachts ihrer Behausung nähern.

Nahe einer Quelle im Kanton Zug erscheint nachts ein weibliches Gespenst, das einen Schleier ins Wasser wirft und verschwindet. Es soll dies eine unglückliche Mutter sein, die ihr Kind verloren hat. Die Erwähnung des Schleiers aber stellt das Gespenst in eine Reihe mit den schönen Nymphen oder Prophetinnen der Donau. Diesen war als Gottheiten des Wassers die Gabe der Weissagung verliehen. Je nach den Verhältnissen waren sie die Freundinnen der Menschen oder deren Todfeindinnen. Jede von ihnen trug einen langen Schleier. Gelang einem Manne der Raub dieses Schleiers, so ward aus der Donaukönigin, die ihn verlor, ein einfaches, sterbliches Menschenkind.

Eine der anmutigsten Sagen von diesen Töchtern des Wassers erzählt von einem Ritter, schön wie die Sonne und stark wie ein Löwe. Dieser ritt am Ufer der Donau entlang und sah auf den Binsen einen Schleier ausgebreitet, dessen Gewebe ihm von Feen hergestellt dünkte. Er nahm ihn mit der eisengepanzerten Hand, und während er ihn noch betrachtete, entstieg dem Wasser ein Mädchen, schöner als jedes menschliche Geschöpf. Es hatte Augen so grün wie die der „Fénettes“ der Rhone und lange Haare von leuchtendem Blond, die bis in das silberne Wasser hinabhingen. Mit sanfter Stimme bat dieses Mädchen den schönen Ritter um Rückgabe des Schleiers. Er beschaute und bewunderte sie und lächelte

stumm. Vielleicht verstand er nicht, was jenes Geschöpf von ihm wollte. Sie wiederholte ihre Bitte und sagte ihm, wenn er ihr den Schleier nähme, verlöre sie jede göttliche Kraft und müßte dann wie jedes andre menschliche Wesen auf Erden umherirren; der Schmerz würde sie verzehren, dächte sie an ihren kristallnen Palast. Gäbe der Ritter ihr aber den Schleier zurück, dann wollte sie ihm aus Dankbarkeit die Schätze der Zwerge zeigen. Er lächelte abermals; er hatte ein Schwert an der Seite, Unterthanen und Knechte in seinen fernen Schlössern, und ihn gelüstete daher nicht nach den unterirdischen Schätzen.

Die blonde Fee bat wiederum mit schmerzbewegter Stimme und versprach, ihn die Gabe der Erkenntnis der Zukunft zu lehren. Er überließ ihr jedoch den Schleier nicht, denn für den, der sich noch jugendlich fühlt im Herzen und in Gedanken, ist die Hoffnung noch ein schönes Gut, und sie gegen die Erkenntnis der traurigen Wirklichkeit der Zukunft einhandeln zu müssen, ein mißliches Ding. Er wies also auch dieses zweifelhafte Geschenk zurück.

Das Antlitz der schönen Fee färbte sich nun weiß wie das Gespinst in des Ritters Händen. Etwas andres konnte sie ihm nicht mehr versprechen und darum brach sie in Thränen aus. Ihre auf das Wasser des Flusses fallenden Zähren verwandelten sich in Perlen, und der Wind schien in den Binsen des Ufers zu wehklagen. Der Ritter lächelte nicht mehr, und mit zögernder Stimme, als fürchtete er eine abschlägige Antwort, fragte er die Nymphe, ob sie ihm folgen wolle. Er wäre ein reicher Herr und sie sollte die Königin seiner Schlösser werden, vor ihr sollten sich seine

Hörigen und Knechte neigen; für sie sollten im Turnier die Lanzen zersplittern.

Als die Göttin diesen Vorschlag vernahm, weinte sie nicht mehr. Sie lächelte jetzt und sagte, aus Liebe zu ihm wolle sie ihren kristallnen Palast und die blonden Gespielinnen der Donau verlassen. Er möge ihr nur den Schleier geben und sie wolle alsdann seine Herrin und Gemahlin werden. Er reicht ihr denn auch das Gewebe, während sie ihn mit feucht schimmernden Augen anblickt, und von ihren Lippen tönt das Zauberwort: „Liebe". Der Ritter neigt sich von seinem kräftigen Pferde, das die starke Strömung des Flusses nicht zu scheuen braucht, und schickt sich an, seiner Braut den ersten Kuß zu geben. In demselben Augenblick aber verschwindet die Fee mit dem Schleier im Wasser, und ein schadenfrohes Gelächter schallt aus den Wogen der Donau herauf.

Auch im Rhein giebt es ähnliche Nymphen wie in der Donau und Rhone. Einer Überlieferung des 9. Jahrhunderts zufolge bewacht eine Sirene bekanntlich den in den Rhein geworfenen Nibelungenschatz, und durch ihre süße Stimme lockt sie die Schiffer mit ihren Barken in den Strudel und in das Verderben.

Gewisse, periodisch erscheinende Quellen haben nach den Anschauungen der Alpenbewohner ebenfalls eine Seele, trotzdem man an ihnen keine Nymphen oder Gespenster erblickt. Die zum Po hinablaufende Dora, die ihre Quelle neben der sich in die Rhone ergießenden Durance hat, besitzt Seele und Sprache. Ehe sie zur italienischen Ebene hinabläuft, sagt sie ein Verslein her, in welchem sie von der Schwester Durance Abschied nimmt.

Als eine unvermeidliche Folge der römischen, keltischen und slavischen Mythologien, die ihrerseits wieder auf noch älteren fußten, haben auch die Quellen, Brunnen und Seen ein unzähliges Volk von weiblichen Geistern bekommen. Aber auch grimme Wassergeister fehlen nicht. Oberhalb der Hochebene von Usseglio erwartete ein schreckliches Wesen, Johann von Paris genannt, einstmals die Franzosen, die in der Nähe des Wasserfalles des Pic-Madai vorüber mußten, um sie in den Abgrund zu schleudern. Der Ursprung dieser Sage wird sich schwer finden lassen. Jedenfalls waren in noch früheren Zeiten die über das Feld von Usseglio führenden Alpenpässe weniger gefahrvoll, und infolge der unvermeidlichen Verwirrung in den Sagen ist Johann von Paris, seinem Namen nach Christ und von Geburt ein Franke, zum bösen Geist des Wasserfalles geworden, weil vielleicht dort später, zur Zeit der vielen durch Rittergesänge verherrlichten Kämpfe, einmal ein berühmter sarazenischer Räuber und Feind der Franken gehaust hat.

Im Schwarzen See des Susathales haust ein andrer gefährlicher Geist. Einige des Nachts durch das Thal des heiligen Johannes kommende Hirten sahen aus dem Wasser einen mächtigen Kopf auftauchen, und schwere Steine wurden ihnen nachgeschleudert. Ähnlichen Schreckgestalten begegnet man auch in fernen Ländern. In Neu-Seeland lebt in den Flüssen ein Gespenst, das mit Vorliebe die Menschen in das Wasser zieht. Bei den Sioux-Indianern bezaubert ein Ungeheuer die Menschen, damit sie sich in das Wasser stürzen und dort umkommen.

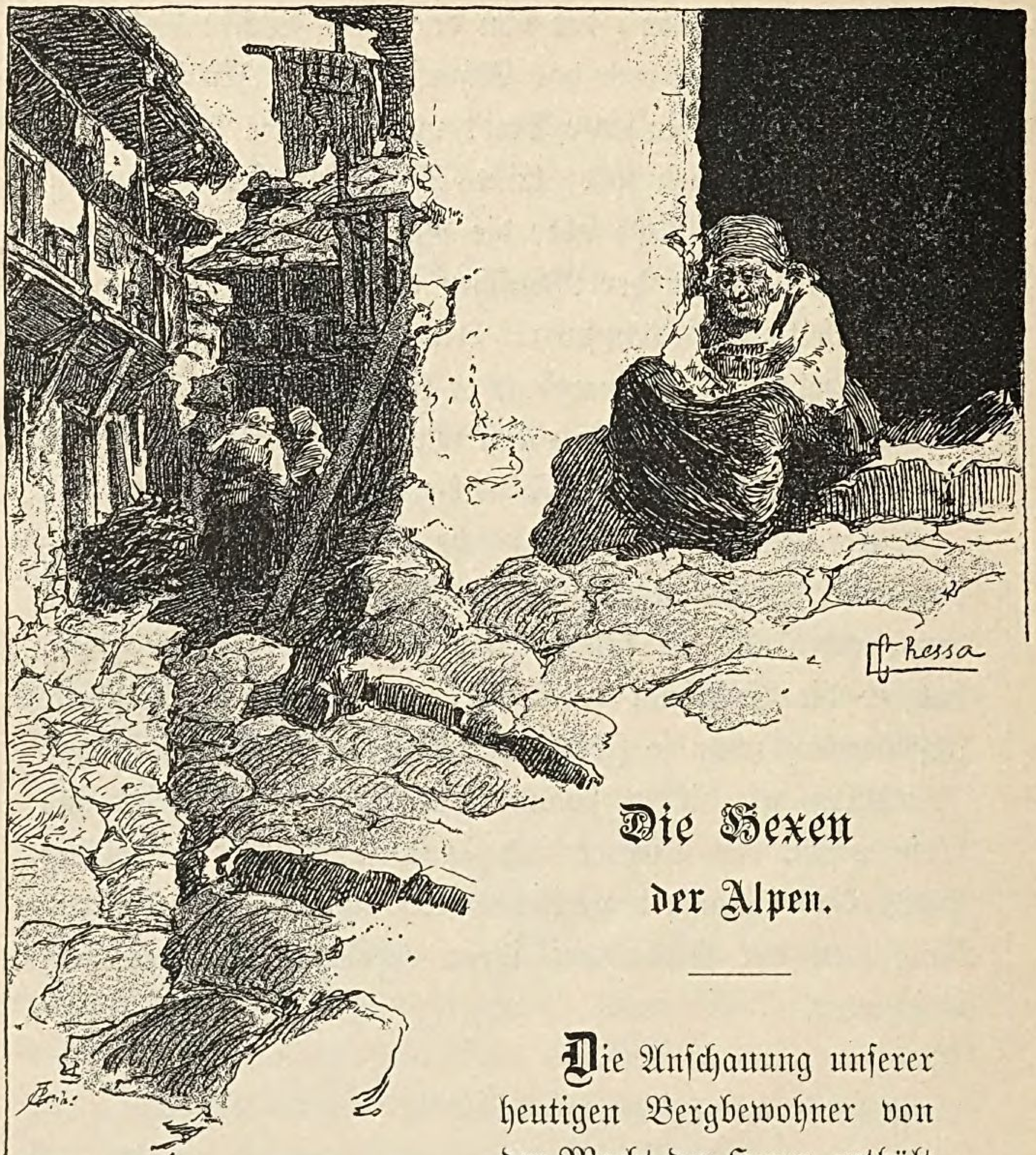
Die Sagen der Alpen sprechen schließlich auch von starken und riesigen Männern. Eine sehr sympathische Figur ist

der Riese des Pilatus, der von dort oben Wacht hielt über die Schweizer Erde und das Schweizer Volk. Er fühlte sich glücklich, wenn er in jeder Stadt und in jedem Dorfe Friede und Freiheit walten sah. Eines Tages schlief er ein wenig, und während er nicht über die Nation wachte, loderte der Haß in den Herzen der Menschen auf und sie rüsteten sich zu gegenseitiger Bekämpfung. Als der Riese erwachte und diesen Bruderkrieg sah, empfand er einen solchen Schmerz, daß er darüber starb. Er kehrte erst wieder in das Leben zurück, als der Friede unter den Schweizern hergestellt war.

Der Glaube an vaterländische Schutzgeister hat sich auch auf andre Gegenden ausgedehnt. So lebte lange Zeit unfern der Insel Oesel ein Riese, Namens Töll. Ehe er starb, bat er die Bewohner der Insel, ihn in seinem Steinbette aufzuwecken, wenn je Feinde das Vaterland bedrohen sollten.

Unter all diesem phantastischen Volke von Riesen und Gespenstern, von Sirenen und Zauberinnen aber gehört der Preis der Schönheit zweifellos den schimmernden Schneeköniginnen der Alpen auf ihren erhabenen Thronen von Brillanten.





Die Hexen der Alpen.

Die Anschauung unserer heutigen Bergbewohner von der Macht der Hexen enthält keinerlei Spuren mehr von den liebenswürdigen und wohlthätigen Gottheiten der alten Römer, von den Schneegöttinnen, den Moosfräulein, den lustigen und höflichen Zwergen und den Scharen der wilden Jäger, wie sie uns die poetisch schöne Auffassung der mittelalterlichen Sagen und der antiken Mythologien zeigen. Erscheinen diese Gestalten zufällig einmal neben

denen der Hexen, so haben sie sich gewiß in drohende Dämone umgewandelt.

Die Verschmelzung antiker Volkssagen mit solchen neueren Datums zeigt uns häufig die Hexen nach mittelalterlicher Auffassung im höllischen Gefolge der Göttin Holda und Bercht. Sie erscheinen in den unheimlichen Totenprozessionen. Auf den Alpen scheint ihre Hauptthätigkeit in der Schädigung der Herden, im Kinderraube und in der Veranlassung von Lawinen und Bergrutschen zu bestehen.

In den Sagen der schweizerischen und italienischen Alpen vergnügen sie sich auch ganz besonders mit der Herbeiführung der Orkane. Wie schon früher bemerkt, pflegte man durchs Läuten der Sturmglocken ihre teuflischen Künste zu nichte zu machen. Die Menschen griffen aber auch noch zu andren Mitteln, um die bösen Absichten der Hexen zu vereiteln. In einem Dorfe der Schweizer Alpen wendete man sogar Waffengewalt gegen sie an; man band nämlich die Sensen an die Außenseiten der Häuser, wenn ein Sturm heraufzog, in der Erwartung, daß die Hexen beim Vorüberfliegen sich schwer verwunden würden. Dann wieder pflegten die Älpler vor dem Einschlafen sich ein Messer auf die Brust mit nach aufwärts gekehrter Schneide zu legen, um die Hexen zu verwunden, die gleich den Schrättligen sich gern auf die Brust der Menschen setzten, um sie auf diese Weise zu ersticken.

Weisen auch die Hexen der Alpen einige besondere Charakterzüge gemäß der jeweiligen Umgebung auf, so gleichen sie doch im allgemeinen den in ganz Europa bekannten Typen. Es muß betont werden, daß der verrückteste

Aberglaube vom Thun und Treiben der Hexen nicht so ohne weiteres in dem Gehirn der Bergbewohner entstanden ist. Dieser Glaube wurde ihnen von den großen Städten sozusagen aufgedrungen. Die Gebirgsbewohner besuchten häufig die Städte, wenn diese den Hexen den Prozeß machten und sie zum Tode durch den Scheiterhaufen verurteilten. Oft genug hat man dann letzteren auch im erhabenen Frieden und in der unbeschreiblichen Schönheit der Berge auflodern sehen.

In manchen Gegenden der Alpen erblickt man aber auch in der That weibliche Gestalten, die ganz merkwürdig dem Bilde entsprechen, das wir uns von den Hexen machen. Der Eindruck, den ich in einigen Alpendörfern erhielt, wird mir deshalb unvergeßlich bleiben. Es war zur Sommerszeit, die Männer, jungen Frauen und Kinder waren in die auf den Bergen zerstreut stehenden Hütten gegangen, die nur während weniger Monate im Jahre bewohnt werden und sich in der Nähe der Weideplätze, der in der Sonne wie ein goldener Teppich schimmernden Weizenfelder und des neben dem Schnee blühenden Hanfes befinden. Nach dem Abzuge dieser Leute sind aus den schwarzen Dörfern des Thales auch Liebe, Jugend, Schönheit und Heiterkeit verschwunden.

Zum Schutze der Hütten waren nur die Greisinnen zurückgeblieben, weil diese nicht mehr die Berge zu erklimmen vermögen. Und diese Frauen glichen mit ihren bronzenen Gesichtern, den weißen, oft zerzaust und aufgelöst um den braunen Hals hängenden Haaren, mit den von jahrelangem Schleppen mächtiger Lasten gebrochenen

Körpern genau den von Shakespeare und Goethe geschilderten Hexen.

Die Umgebung machte die Figuren dieser Weiber noch schreckhafter und gräßlicher. Sie saßen gewöhnlich spinnend vor den offenen Thüren der schwarzen Hütten, und ihre weißen Köpfe hoben sich scharf von dem Dunkel des inneren Raumes ab, der gewöhnlich ein niedriger Stall war. Auch das Innere der Hütten entsprach so ziemlich unsrer Vorstellung von der höllischen Behausung einer Hexe. Ich sehnte mich ordentlich nach einem rosigen Kindergesicht oder nach einem blonden Mädchenhaupte, nach dem Wohllaut einer hellen, freundlichen Stimme. Anstatt dessen erblickte ich in den düstren, krummen Nebengassen, die aussahen, als ob sie zu einer geheimnisvollen Pforte der Unterwelt führten, noch weitere unheimliche Gestalten von Hexen.

Andre braune und häßliche Gesichter schauten von den wackligen Balkonen herunter, woselbst unter den tiefschwarzen Vorsprüngen der Dächer einige Lumpen ausgebreitet lagen. Da verlangten meine Gedanken sehnsüchtig nach Alpenblumen, schillernden Wasserfällen und flatternden Schmetterlingen. Ich beeilte meinen Schritt, um so bald als möglich solch ein Dorf mit seinen alten Betteln hinter mir zu haben.

Eine der kräftigsten Hexenbeschreibungen nach der übereinstimmenden Auffassung unsrer Vorfahren finden wir in einer Dichtung Ronsards, in welcher er seinem unbezähmbaren Haß gegen eine Hexe, Namens Denise, Luft macht, die, wie es scheint, hauptsächlich auf den Bergen ihr Wesen trieb. In jenem Gedicht führt er dem Leser einen

jener unheimlichen Auftritte vor, die sich selbst in den aufgeklärtesten Städten bei der öffentlichen Züchtigung der Hexen zutrugen.

Unzählig sind auf den Alpen die als bevorzugte Aufenthaltsorte der Hexen bezeichneten Punkte. Auf dem Plateau von Usseglio kommen sie auf einem Felsen hinter einem Flecken zusammen; dorthin sollen sie auch die in Chieri geraubten Hühner schleppen. Ein weiteres Hexenfeld gewahrt man im äußersten Winkel des Andornathales, wo dasselbe ein wildes, aber imposantes Aussehen annimmt, das heißt also hinter der anmutigen Gemeinde von Piedicavallo, der letzten im Thale und hart an der Grenze Italiens. Von Piedicavallo aus erblickt man in der Höhe jenes Plateau der Hexen. Wenn der Wind mit Heftigkeit bläst, sieht man den Nebel oder den tollen Schnee in Wirbeln dort oben dahinschweben. Man kann sich also ohne große Mühe vorstellen, daß die Feen zum Tanz und die Hexen zum wüsten Ringelreigen gehen. Auf den savoyischen Alpen, im reichen Thale von Thônes erhebt sich das Schloß Marest mit seinem alten Turme; innerhalb seiner Mauern halten die Hexen unter dem Vorsitze des Teufels ihre Versammlungen ab. Von den bösen Bewohnern dieses Schlosses laufen in der dortigen Gegend viele Sagen um.

Die Hexen der karnischen Alpen weichen an manchen Orten in ihren Gewohnheiten von den meisten andren Hexen ab, indem sie ihre Versammlungen statt am Sonnabend am Donnerstag abhalten. Sie besitzen eine kostbare Salbe, mit der sie sich den ganzen Körper einreiben, ehe sie zu ihren sündigen Gelagen gehen, oder wenn sie eine geheime Schand-

that ausführen wollen. Diese Salbe hat die Kraft, sie unsichtbar und leicht zu machen, so daß sie die von ihnen heimgesuchten Häuser durch die Fenster oder das Kaminrohr wieder verlassen können. Sie lassen den Hagel auf die Felder niedergehen und thun den Herden und Hirten endlosen Schaden an; letzteren setzen sie wohl auch den Tod in die Brust. Ihre Wirksamkeit ist jedoch auf gewisse Tage beschränkt; an diesen aber müssen sie, ob sie Neigung dazu empfinden oder nicht, irgend eine Person, selbst der eigenen Familie, behexen. Häufig macht sich der Teufel ein Vergnügen daraus, die Hexen in Katzen oder Schlangen zu verwandeln. Wird zufällig eine dieser Katzen oder Schlangen getötet, so tötet man damit auch eine der Hexen selbst.

Dieser Glaube wird häufig in den Sagen der Schweizer und Tiroler Alpen ausgesprochen. Eine derselben erzählt von einer Katzenkönigin. Ein junger Tiroler Hirt hütete auf den Bergen seine Herde. Er dachte vielleicht gerade an seinen blonden Schatz, als er plötzlich eine Unmenge Katzen zum Tanz versammelt sah, und in deren Mitte eine größere und schönere, welche die Königin dieser merkwürdigen Tiere zu sein schien. Er näherte sich den Tieren und gab der großen Katze einen kräftigen Schlag mit dem Stocke. Sie miaute laut, denn sie schien verwundet, und verschwand im Nu mit allen Genossinnen. An derselben Stelle aber fand der Schäfer zu seiner großen Verwunderung einen mit einem Ringe geschmückten Finger; den Ring erkannte er sofort wieder, denn er hatte ihn bisher stets an der Hand der Frau seines Herrn gesehen.

Er wußte sich alles das nicht zusammenzureimen, aber düstere Gedanken stiegen in ihm auf, weil er sehr wohl wußte, welche Gestalten die Hexen anzunehmen vermögen. Er rief die Herde zusammen und trieb sie in die Hürden, wohin die Hirten des Abends zurückzukehren pflegen. Unfern der Alp seines Herrn hörte er bereits, daß die Frau desselben schwer erkrankt sei und ihn zu sprechen wünschte. Seine Unruhe wuchs, als er sich neben der Kranken befand und sie ihm erzählte, was geschehen war. Schließlich bat sie ihn um Rückgabe des durch Zauberei gefeiten Ringes. Sie versprach ihm alles Geld der Erde dagegen.

Der junge Hirt wußte nun, daß seine Herrin eine Hexe war. Er gab ihr deshalb den Ring nicht, sondern erzählte den Vorfall seinem Gebieter. Die Katzenkönigin endete daher, wie sie es verdiente, im Feuer. Wie oft mögen wohl mit Hilfe derartiger Erzählungen niederträchtige Rachepläne ausgeführt und unschuldige Frauen zu Tode gemartert worden sein!

Heine, der in seinen Dichtungen so oft an die alten Sagen erinnert, weist in den „Reisebildern“ ebenfalls auf die Möglichkeit der Verwandlung der Hexen in Katzen mit den Worten hin:

> Und die Katz' ist eine Hexe,
> Denn sie schleicht bei Nacht und Sturm
> Drüben nach dem Geisterberge,
> Nach dem altverfallnen Turm.

In der Nähe von Lemie im Vinthale erhält sich der gleiche Glaube an diese Umwandlung der Hexen. Wenn jemand in jenem Teile des wilden, schaurigen Thales, und zwar in der Nähe der Ulmenkapelle, dem gewöhnlichen nächtlichen

Versammlungsorte der Toten, eine Katze erblickt, so hat er eben eine Hexe gesehen.

Derselbe Glaube herrscht auch unter den Bewohnern des Flachlandes. Er machte den Leuten des Mittelalters viel zu schaffen und viele Bände wurden darüber geschrieben, daß sich Hexen, Hexenmeister und Magier nach Belieben in Katzen verwandeln könnten. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der Aberglaube unter den Gelehrten selbst seine üppigsten Blüten trieb, geschah es zu Metz, daß man bei Gelegenheit der Johannisfeier in Holzkäfigen befindliche Katzen in die Flammen warf und damit jede höllische Kunst vernichtet zu haben glaubte.

Eine Sage des Susathales berichtet von einem riesigen Kater, der bei einer Hirtenfamilie friedlich lebte; er wurde von allen geliebt und verhätschelt. Als eines Abends die Familie unter fröhlichem Geplauder am Herdfeuer saß, sprach eine Stimme laut und vernehmlich: „Ruin l' è mort". Merkwürdigerweise sprang, während sonst niemandem der Sinn dieser Worte klar wurde, der schlafende Kater plötzlich auf, als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten, und sagte vor den bestürzten Leuten laut und vernehmlich: „Ruin l' è mort! a tocca a mi". Gleichzeitig verschwand er. Jetzt begriff man, daß der Kater ein verwandelter Hexenmeister war, und daß nach dem soeben erfolgten Tode eines der Häupter der verwünschten Bande die Reihe, dessen Posten zu bekleiden, an ihn kam.

Im Anzascathale meint man, die Hexen verlassen die Leichname in Gestalt von Fliegen. Sie wandern des Nachts umher mit einem Topfe, in welchem sich jedenfalls das Fett befindet, mit dem sie wie ihre Schwestern im Varaitathale

und auf den karnischen Alpen ihre Körper salben. Sie verlassen die Mäntel der Kamine, um sich nahe Borgone auf der Straße zum Monte Rosa zu versammeln. Jener Punkt heißt deshalb das Hexenfeld.

Aus der Vallemaggia sind so ziemlich alle Überbleibsel des alten Glaubens an die Hexen verschwunden. Man hält jedoch noch daran fest, daß im Körper der nächtlich wandelnden Tiere und in denen der Wildkatzen häufig die Seele einer Hexe verborgen ist. Deshalb hüten sich die Jäger, auf diese Tiere zu schießen, denn sie fürchten, die Flinte würde ihnen zerschmettert oder sie könnten aus irgend einer andren Ursache verwundet oder getötet werden. Die guten Thalbewohner behaupten, daß dergleichen sich schon öfter ereignet habe.

Inmitten des Felsenamphitheaters, welches den Schwarzen See von Bringhetz bis Brusson umgiebt, und auch auf den Höhen des Tournalin im Aostathale hausen nicht die Teufel, sondern die Hexen; dort halten sie auch große Ratsversammlungen ab. Man erblickt daselbst häufig tiefschwarze Wolken. Die Hexen lassen sie nieder, um aus ihnen Hagel, Regen oder heftige Winde über die bebauten Felder zu schleudern. Oftmals begleitet sie ein merkwürdiger Sendbote in Gestalt eines kleinen Schweines. Dieses Tier hat von den Megären angeblich den Auftrag, den Regen so über die kultivierten Ländereien zu lenken, daß die Menschen einen möglichst großen Schaden haben.

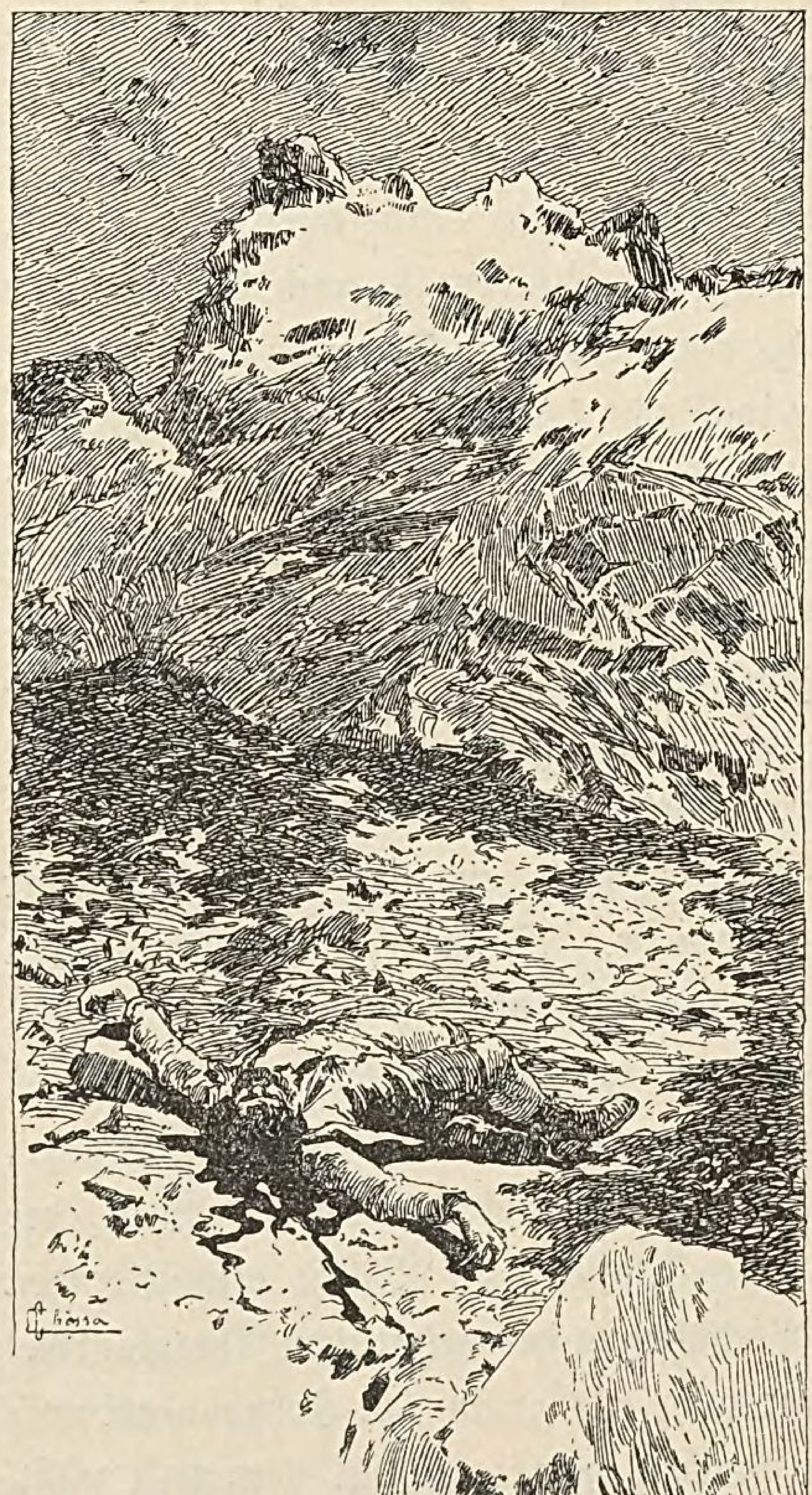
Die phantasievolle Beschreibung der Verwandlung einer Hexe in eine Schlange — ein ziemlich allgemeiner Glaube — findet man in einem Bande von Durandi. In dieser Sage wird auch von der üblichen Zauberrute erzählt, durch deren

Berührung die Verhexungen vor sich gehen. Dieser mächtigen Waffe der Feen und Hexen gedenkt man ebenfalls in Saint-Véran auf den Alpen des Oberdauphinats. Dort wurde am 8. September 1662 ein gewisser Jakob Aymar geboren, der zuerst die Wünschelrute zur Aufspürung von Quellen, Schätzen und kostbaren Mineralien verwendete. Er behauptete, mit Hilfe der Zauberrute auch die Menschen entdecken zu können, die ein Verbrechen begangen hätten. Nach der Sage verfolgte er im Jahre 1692 einen Mörder 45 Meilen zu Lande und 30 zur See.

Die Jakobsrute hatte eine besondere Gestalt. Sie konnte aus den Zweigen verschiedener Bäume hergestellt werden. Die thörichten Erzählungen über sie würden durchaus bedeutungslos geblieben sein, wenn man nicht auch so viel über die Zauberrute geschrieben hätte. Das Volk machte sich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert allerlei Vorstellungen über sie. Dann fegte die Revolution über Frankreich gleich einem furchtbaren Orkan. Ladoucette, der Verehrer der Hochalpen, welcher von Napoleon I oftmals besondere Vergünstigungen für deren Bewohner gewährt erhielt, sagte mit der Gleichgültigkeit eines Menschen, der an den Anblick der schrecklichsten, die Völker erschütternden Dramen und an die Verhöhnung des armseligen Aberglaubens der Menschen gewohnt war, als er im 19. Jahrhundert noch von der Jakobsrute sprechen hörte: „Man verurteilt nicht, man begnügt sich, diejenigen zum Besten zu haben, welche die Glaubhaftigkeit so zu mißbrauchen suchen.“

In den Alpensagen, sowie in den sonstigen Sagen der verschiedenen Völker gefallen sich die Hexen ebenfalls ganz besonders

in der Gesellschaft der Dämonen und Verdammten. In dieser Gesellschaft begegnen wir ihnen im Genuathale des Trentin, wohin, nach dem allgemeinen Glauben der Bergbewohner der Rendena, das Konzil von Trentin sie für immer verbannt hat. An den tiefen Abhängen der Berge, über den Ufern der Sacca gewahrt man gewisse leuchtende Massen, die der Volksmund „die Hexenspiegel" genannt hat. Sie werden von den Hexen benützt, wenn diese zu ihren Sabbatorgien auf den sogenannten Plateaux von Genua zusammenkommen.



In einer Art Becken auf den karnischen Alpen, in der Nähe des schönen Monte Tenchia, der dem in das Thal von Sankt

Peter Eindringenden in imposanter Pyramidenform erscheint, giebt es ebenfalls eines der Felder, auf denen die Hexen ihr Wesen treiben. Auf diesem Felde aber erblickt man auch einen kreisförmigen Raum, auf welchem das Gras dicht und üppig wuchert, da es noch keine Sichel berührt hat. Dieser Kreis bezeichnet den Versammlungsort aller Hexen mit ihrem unvermeidlichen Gefolge von Hexenmeistern, Katzen und Ziegenböcken. Wer das den teuflischen Weibern teure Gras zu berühren wagt, wird damit unerbittlich gestraft, daß jedermann ihn von Stund an mit heimlichem Grausen anblicken muß.

Ein andres sagenreiches Hexenfeld befindet sich auf dem Exerzierplatze des Monte Bo im Andornothale. Man erblickt dieses Feld auf dem Wege zu der majestätisch das Thal beherrschenden Spitze des Monte Bo. Um die geheimnisvolle Königin des Bo, „die Frau“ genannt, scharen sich die Hexen des dortigen Thales. Sie besitzen auf dem Berge steinerne Tische und Stühle und drohen dem Störenfried ihrer nächtlichen Vergnügungen mit großem Unheil. Eines Tages richtete sich ein blonder bergamaskischer Hirt auf dem Bo häuslich ein. Er hörte nicht auf den Rat einer jungen Älplerin, die ihn bat, des Nachts nicht das Exerzierfeld zu betreten. Mit klaffender Stirn, von den Hexen getötet, wurde er aufgefunden. Die Führer zeigen dem Fremden noch jetzt den Felsen des Bergamaskers, und vielleicht kommen auch jetzt noch des Nachts beim Rauschen des seinen Weg durch das schöne Andornothal nehmenden Cervo die Hexen und die geheimnisvolle Dame des Monte Bo auf dem Exerzierfelde zu ihren nächtlichen Reigen zusammen.

Im Varaitathale, wie in so vielen andren, glaubt der unwissendere Teil der Bewohner ebenfalls an die schädliche Macht der Hexen. Ein aus Sampeyre kommender Mann von Chianale sah ein wenig oberhalb der „Confines“ auf den Wiesen der gegenüberliegenden Seite der Varaita ein hellloderndes Feuer, um welches viele Personen tanzten. Die Neugier trieb ihn näher an die Tanzenden heran, und zu seiner



Verwunderung sah er die nächtlichen Unholdinnen mit einem Kinde Fangball spielen, das sie über die hoch zum Himmel aufsteigenden Flammen einander zuwarfen.

Der brave Älpler wollte das unglückliche Geschöpf von dieser Quälerei erretten und bediente sich zu diesem Zwecke einer List. Er gesellte sich zu den Hexen und Hexenmeistern, und als der menschliche Ball nach seiner Seite flog, breitete er die Arme aus, um ihn aufzufangen. Statt das Kind aber zurückzuwerfen, barg er es unter seinen Mantel und entfloh. Er sah sich von den Hexen nicht verfolgt und glaubte sich

deshalb außer aller Gefahr. Als er das Kind betrachtete, sah er, daß es sein eigener kleiner Enkel war. Zu Hause angekommen, fand er die ahnungslose Mutter des Kleinen beim Brotbacken. Er erkundigte sich nach dem Kinde; man erwiderte ihm, es sei in seiner Wiege eingeschlafen und habe schon seit zwei Stunden nichts von sich hören lassen. Jetzt breitete der Großvater seinen Mantel auseinander und zeigte der Mutter den mißhandelten Sprößling. Man kann sich die Bestürzung der Mutter denken, dann aber die Freude, als sie ihr Kind vom sichren Tode gerettet sah.

Unter all den unzähligen Hexensagen der italienischen Alpen aber dünkt mir folgende die merkwürdigste zu sein. Auf dem See von Omegna schifft sich allnächtlich eine Schar von Hexen auf einer Barke ein. Von dort fahren sie weit weit fort nach fernen Ländern, wie man sagt, nach Amerika. Doch scheinen diese Damen liebenswürdige Hexen zu sein, denn sie machen die Fahrt nicht zum Zwecke der Ausführung teuflischer Pläne, sondern werden von ihrer großen Liebe zu den Blumen in die Ferne getrieben. Sie pflücken sie in großen Mengen in den fremden Landen und bringen sie noch in derselben Nacht auf die Alpen, woselbst diese tropische Flora natürlich sehr von der zarten Alpenflora absticht, denn ihre lebhaften Farben können wohl kaum von denen der Flora nördlicher Länder übertroffen werden.

Der charakteristischste Teil dieser Sage aber besteht darin, daß die Feen oder Hexen ihre Beute auch in die Kirche tragen. Ein junger Sakristan konnte sich nicht erklären, woher diese schönen fremden Blumen kämen, die er nie zuvor auf den Bergen erblickt hatte, und eines Nachts legte er sich daher

auf das Lauschen. Man erzählt sogar, er hätte sich auf dem Boden der Barke ausgestreckt und dort die Hexen erwartet, um mit ihnen in das fremde Land zu fahren. Sie stiegen wirklich ein, ehe sie aber abfuhren, wurde eine Art Appell abgehalten. Als es sich herausstellte, daß sie dreizehn waren, sagte ihre Führerin: „Gehe mit dreizehn.“ Aber die Barke rührte sich nicht vom Platze. Jetzt sagte die Führerin: „Gehe mit allen.“ Sofort fuhr das Schiffchen in den See hinaus. Der Sakristan konnte gleich den Hexen die schönen tropischen Blumen pflücken und kehrte ungesehen und unbelästigt auf demselben Wege heim. In Omegna aber mußte er die Blumen fortwerfen, denn seine Freunde hielten sie für behext.

Die Phantasie der an das Leben im Schnee und bei den Alpenblumen gewöhnten Bergbewohner konnte also auch eine poetische Sage von den Hexen ersinnen. Und es ist gut, daß die Sagen von den Hexen der Alpen nicht ausschließlich an die trüben Zeiten menschlichen Irrwahns und menschlicher Grausamkeit erinnern. Wir freuen uns, neben dem Rhododendron und dem Edelweiß auch einige Büschel tropischer Blumen auf den Alpen zu finden.





Sagen vom irdischen Paradiese.

In den ältesten Überlieferungen vieler Völker bemerkt man die tiefe und unverwischbare Spur des Glaubens an einen ursprünglichen Zustand von Unschuld und Glückseligkeit des Menschengeschlechtes. In Babylon, in Indien und China war und blieb dieser Glaube allgemein verbreitet und wird im Geiste des Volkes unvergänglich haften bleiben.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die in der Form von einander abweichenden, bezüglich der Auffassung sich aber

gleichenden Anschauungen in den Mythologien der verschiedenen Völker diesem Buche einzureihen. Neben der Erinnerung an den Baum des Lebens aber, an die Erkenntnis des Guten und Bösen, neben dem Glauben an die Existenz von schrecklichen, zum tötlichen Schaden des Menschen erschaffenen Drachen oder Schlangen ist in den verschiedenen Götterlehren die Überzeugung ausgedrückt, daß sich das irdische Paradies auf einem Berge oder inmitten von Gebirgen befand. Unter den persischen Sagen giebt es den Mythus vom Paradiesberge, von welchem vier große Ströme herniederflossen und woselbst der Baum der Unsterblichkeit blühte. Nach einer chinesischen Sage erblickte man auf einem Berge einen großen Garten, in welchem der Wind die Blätter des Lebensbaumes bewegt. Die Perser nennen den Berg des irdischen Paradieses Albordsch. Die Chinesen verlegen den herrlichen Hügel auf den Tian Schan, die Indier dagegen auf ihren Himalaya, und das Kaschmirthal galt eine geraume Zeit hindurch als das alte Paradies.

Dasselbe Paradies mit dem Lebensbaume finden wir auch bei den Kelten und den Bewohnern Neu-Seelands, bei den Ägyptern und den Bewohnern Nordamerikas, außerdem noch bei vielen andren Völkern vor. Das irdische Paradies war, wie man anfänglich glaubte, irgendwo in Europa gelegen, eine auch jetzt noch umlaufende Sage aber behauptet, daß es ausschließlich auf den Alpen und wahrscheinlich in Tirol zu suchen ist.

Wormstall wollte in einer sehr gelehrten, aber vielleicht zu kühnen, von Dr. Freitag citierten Schrift beweisen, daß das in der griechischen Mythologie der ‚Garten der Hesperiden‘ genannte Land auf den Alpen und genauer noch in der Gegend

vom Po bis zum adriatischen Meere zu suchen war. Es ist hier nicht der Platz, die Erzählungen der Alten von der Lage des irdischen Paradieses oder die eingehenden Untersuchungen der modernen Wissenschaft über den glückseligen Wohnsitz unsrer Vorfahren zu wiederholen. Dagegen muß betont werden, daß im Mittelalter sich unzählige neue Sagen vom irdischen Paradiese bildeten, und daß auch auf den Alpen die Phantasie des Volkes deren eine große Menge schuf, von denen auch jetzt noch, besonders unter den Bewohnern der Schweiz und Tirols, genug im Umlauf sind.

Es gelang mir nicht, auf den italienischen Alpen eine Spur solcher Sagen zu finden. Aber ich bin überzeugt, daß an den langen Winterabenden, wenn kein Alpentourist oder sonst ein ungelegener Gast aus der Stadt in den engen und dunklen Ställen der Alpendörfer weilt, die guten Älpler sich ebenfalls merkwürdige Dinge von der Schönheit des irdischen Paradieses erzählen. Vielleicht erblicken sie es dann in ihrer lebhaften Phantasie und vergessen den Schnee, der sich in den tiefen Thälern, auf den Dächern ihrer Hütten anhäuft und der vielleicht noch in derselben Nacht ihr Leben bedroht; vergessen, daß von einem Augenblick zum andren eine Lawine sie lebendig begraben kann.

Zu den bedeutsamsten Sagen des Mittelalters, voll der Erinnerung an den uralten Glauben vom irdischen Paradiese, gehören diejenigen, in welchen das glückliche Heim der ersten Menschen mit dem bezaubernden Elfengarten verschmilzt. Dort erscheinen Siegfried und Theodorich, dort sieht man die schrecklichen, im Reiche Laurins, des Rosengartenkönigs, versammelten Riesen und Zwerge.

In jenen alten Sagen wird häufig von einem Rosen-

garten gesprochen. Er befindet sich auf einer Rheininsel und wird von seidenen Schnüren eingefriedigt. Der Fährmann Norprecht, der die Helden über einen den Garten durchströmenden Fluß setzt, fordert von jedem von ihnen als Lohn den rechten Fuß und die linke Hand. Dieser große Rosengarten ist das verlorene Paradies, der Fluß ist eine Art Acheron und der Fährmann erinnert entfernt an Charon. Dieser mittelalterliche Wirrwarr kann nicht besonders überraschen; mischt sich doch auch in die griechischen Mythen die Erinnerung an das verlorene Paradies mit dem Glauben an das Elysium der Toten.

Mögen die Sagen vom großen Rosengarten noch so wichtig für die mittelalterlichen, vom Volke gebildeten und oft von poetischen Stümpern behandelten Sagen vom ewigen Paradiese sein, für die vorliegende Arbeit besitzt die Sage vom kleinen Rosengarten einen größeren Wert, denn in ihr wird ganz besonders auf die Alpen verwiesen; nach Tirol wird der Garten verlegt, in welchem die ewigen Rosen in so endloser Fülle sprießen.

Auch andre jetzt noch bekannte Schweizer und Tiroler Sagen sprechen für den Glauben, daß das irdische Paradies sich entweder inmitten der Berge befand, in wilden Thälern oder auf gewissen Gletschern, die einstmals „Blümlisalpen“ gewesen sind. Dort blühte der himmlische Garten mit seinen Straßen aus Käsequadern und Butterüberguß. Die Sage vom kleinen Tiroler Rosengarten bildete sich augenscheinlich gleichzeitig mit der vom großen rheinischen im 13. Jahrhundert. Ihre weite Verbreitung im Volke fand sie aber erst im folgenden Jahrhundert, und der Dichter, der

sie bearbeitete, schöpfte augenscheinlich aus beiden Rosengartenmythen, denn er hat einen großen Teil der Sage dem Theodorich und dessen Beziehungen zu Laurin, dem Beherrscher des kleinen Rosengartens und der Tiroler Zwerge eingeräumt. Wir begegnen in dieser Sage indessen nur dem jugendlichen Theodorich, während andre Sagen, wie wir gesehen haben, uns den gereiften Mann als kampfeslustigen Feind der Drachen, Schlangen oder Riesen zeigen.

Der Dichter der Sage vom Rosengarten kümmert sich daher nicht um die großen Heldenstücke des starken Theodorich, die den deutschen Dichtern des Mittelalters an das Herz gewachsen waren. Diese folgten dem schon mehrfach erwähnten Gebrauch, ihre Helden und seine Thaten mit andren Gestalten und deren nachweisbaren Thaten verwachsen zu lassen.

Die deutschen Verse zum Ruhme des Rosengartens der Alpen malen uns den Zwergkönig Laurin ähnlich dem französischen Oberon; sein Antlitz ist ebenso schön wie das Antlitz des letzteren, nur ist seine Gestalt nicht so unförmig. Er zeigt sich den Helden, unter ihnen Theodorich, als sie im Begriff stehen, den Rosengarten zu betreten, auf einem Pferde, nicht größer als ein Ziegenbock. Wittig, einer der Helden, behauptet, daß seine Erscheinung und seine Schönheit geradezu engelhaft sind.

Inzwischen haben die Helden die seidenen Schnüre zerrissen, welche auch den irdischen Paradiesgarten auf den Alpen, genau so wie den großen Rosengarten auf der Rheininsel, umschließen. Sie geraten mit Laurin aneinander, der ihnen den Zutritt zu seinem Zauberreiche verwehren will. Gleich allen

deutschen Elfen oder Zwergen ist auch Laurin mit übermenschlicher Kraft ausgestattet, und trotz seiner kleinen Gestalt schlägt er sich mit großer Bravour, denn er allein ist stark wie zwölf Männer. Theodorich kann ihn nicht besiegen, trotzdem er Jakob mit einem Engel schützend an seiner Seite hat. Durch Vermittlung Dietleibs wird alsdann Friede gemacht und die Ritter reiten auf das Gebirge Laurins. Hier befindet sich das wirkliche Paradies, von welchem ihnen der bereits erblickte Rosengarten nur eine schwache Vorstellung geben konnte.

Der Dichter beschreibt sodann die Wunder des Alpenparadieses. Dort giebt es herrliche Blumen und Vögel, auch wilde Tiere, die mit einander scherzen. Vor solchem Anblick muß jede Trübsal schwinden, denn an dieser Stätte kann niemand weinen oder leiden. Doch die Helden bereuen sehr schnell, ihrer Bewunderung für den Garten Laurins, welcher sie jede andre Sorge hat vergessen lassen, Ausdruck gegeben zu haben. Sie sind vom Zwergkönig getäuscht worden und plötzlich seine Gefangenen. Endlich gelingt Theodorich nach einem harten Strauße mit den unter dem Befehle Laurins stehenden Riesen und Zwergen die Befreiung der Gefährten.

Auch in andren deutschen Heldenliedern tritt Laurin auf. In einer Chronik des 16. Jahrhunderts wird ebenfalls von einem antiken Könige Tirols, mit Namen Laurin, gesprochen. Es wird auch der Graf Lorenz von Tirol genannt; seine Gestalt ist unter den Tirolern sagenhaft geblieben; er soll in einem im Inneren der Berge gelegenen Kristallpalaste hausen. Einigemale erscheint Laurin in den Sagen von neuem als Schatz- oder Totenhüter, und sein Thron im Gestein der Berge ist mit schimmernden Edelsteinen besät. Eine dieser

Sagen schildert ihn als ein graues oder weißes Männchen mit einer Tochter, so schön wie eine Fee oder eine Selige. Die Tochter wünschte sich einen Garten, und der sie sehr verehrende Vater ließ zahllose Rosen auf einem Berge sprießen. Er selbst lebte in seinem Palaste im Innern eines Berges, auf dessen Spitze sich das größte Schloß Tirols erhob. Der Rosengarten des schönen Kindes war verzaubert und voller Wunder. Sah ihn ein Wanderer, so schwand ihm bei seinem Anblick jede Erinnerung an die trüben Stunden der Vergangenheit. Auch dieser sagenhafte Garten war von den üblichen Seidenschnüren umgeben, in denen Freitag das dem ersten Menschenpaare erteilte Verbot versinnbildlicht sehen will.

Auch in der Schweizer Sage von der Klaridenalp wird an das irdische Paradies erinnert, aber die Erzählung ist in diesem Falle auf die Umgebung zugeschnitten. Nicht weit vom Linthal, nahe den Quellen der Reuß, von wo aus man einen entzückenden Rundblick genießt, soll in uralten Zeiten sich ein gelobtes Land befunden haben. Das Gras wuchs dort duftig und üppig, die Milch floß in Strömen; dreimal am Tage konnte man die eine außerordentliche Menge Milch gebenden Kühe melken. In diesem Paradiese der Alpen lebte ein Hirt, von einigen Otmar, von andren Jorg genannt. Sein Hund hieß Paris, seine Lieblingskuh Brändi und seine über alles geliebte Lebensgefährtin Kathri.

Der Weg von seiner Hütte zu einer Kapelle war mit Käse und Butter bedeckt. Aber der sonst gegen jedermann gütige und wohlthätige Hirt ließ seine Mutter darben und mißhandelte sie ganz abscheulich. Endlich schlug auch für ihn die Stunde der Vergeltung; er stürzte nebst seiner Ge-

nossin in einen Abgrund. Nach seinem Tode verwandelte sich das von ihm bewohnte Paradies in eine fürchterliche, mit Steinen besäte Alpenwüste, über welche dann und wann noch Paris, Brändi und auch die verwünschte Frau Kathri huschen. Gelänge es einem rechtschaffenen und gutherzigen Manne, sich noch einmal der schönen Kuh zu bemächtigen, so würden die ganzen Gletscher von den Bergen verschwinden und alles Übel wäre überwunden.

Die Sage der Klaridenalp ähnelt einigermaßen der von der Blümlisalp, welche das einstige Paradiesthal beim Rothstock jetzt mit Eis und Schnee gefüllt sein läßt. Am heiligen Freitag, wenn in der Nachbarkirche das Amt abgehalten wird, kann man, wie das Volk erzählt, die auch in dieser Sage auftretende geheimnisvolle Kuh erblicken.



Auch in andren Teilen der Alpen laufen Sagen um, in denen auf die Verwandlung der Blümlisalp durch ähnliche Geschehnisse hingewiesen wird. Es wird zum Beispiel von einer sehr reichen Alp mit weitausgedehnten Weideplätzen und

Stegen von Butter und Milch berichtet, aber deren Bewohner waren so gottlos, daß Gott sie bestrafte, indem er Gletschermassen auf die Alp häufte. Im Berner Oberland geht dieselbe weitverbreitete Sage mit einigen Abweichungen um.

Auch im Fassathale lebt der sagenhafte Laurin, hat aber dort einen teuflischen Charakter. Theodorich erscheint gleichfalls, jedoch in andrer Beleuchtung; auch wird dort merkwürdigerweise das Paradies mit dem Reiche der Toten zusammengewürfelt. Dieses Paradies offenbart sich mehrfach: gleich den funkelnden Alpenschätzen in der heiligen Woche und auch in der Johannisnacht, um welche die Phantasie des Volkes ja so unendlich viele sagenhafte Fäden schlingt.

Eine andre Alpensage berichtet von einer schönen Prinzessin, die im Passeirthale einen Rosengarten von außerordentlicher Schönheit besaß. Aber sie erfreute sich nicht an dem Glück ihres kleinen Reiches und schier unerträglich dünkte ihr die Leere ihres Herzens. Schließlich verliebte sie sich in einen Ritter, der Berg aber, der sie bisher mit dem ganzen Zauber seiner Schönheit erquickt hatte, wurde wahrscheinlich eifersüchtig auf diese neue Leidenschaft und begrub durch einen plötzlichen Absturz im Handumdrehen den Garten für immer.

Grimm weist auf ein Tierparadies, das zwischen unerklimmbaren Felsen und den Schneefeldern des Mattenbergs gelegen sein soll. In einem bestimmten Umkreise dort erblickt man schöne Gemsen und Steinböcke nebst andrem merkwürdigem Getier. Alle zwanzig Jahre darf ein Mann diesen geweihten Kreis betreten und zwanzig Gemsen erlegen. Weitere Alpensagen verweisen auf einen Zwergkönig, der über einen entzückenden, mit blühenden Rosenstöcken bestandenen Garten

herrschte und dann von den Riesen getötet wurde. Allein die Schweizer und Tiroler Sagen stimmen, wie man sieht, in der Ortsangabe des irdischen Paradieses der Alpen nicht überein. In einigen Variationen der Volkssagen wird es auf den Gipfel des Berges Rosengarten verlegt; dieser ist jedoch so trocken und nackt, daß er den anheimelnden Namen in keiner Weise verdient. Indessen stimmt gerade diese Trockenheit doch auch wieder mit einzelnen Sagen überein, nach welchen das irdische Paradies der Alpen in eine traurige Einöde verwandelt sein soll.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß in den deutschen Volkssagen das irdische Paradies ein Rosengarten genannt wird. Die Rosen, ganz abgesehen von ihrer Schönheit, sind bekanntlich mächtigen Gottheiten geweiht gewesen. Gelegentlich des Kapitels von den Alpenblumen wies ich auf die Rose als das Abzeichen des Irminsul und auf die Vorliebe des Gottes Thor für diese Blumen hin. In den deutschen Liedern spielt die Rose eine große Rolle, und die Helden wandeln nach ihrem Tode unter Rosen.

Auch aus dem Herzen des toten Helden konnten herrliche Rosen sprießen, geradeso wie Lilien an der Stelle wuchsen, wo Herzog Leopold von Österreich ermordet wurde. Die Sänger der urgermanischen Völker verglichen sogar die Wunden mit den Mairosen. Die roten, vom Thor geliebten Rosen waren die Lebensblumen, die weißen dagegen die Blumen des Todes. In einer deutschen Sage überreicht einem edelmütigen Ritter ein Zwerg als außerordentliches Geschenk eine goldene Rose. Den Älplern gelten die von ihnen so geliebten wundervollen Blüten des Rhododendron als die Rosen

der Alpen. Es ist also ganz selbstverständlich, daß ihre Phantasie sich das irdische Paradies voller Rosen vorstellte. Diese sind wahrscheinlich ihren Vorvätern heilig gewesen und im unbeschreiblichen und übernatürlichen Zauber jener himmlischen Stätte immer schöner geworden.

Professor Graf legt in seiner gelehrten Abhandlung über die Sagen vom irdischen Paradiese klar, daß, je mehr die Macht des römischen Reiches schwand und die Barbaren sich zu neuen Eroberungen aufmachten, desto mehr von der Lieblichkeit dieser Sagen durch die Roheit der neuen Gebräuche unterging. Die Dichter und die für jedes Schöne entflammten Gemüter mußten deshalb in eine selige und heitre Welt flüchten, sie suchten wenigstens in der Phantasie den Frieden und die Anmut des Lebens und der Sitten wiederzufinden, welche ihnen die rauhe Wirklichkeit genommen hatte. Darum wandten sich die Blicke der Vergangenheit zu; man verlangte nach genauen Nachrichten über die paradiesische Behausung der ersten Menschen und so vereinigten sich allmählich phantastische Sagen und neue Anschauungen auch mit der einfachen biblischen Erzählung. Deshalb gerade heben sich von allen mittelalterlichen Sagen vom irdischen Paradiese die vom kleinen und großen Rosengarten ganz besonders ab, weil aus ihnen die biblische Geschichte fast verschwindet, und die unverfälschte deutsche Volksdichtung mit ihren Helden, ihren Riesen und den ewigen Rosen ausschließlich das Scepter in Händen hat.

Ganz besonders merkwürdig ist die mittelalterliche Erzählung vom Rosengarten des Rheines. An seinem trüben Flusse steht der Fährmann der Toten. Er fordert kein Geld für seine Dienstleistung, sondern, den grausamen Gebräuchen

jener Zeit entsprechend, von den Helden eine Hand und einen Fuß. Unter den Helden erscheinen auch Siegfried und der Theodorich der Nibelungen.

Die moderne Kritik beweist, daß dichterische Schöpfungskraft sehr häufig den Glaubensanschauungen eines Volkes, den epischen Gesängen, den Sagen und Fabeln, welche seit Jahrhunderten schon von Geschlecht zu Geschlecht wanderten, eine unsterbliche Form gegeben hat. Diese Thatsache giebt uns fast die Gewißheit, daß der Gesang vom Tiroler Rosengarten nicht das Werk eines deutschen Dichters war, sondern eine Volkssage in rohen Versen. Damit ist auch ein weiterer Beweis für die ganz außerordentliche Verschiedenheit der Vorstellung des Volkes der höheren Gegenden Europas erbracht.

Unter den heidnischen Älplern, ebenso unter den andren Völkern der Erde muß ein unauslöschlicher Glaube an das erste glückselige Vaterland des Menschen, an das irdische Paradies, vorhanden gewesen sein. Mit den neuen christlichen Anschauungen mischten sich in dem Bewußtsein des Volkes zum Teil andre, und so zeichnete sich das irdische Paradies in klaren und schärferen Linien ab. Bei allen zum Christentum bekehrten Nationen blieb etwas von der Erinnerung an die heidnische Vergangenheit haften, bei den Alpenbewohnern der Natur der Sache nach zäher als bei den übrigen Völkern. Deshalb erblicken wir in ihrem Paradiese Zwerge oder Elfen, Geister also, die infolge ihrer mittelalterlichen Umwandlung zwischen dem Guten und Bösen schwanken, aus dem Paradiese vertrieben, aber in der Hölle nicht aufgenommen worden sind. Der Laurin des irdischen Paradieses der Alpen

ist gleich dem Alberich der Nibelungen der König eines großen Reiches und Herr der Zwerge. Theodorich, der sagenhafte Held, zerreißt die um das Paradies gezogenen Seidenschnüre, aber man versteht nicht, warum er in dem verzauberten Reiche mit Riesen und Zwergen kämpfen muß.

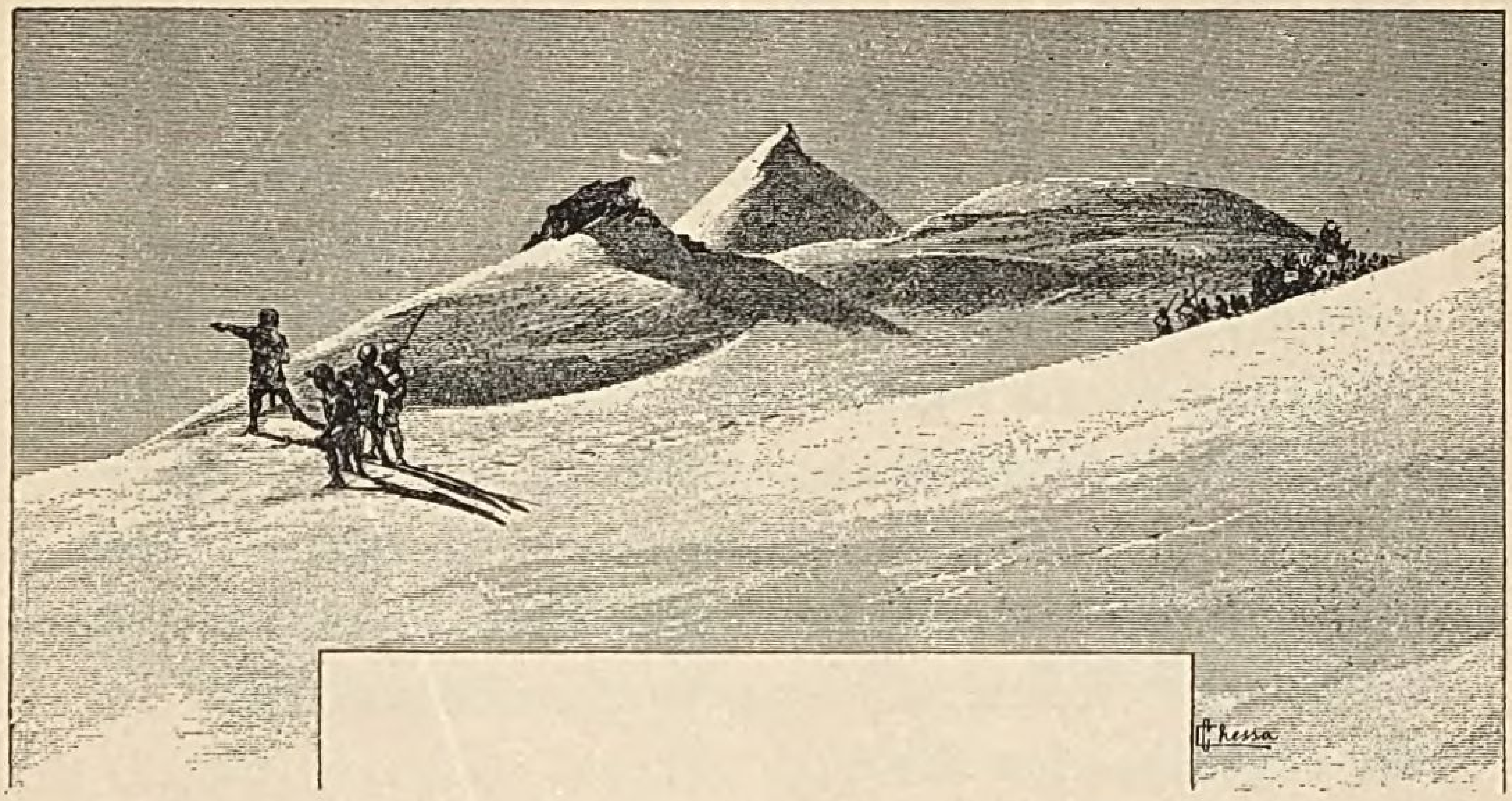
Erblickt die Phantasie des Volkes in ihm vielleicht den nach der Zurückeroberung des Paradieses sich sehnenden Menschen? Oder hüllt sich in diese Vorgänge der Sage der mittelalterliche Glaube, der das irdische Paradies als den Aufenthaltsort der Gerechten und Helden bis zum Tage des jüngsten Gerichts betrachtete?

Die von umherziehenden Gauklern erzählten und gesungenen Liebesabenteuer schließen sich der alten Anschauung vom Paradiese an, das zum Aufenthaltsorte einer verliebten Königin wird; oder sie lassen das Paradies nach der mittelalterlichen Auffassung der Älpler im Innern der Berge gelegen sein. Jedenfalls paßt sich die Sage ausgezeichnet der Umgebung an, indem sie erzählt, daß sich dasirdische Paradies auf den Alpen an jetzt öden Stätten, in armseligen, von Schnee gefüllten Thälern befunden habe oder auf Feldern, die mit mächtigen Blöcken übersät sind und auf welche fortwährend neue Bergstürze niedergehen.

Es scheint, als ob in letzteren die lebhafte Phantasie der Bergbewohner nicht die Ursache des traurigen Anblickes mancher Alpengegenden zu erkennen vermag, wo zwischen den geborstenen Felsmassen vielleicht einmal ein fürchterlicher Kampf zwischen den Gottheiten des Himmels und den Riesen, zwischen den Trollen und Zwergen der Alpen getobt hat. Doch dicht neben jenen Stätten der Trauer er-

scheint uns ein frischer, rosiger und schimmernder Streifen Landes voll blühender Rhododendrons. Die anfängliche Bestürzung der Seele verliert sich schnell. Noch giebt es den bezaubernden Rosengarten auf den Alpen; vielleicht hat er in einstigen Zeiten das ganze Thal bedeckt bis hinauf zu der von einem der bösen Bergstürze zerstörten Alp. In diesem Rosengarten ergötzten sich natürlich die mächtigen Gottheiten, dort hausten Herden von Steinböcken und Gemsen. Dort mußte und konnte der Mensch natürlich ebenso glücklich sein, wie in den ersten Zeiten des goldenen Alters. Aber eine unverzeihliche Schuld mußte durch den Zusammensturz der Berge bestraft werden, und der Rosengarten verschwand. Der Zauber der Alpen entzückt in jenen öden Strecken nicht mehr die Blicke der Menschen, Eis hat sich auf Eis getürmt, und als einzige Erinnerung an die Glückseligkeit des verlorenen Paradieses blüht noch jene einzelne Rose der Alpen zwischen den Ruinen und den Stätten der Verzweiflung.





Sagen geschichtlichen Ursprungs.

Es sind auf den Alpen viele Sagen geschichtlichen Ursprunges entstanden, aber zum großen Teile sind sie verloren gegangen, und zwar schneller wie die von den alten heidnischen Götterlehren abstammenden Sagen.

Der Jahrhunderte hindurch bestandene Götterkultus hat auch nach seiner Umwandlung in die christliche Religion, wie wir wiederholt gesehen haben, zum Teil unverwüstliche Spuren in vielen Thälern und auf weitgestreckten Ketten der Alpen hinterlassen. Die geschichtliche Thatsache dagegen bewegte nur eine einzelne Generation; sie hinterließ daher nicht so nachhaltige Eindrücke in dem Bewußtsein der Leute. Hätte die Volkspoesie durch ihre schnelle Verbreitung nicht auch andren Völkern die Kenntnis dieser Sagen zugängig gemacht, oder hätten letztere nicht die

höchste Wichtigkeit für die Geschichte aller Nationen gehabt, so wäre voraussichtlich das Gedächtnis des Volkes hiefür noch weniger empfänglich gewesen.

Die auf den Alpen noch vorhandenen Sagen geschichtlichen Ursprungs sind auch oftmals aus andren Ländern dorthin verpflanzt worden. Von Schloß zu Schloß wandernde Gaukler oder andere Personen brachten sie in die Thäler der Alpen. Es ist unter diesen Umständen manchmal sehr schwer, ihren fernen Ursprung aufzufinden. Ihr Wert beruht demnach hauptsächlich in ihrem jahrhundertelangen Bestande unter den Überlieferungen der Völker.

Die Sagen geschichtlicher Herkunft bildeten sich im Laufe der Jahrhunderte um und setzten neue Elemente an. Ursprünglich wurde, wie das fast unausbleiblich bei volkstümlichen Überlieferungen der Fall zu sein pflegt, die Hauptsache etwas übertrieben, in der Absicht, auch den Nebendingen eine größere Bedeutung zu verleihen, weil auch sie zur Speisung der Phantasie sich kräftig genug erwiesen. Es geschah das um so leichter, wenn die Sagen sich an eine einzelne, vom ganzen Volke verehrte Heldengestalt knüpften. Aber auch in solchen Fällen herrscht ein heilloses Durcheinander verschiedener Persönlichkeiten oder ein befremdlicher Anachronismus vor. Solche Zudichtungen hat man lediglich deswegen vollzogen, um den Ruhm der bevorzugten Figur wachsen zu lassen. Infolge dessen gewinnt der Held gewissermaßen eine übernatürliche Kraft und die Machtstellung eines Halbgottes. Man achtet der geschichtlichen Wahrheit ebensowenig, wenn die Gestalten der Tyrannen oder die gewisser mächtiger Eindringlinge noch abscheulicher oder

drohender gezeichnet werden sollten. Nichtsdestoweniger behalten auch diese Sagen ihre geschichtliche Wichtigkeit bei. Diese Wichtigkeit wächst außerordentlich, sobald die Sagen an Thatsachen erinnern, über welche kein einziges Dokument vorhanden ist. Beziehen sie sich dagegen auf eine Thatsache, die man geschichtlich bis in das Kleinste kennt, so beruht ihr Wert in dem Studium ihres Vergleichs mit dem geschichtlichen Vorgange selbst. Dadurch nämlich lernt man die Bildung oder Umbildung andrer Sagen verstehen, die nicht aus einer von Dokumenten beglaubigten Thatsache entsprungen sind.

Ehedem konnten gewisse, auf den Alpen ebenfalls bekannte Sagen geschichtlicher Herkunft für thörichte Erzählungen gehalten werden, wenn der von ihnen behandelte geschichtliche Vorgang in nicht wieder zu erkennender Weise entstellt worden war. Man hielt sie für außerordentliche Schöpfungen der Volksphantasie, die scheinbar ohne Veranlassung ganz plötzlich entstanden waren. Jetzt aber, nun man von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert der Geschichte fast aller Sagen folgen und sie bis auf ihren Ursprung zurückführen kann, weiß man auch die Bedeutung der scheinbar isolierten und zusammenhangslosen Sagen zu schätzen und anzuerkennen.

In den letzten Jahrhunderten vor der großen französischen Revolution wucherte der Aberglaube selbst unter den gebildetsten Menschen. Man verlangte zwar nicht mehr, nach dem Beispiel der Kelten und Slaven, von geheimnisvollen Göttern oder man vernahm nicht mehr aus dem Gemurmel des fließenden Wassers die Enthüllung der Zukunft, doch Fürsten und Bürger beobachteten häufig aufgeregt

die Sternbilder, denen man die Gabe der Prophezeiung zuschrieb. Manche Geschichtsschreiber vergessen bei der ernsthaften Berichterstattung über ein wichtiges Ereignis niemals, gewissenhaft den Glauben des Volkes an die Erscheinung beängstigender Ungeheuer, von Kometen und Meteoren anzuführen als Verkündiger des Todes berühmter Persönlichkeiten oder des Unterganges blühender Reiche. Und so entstand aus ihren Werken die Sage, oder, besser gesagt, der Aberglaube des Volkes triumphierte selbst über die gelehrtesten Schriftstücke.

Dann kam die Zeit heftigen Widerstandes gegen die Vergangenheit, und in vielen gebildeten Menschen erwachte die Geringschätzung der Anschauungen, Sagen, Fabeln und Volkslieder, welche unsere Ahnen mit großem Wohlgefallen gepflegt hatten. Aus den Worten kühner Denker wurde gefolgert, daß die seit kurzem von der Erde verschwundenen Geschlechter lediglich aus kindlich gläubigen und unwissenden Menschen bestanden hätten, aus Menschen ohne Nerven und Intellekt. Die stolzen Verächter des Gedächtnisses ihrer Vorfahren glaubten in ihrem Hochmut dadurch am besten den eigenen großen Vorrat an Nerven und geistigen Kräften aller Welt offenbaren zu können. Die Mission der berühmtesten Söhne des Jahrhunderts der Neuerungen scheint nur noch in der Anpreisung der Tugenden antiker Helden bestanden zu haben; an die zähen, heldenhaften Kämpfe, die in näher gelegenen Zeiten gegen die Willkür tobten, oder an die mittelalterlichen, sagenhaften Gestalten der Volksgesänge, die Freunde der Unterdrückten, dachte man augenscheinlich nicht mehr. Und während man für die Freiheit und die Rechte des Volkes sich schlug, zertrat man einen großen Teil seiner

Anschauungen und seiner Überlieferungen, die ebenfalls in gewissem Sinne die vielhundertjährige Geschichte seiner Schmerzen, seines Ruhmes und seiner berechtigten Forderungen bildeten, oder sozusagen die Denkmäler seines Hasses und seiner Liebe, seines Zornes oder seiner herrlichen Poesie waren.

Aber die völlige Vernichtung der Volkspoesie und der eine vielhundertjährige Erbschaft der Völker bildenden Anschauungen gelang trotzdem nicht. In manchen Gebieten wurden infolge der Bemühungen der katholischen Kirche volkstümliche, an uralte Zeiten erinnernde Feste und Gebräuche abgeschafft. Der über Europa sich entladende Gewittersturm fegte Throne, Altäre und Heere fort. Das Blut des angestammten Adels und des Volkes floß in Strömen auf den Schlachtfeldern und auf dem Schaffot. Die Beherrscher des alten Europa mußten den Stolz ihrer vielhundertjährigen Geschlechter vor dem Genie eines einzigen Mannes beugen, und dieser allgemeine Wirrwarr scheint auch die Gedanken und Anwartschaften geändert, die Erinnerung an die einstigen Zeiten ausgewischt zu haben. In vielen Gegenden gab es keine Johannisfeuer mehr, die schon erwähnten Umzüge der „flambars“ wurden abgeschafft, und man entzündete nicht mehr die an die Kelten erinnernden „brandons de feu“. Ich glaube trotzdem nicht, daß dieser Revolutionssturm, der gewiß heftiger war als jeder andre den ewigen Schnee der Alpen heimsuchende Orkan, auch nur eine einzige Sage oder ein wahrhaft volkstümliches Lied verweht hat. Im Gegenteil, andre pietätvolle oder schreckliche sagenhafte Erzählungen haben sich in dieser Zeit denen der Vergangenheit angereiht und den Schatz der Überlieferungen bereichert. Und auch jetzt noch kann man gelegentlich der Ent-

stehung neuer Volkserzählungen die Beobachtung machen, daß die Erschaffung von Mythen und Sagen geschichtlichen Ursprunges keinen Augenblick aufhört.

Seit der Mensch durch das göttliche Geschenk des Verstandes Herr der Erde ward, seit er die Kämpfe des Windes und Blitzes mit der Erde und dem Meere, die Siege des Frühlings über den Winter und den Triumph der Sonne über die Nacht hat beobachten können, seitdem hat er auch in sich selbst Haß und Liebe, Zorn und Schmerz verspürt. Er hat geliebt und gelitten, er war demütig Bittender und hat die Empörung seines Stolzes empfunden. Er hat daher den auf sein individuelles Leben bezüglichen oder solchen Vorfällen eine sagenhafte Gestaltung geben können, die seine Phantasie in ganz besonders mächtiger Weise anregten.

Diese Überzeugung befestigte sich noch mehr in mir, seit ich eine Sage kennen lernte, die unmittelbar nach der Landung Garibaldis in Sizilien entstand. Baron von Maltzan erzählt in seinem Buche „Wallfahrt nach Mekka“, daß vier Wochen nach Garibaldis Einzug in Palermo die Kunde von diesem Ereignis nach Arabien gelangte, wo Maltzan als muhamedanischer Pilger verkleidet die heiligen Stätten des Islam zu besuchen wagte. Er hörte mehrere Pilger, wirkliche Muselmänner, von den neuesten Vorgängen in Europa sprechen. Diese erzählten sich unter anderem von einem ‚Kalliwali‘ genannten Helden, der an einer Insel landete und seinen fürchterlich anzusehenden Gegner in die Flucht schlug. Es war dies niemand anders als der böse Geist Djinn, der behufs Ausführung geheimnisvoller Unternehmungen häufig auf die Erde niederstieg. Kalliwali trug ein blendend rotes Hemd; durch

dieses und mit seinen Feueraugen erschreckte er die Feinde. Vergißt man nun die geschichtliche Thatsache, welche diese Erzählung veranlaßte, so begegnet man in Kalliwali vielleicht einem Sonnenmythus. Der Held stellt die Sommersonne dar, welche zum Vorteile der Erde die noch feuchten und kühlen Tage des Frühjahrs bekämpft.

Wollte man auch mit den Alpensagen geschichtlichen Ursprungs mehrere Bände füllen, so würde das vorhandene Material noch keineswegs erschöpft sein, denn man würde immer wieder neue und wichtige Entdeckungen machen. Angesichts dieser Fülle läßt sich daher unmöglich in den Grenzen dieses Bandes das schöne, vielfarbige Bild der geschichtlichen Alpensagen erschöpfen. Ich beschränke mich deshalb auf die Wiedergabe eines kleinen Teiles derjenigen Sagen, welche in Hinsicht auf die Geschichte selbst die wichtigeren und zugleich auch die bekannteren auf der Kette der Alpen sind.

Eine alte Überlieferung auf den grajischen Alpen behauptet, daß eines der vornehmsten Bardenkollegien sich im Susathale befunden habe und von ebenso großer Bedeutung gewesen sei, wie die in der Auvergne und Bourgogne. Diese Vereinigung von Dichtern, welche wahrscheinlich mit begeisterten Worten die hehre Schönheit der Alpen, des Wohnsitzes ihres mächtigen Gottes Belenus besangen, lebte, wie anzunehmen ist, im Thale von Bardonisca oder bei der Gemeinde Bardonecchia. Sie scharten sich bei den feierlichen Volksversammlungen und auch bei den üblichen Opfern um die Druiden, und erhöhten durch Gesang und Musik den Ruf der Feste.

Der Beweis ist erbracht, daß im größten Teile Europas, von Rußland bis nach Spanien, von Skandinavien bis zur

Provence, die Volksſänger irgend ein muſikaliſches Inſtrument zu handhaben wußten. Auf dieſen, den Barden ebenfalls gemeinſamen, wahrſcheinlich von den Dichtern und Prieſtern der rhätiſchen Stämme entlehnten Gebrauch iſt zweifellos die auf den Alpen allgemeine Anſchauung von der leidenſchaftlichen Liebe der Geiſter zur Muſik zurückzuführen. Denn nicht nur die Alpenfeen, ſondern auch die Hexen fanden ſich bei ihren nächtlichen Zuſammenkünften mit geheimnisvollen Muſikanten zuſammen. Das deutſche Nachtvolk iſt wohl bewandert in der ſanften Kunſt der Töne. Manche Sagen erzählen, daß beim Vorbeigleiten der Totenprozeſſionen eine leiſe Muſik ertöne. Von den heiligen Tänzen der Prieſter, wahrſagender Dichter und Prieſterinnen auf den Höhen und in den heiligen Hainen ſtammt jedenfalls der nicht nur über die Alpen, ſondern auch über andre Länder allgemein verbreitete Glaube an die Tänze der verſchiedenen Geiſter. Dämonen und Irrlichter, Feen und Drachen, Tote und Hexenmeiſter, Kater oder verwünſchte Hexen, Kobolde oder Schnee- und Moosmädchen, alles das tanzt leidenſchaftlich.

Eine der älteſten geſchichtlichen Alpenſagen iſt dort, wo ich ſie hörte, vollſtändig vergeſſen. Ihre Spur findet ſich bei den lateiniſchen Geſchichtsſchreibern vor, welche dem Herkules den Ruhm andichten, der erſte Überwinder der höchſten Alpenſpitzen geweſen zu ſein. Mir ſcheint, der ſtarke Herkules mußte mit Recht der Phantaſie des Volkes auch in dieſer Hinſicht als der beſte Vertreter unbändigen Mutes und menſchlicher Willenskraft vorſchweben. Ladoucette behauptet, da dieſe Überlieferung ſich ſo zäh in der Geſchichte und in der Poeſie erhalte, ſo müſſe auch eine gewiſſe geſchichtliche Wahr-

heit unter dem mythologischen Schleier verborgen sein. Michelet will unter allen Umständen daran festgehalten sehen, daß man dem Herkules und dem Jupiter, der Kraft, welche die Materie besiegt, und dem Herrn des Blitzes auf den Alpen Altäre errichtet habe. Als das siegreiche Rom seine Gottheiten den alten, gleichsam wilden Bewohnern der Alpen aufzwang und auf den Bergen Opferaltäre als Wahrzeichen des Überganges seiner auf neue Eroberungen ausziehenden Heere errichtete, sind auch viele Altäre jenem starken Gotte errichtet worden. Einen derselben sieht man noch in Ussleglio dicht bei der Pfarrkirche.

Auch im Salzburgischen, unfern den warmen Quellen von Gastein, fand man eine uralte Inschrift, die von einem dem Herkules geweihten Tempel sprach. Dieser war vielleicht ebenfalls zum Gedächtnis an die Überschreitung der Alpen durch Herkules errichtet worden. Im Oberen Dauphinat vorhandene Überlieferungen wollen wissen, daß nach dem Herkules die Gallier die ersten Ersteiger der höchsten Alpenspitzen gewesen sind.

Die vielen Einfälle und Übergänge fremder Heere haben dauernde und weit verbreitete Spuren in den Überlieferungen und Sagen der meisten Alpengegenden hinterlassen. Das bedeutsamste Ereignis jedoch war der unvergeßliche Alpenzug Hannibals. Merkwürdigerweise erhält sich das Gedächtnis an denselben in völlig verschiedenen Teilen der Alpen, so am Monviso, im Vin-, Susa- und auch im Aostathale.

Saint-Simon hat mit großer Sorgfalt aus den Werken der lateinischen Geschichtsschreiber Notizen gesammelt, welche den schönsten und wunderlichsten Sagen gleichen. Hannibal irrte

bereits mehrere Tage auf den Alpen umher, ohne einen Pfad für seine Heere entdecken zu können. Er entschloß sich endlich, einen ungeheuren Felsen zu verbrennen, der seinen Weiterzug nach Italien hinderte. Um den Felsblock wurde eine enorme Menge Holz aufgestapelt und in Brand gesetzt, nachdem man ihn behufs leichterer Zerstörung mit Essig begossen hatte. Endlich zerfiel er, und das auf Siege lüsterne Heer konnte zur Ebene niedersteigen. Dieses Vorkommnis ist indessen noch nicht völlig klar gestellt. Auch die Streitschriften über die Frage, welche von den verschiedenen Berichten vom Alpenübergange Hannibals die Wahrheit enthalten, haben noch kein Licht in dieses Dunkel geworfen.

Eine noch unter den Äplern verbreitete Überlieferung meint, daß der große Karthager auf dem Bergstocke der Abessée, der „Hannibalssprung" genannt, die größten Hindernisse gefunden hat. Eine Mauer mit drei runden Türmen, auf beiden Flanken geschützt durch zwei Burgen, soll nach Meinung der Äpler das Werk zur Schließung des Thales und Verlegung des Passes gewesen sein. Ladoucette zufolge sah man diese Mauer noch im Jahre 1834 vom Eintritt der Vallouise bis zu einem nur von den Gemsen erklimmbaren Felsen sich erstrecken. Eine andre Volkssage behauptet, daß Hannibal vom Monviso aus, der mit seiner spitzen Kuppe die sich gegen das ligurische Meer senkende Kette beherrscht, seinen Soldaten Italien gezeigt und sie durch einen von Osten nach Westen laufenden, in einer Höhe von 2400 Metern durch den Monviso gegrabenen, 72 Meter langen Tunnel geführt habe. Eine andre Überlieferung schreibt die Herstellung dieser Durchbohrung dem Dauphin Andreas, dem Regenten des Marquisats

Saluzzo im Jahre 1228 zu. Nicht weniger brüstete sich Ludwig I, Marquis von Saluzzo, den Tunnel „mit Feuer und Eisen“ ausgeführt und im Jahre 1480 eröffnet zu haben. Es wird andrerseits allerdings behauptet, daß er nur die Galerie ausbessern ließ, welche ursprünglich von den Sarazenen angelegt worden war, die zur Ausbeutung der Gruben nach den Römern in das Land kamen.

Jedenfalls sind die Überlieferungen, die den kühnen Karthager auf dem Alpenkoloß in der für epische Erzählungen wunderbar geeigneten Lage zeigen, wie er den nach Ruhm, Kämpfen und Raub lüsternen Afrikanern den Zauber des Po-Thales weist, von einer unübertrefflichen poetischen Großartigkeit. Die Gestalt des eisernen Mannes, der vor seinem größten Siege stand und noch nicht wußte, ob die Welt fortan karthagisch oder römisch sein würde, bildet einen scharfen Gegensatz zu der des ritterlichen Franz I, der, wie ebenfalls behauptet wird, Italien von demselben Punkte aus erblickt haben soll. Eine Schilderung der Begegnung des karthagischen Feldherrn mit dem Franzosenkönig bei den langen Totenprozessionen auf dem Monviso, diesem Beherrscher der freien, sich entweder in nächtliches Dunkel hüllenden oder vom Schimmer des Mondes übergossenen italischen Erde, wäre eine würdige Aufgabe für einen Meister der Balladendichtung.

Der durch den Übergang so vieler großer Krieger berühmt gewordene Monte Ginevra hieß in alten Zeiten der Jupiterberg. Dem Jupiter war dort ein seinem Heiligtume in Rom ähnlicher Tempel errichtet, später aber von den Barbaren oder von den Stürmen zerstört worden. Auch soll der

Name des Berges ehedem in den der Matrona verwandelt worden sein, nachdem dort oben einer edlen Frau ein Unglück zugestoßen war. Möglicherweise ist er von den Älplern nur so geheißen worden, weil sie es vielfach liebten, den hohen Bergen weibliche Namen zu geben. Auf dem Monte Ginevra und nicht auf dem Montcenis sollen auch die großen Nationalversammlungen der Seguginer und Ligurer Tauriner stattgefunden haben. Ferner will das Volk von dem einstigen Vorhandensein eines zwei Kilometer langen Tunnels auf dem Monte Ginevra etwas wissen, in welchem sich die Bergbewohner beim Erscheinen der Barbaren zu verstecken pflegten.

Auf den Schweizer und Tiroler Alpen erhält sich noch in massenhaften Überlieferungen und Sagen, ganz besonders aber nach Bayern zu, die Erinnerung an den Übergang der Römer; dort spricht man von einem sagenhaften Ritter, der sie entweder führte oder sich ihrem Durchzuge zu widersetzen wagte. Auch gedenkt man noch der Verwüstungen durch die Barbaren, besonders der Ungarn, welche von den bestürzten Eingeborenen nicht nur als ein wildes, unbarmherziges Volk angesehen wurden, sondern auch selbst sich ihrer Abstammung von den Hunnen rühmten und deren Attila sich als ihren ersten König zuzählten. Die Sagen auf den Bergen Kärntens sprechen von den blutigen Kämpfen der den Hauptstamm der Bevölkerung bildenden Bajuwaren mit einem gleichfalls dort seßhaften slavischen Volksstamme. Die Namen von Dörfern, Bergen und Wäldern erinnern noch heute an den Durchmarsch des letzteren und zum besseren Gedächtnis daran errichtete man als Sühnstätten die sogenannten „Blutkapellen“.

Die Erinnerung an die Langobarden und Sarazenen haftet ebenfalls sehr lebhaft in der Phantasie eines großen Teiles der Bewohner der italienischen Alpen und der französischen Abhänge nach der Provence und dem Oberen Dauphinat zu.

In der ersteren Richtung stößt man wohl auch auf eine zum bretonischen Cyklus gehörige Sage, die wahrscheinlich von wandernden Gauklern in die Schlösser am Fuße der Alpen eingeführt worden ist. Die Sagen von Karl dem Großen oder seinen tapfern Rittern und von seinen Feinden, den Langobarden, sind jedoch die verbreitetsten und geläufigsten in einem beträchtlichen Teile der Alpen, denn die große Niederlage der Langobarden vollzog sich bekanntlich in den Alpen selbst.

Im Susathale bei Villar Focchiardo erblickt man einen erratischen Felsblock von eigentümlicher Gestaltung. Er soll von dem starken und gefürchteten Schwerte des Paladins Roland gespalten worden sein, der damit einen Beweis seiner Kraft hatte geben wollen. Dieses Schwert, von welchem die mittelalterlichen Sagen Wunder erzählen, war nach der Meinung des Volkes das Werk der Trollen, der die Gebirge des Nordens bewohnenden Zwerge. Um es nicht in die Hände seiner Feinde fallen zu lassen, warf Roland es bei Roncisvalle gegen die Felsen in der Erwartung, daß es zerschmettern würde. Es geschah das nicht, sondern es öffnete sich plötzlich an der Stelle ein Durchgang, seitdem die Rolandsbresche geheißen.

Auf dem Colombardoberge, inmitten der erhabenen Landschaft zwischen dem Thale von Susa und dem von Viu tobte

nach einer im Vinthale sattsam bekannten Sage ein heldenhafter Kampf zwischen den fränkischen Rittern und den Langobarden. Eine zweite Sage spricht davon, daß sich nahe dem genannten Berge und den steilen Flanken des Civrari die Mauern der Chiusa erhoben haben. Man mag sich hierbei an den Umstand erinnern, daß sich auf den Alpen sehr häufig Erinnerungen und volkstümliche Überlieferungen an die Errichtung von ausgedehnten Mauern knüpfen, deren Spuren mitunter noch vorhanden sind. Außer den Mauern der Chiusa und den in der Vallouise gegen Hannibal aufgeführten, spricht man noch von den ebenfalls in den Sagen erwähnten Mauern Julius Cäsars, errichtet zur Verhinderung der Auswanderung der Helvetier.

Andre Sagen und Überlieferungen im Vinthale erzählen von Häusern und Straßen, welche von den Langobarden angelegt wurden. Die am Fuße des hohen Rocciamelone und des Montcenis geschriebene Chronik von Novala scheint deshalb die kostbarste aller Reliquien zu sein, weil sie neben der Aufzeichnung geschichtlicher Vorgänge in fast sagenhafter Form von den Langobarden und ihrem Durchzug durch das Thal von Susa spricht.

Im Trentin finden sich viele sagenähnliche Überlieferungen vor, die von dem Alpenübergange Karls des Großen sprechen. Der Kaiser soll durch den berühmten Campigliopaß, den neueren Sagen zufolge auch Kaiser Rotbart zum Schaden Mailands benutzte, in das poetische Thal von Rendena hinuntergestiegen sein, in welchem man fast bei jedem Schritt die merkwürdigsten Geschichten vernimmt. Diese Erzählung von Karl dem Großen stimmt mit den volks-

tümlichen Überlieferungen in der Valcamonica überein. Auf seinem Zuge über diese Berge soll er große Forsten haben niederbrennen lassen, in welchen sich kühne, entweder von den bekannten Alpendämonen abstammende oder als deren Vorfahren geltende Räuber verborgen hielten. Er ließ auch viele den Heiden gehörige Burgen zerstören. Die Juden mußten sich taufen lassen, wenn sie sich ergaben. Leisteten sie Widerstand und wollten sie die eigene Religion nicht fahren lassen, so wurden sie niedergemetzelt.

Die Erinnerung an die Sarazenen scheint dem Volke noch tiefer eingeprägt zu sein, denn fast Schritt für Schritt stößt man von den penninischen Alpen bis zur Provence auf ihre scheinbar unauslöschlichen Spuren. Und zwar spielen die Sarazenen nicht nur in den von den Dämonen und Räubern handelnden Sagen eine Rolle. Andre Sagen schildern sie uns als zähe und geschickte Arbeiter, als Erbauer von Türmen und Kanälen, oder als erfahrene Gold- und Eisensucher.

Ein mit erstaunlicher Kunst zum großen Teile aus den Felsen gehöhlter Kanal bei Graglia im Biellagebiete gilt als das Werk der Sarazenen. Zur Herstellung dieses Kanals soll genau so wie bei der Zerstörung des Felsens durch Hannibal Essig zur Verwendung gekommen sein, um die schwierige Bohrarbeit durch die Felsen zu erleichtern. Nicht weit vom Sarazenenkanal befindet sich auch der Sarazenenofen; im Thale von Ceresole werden sie als die ersten Goldsucher geschildert. In diesem Fall stimmt die Sage von der Intelligenz und wohlthätigen Betriebsamkeit der Sarazenen nicht immer mit der Geschichte überein, welche

jene meistens als Räuber bezeichnet, besonders wenn sie aus ihrem gefürchteten Schlupfwinkel von Frassineto hervorkamen, um das Susathal zu brandschatzen und Tod und Verderben auch in das Kloster von Novala zu tragen.

Im Jahre 965 belagerten sie Gap, nachdem sie sich bereits im Jahre 915 der Stadt Embrun mit Hilfe von Verrat bemächtigt hatten. Sie wurden indessen zum Rückzuge gezwungen und befestigten sich, so gut es ging, in den Alpen, wo sie sich wahrscheinlich auch in den Besitz der Burg Malmort setzten. Nach der Sage erhielt dieses Schloß den traurigen Namen, weil die Tochter des Besitzers, als sie eines Tages mit dem Vater am Fenster der Burg stand, um die Bewegungen der Sarazenen zu beobachten, von einem Pfeile tötlich getroffen wurde, und weil der Vater angesichts dieses Unglücks ausrief: „O male mort!“

In jenem Teile der Alpen haben die Sarazenen viele traurige Erinnerungen hinterlassen. Ihr Name ist noch jetzt so verhaßt, daß sich trotz der langen Jahre ihrer Herrschaft in den dortigen Dialekten keine einzige Spur ihrer Sprache erhalten hat, während sich andrerseits viele Anklänge an die Sprache andrer Völker vorfinden, die dort als Eroberer aufgetreten sind.

Eine Meile vor Gap wurde der Sage nach von den Sarazenen auf einem Turme Feuer unterhalten, das mit gleichen Feuern auf den Türmen von Montrond, Montmaur, Malmort und auf sonstigen hoch gelegenen Türmen und Forts korrespondierte, auch mit denen auf Champ Saur, dessen aufgefundene Überreste zu einer Reihe mir leider unbekannt gebliebener Sagen Veranlassung gaben.

Zum Gedächtnis eines Sieges der Alpenbewohner über die Sarazenen pflegte man auf den Alpen des Dauphinats und auf dem Hochplateau von Puymore, wo einst eine Sarazenenburg stand, um die Mitte der Fastenzeit ein Kampfspiel zu veranstalten. Doch kann dieses Spiel, wenn man der vielen auf den Alpen umlaufenden Sagen über den hierzu gewählten Tag gedenkt, auch ein Überrest antiker heidnischer Feste sein. In denselben Gegenden erzählte man sich eine geraume Zeit hindurch auch Sagen über die Tempelritter, welche in einigen Alpenburgen hausten. Die berühmte Dichterin Diodata Saluzzo behandelte die Sage von den Templern im Thale des Heiligen Bartolomäus poetisch.

Es wäre ein kühnes Unterfangen, den Teil der erwähnten Chronik des Novalese, der die Sagen behandelt, von jenem zu trennen, der die wichtigsten geschichtlichen Wahrheiten enthält. Da es sich um alte Zeiten handelt, so würden dem Forscher nach Wahrheit viele notwendige Dokumente fehlen. So bleiben auch die Notizen über eine Persönlichkeit unsicher und dunkel, von der in jener Chronik viel die Rede ist und die sich nach dem Bericht des Verfassers derselben einige Zeit im Susathale aufgehalten hat. Diese Persönlichkeit scheint mit zu den wichtigsten Gestalten in den Alpensagen zu gehören.

Der Chronist erzählt uns ausführlich von den Erlebnissen des Mönches Walthari, der in der Welt niemand anderer als Walther von Aquitanien gewesen ist. Er hatte seine Liebe und seine Treue Hildegund, der Tochter des Frankenkönigs, geweiht, und nach verschiedenen Ereignissen

war er zugleich mit der jungen Gemahlin und dem mächtigen Ritter Hagen als Geisel an den Hof Etzels gekommen. Nach dem Tode des Vaters von Hildegund bestieg Gunther den Thron. Dieser verweigerte Etzel den üblichen Tribut. Als die jungen Eheleute dieses erfuhren, flohen sie. Ihnen vorauf eilte Hagen an den Hof König Gunthers. Der Zufall wollte, daß Walther und Hildegund in einem Walde entdeckt wurden. Hagen erfuhr es und überbrachte Gunther die Nachricht.



Der Frankenkönig wußte, daß die beiden schwere Lasten bei sich hatten, und vermutete in ihnen einen Teil des Schatzes Attilas. Er beabsichtigte daher, sich in den Besitz dieser Kostbarkeiten zu setzen, und brach mit Hagen und noch zehn andren Rittern zu jenem Walde, dem Aufenthaltsorte der Flüchtlinge, auf. Walther wurde angegriffen; er tötete die zehn Ritter im Kampfe, konnte aber dem Könige und Hagen nichts anhaben. Diese flohen.

Hier, an dieser Stelle erleidet die Erzählung eine Unterbrechung, welche man mit der Lektüre eines alten lateinischen Gedichtes, enthaltend die Geschichte Walthers — 1780 von

Fischer nach einem Manuskript des 13. Jahrhunderts veröffentlicht — ausfüllen kann. Die Chronik führt ihn uns später als Mönch vor und schildert den Beschluß seines Lebens.

In dem sagenhaften, zum demütigen Bruder gewordenen Walthari will man den Wilhelm von Oranien aus dem französischen Heldengesange „le Moniage Guillaume“ erblicken. Das französische Gedicht soll älter sein als die Erzählung in jener Chronik; der Verfasser der letzteren hätte demnach das erstere umgestaltet, nachdem er es von einem der vielen im Kloster von Novala hausenden französischen Mönche vernommen.

Die größte That Waltharis auf den Alpen hat allerdings eine sehr große Ähnlichkeit mit einem Abenteuer, das Wilhelm von Oranien zugestoßen ist. Ein Mönch von Novala erfuhr, daß einige Söldlinge sich eines Eigentums des Klosters bemächtigt hatten. Er forderte den Abt auf, einige Mönche zu den Räubern mit der Bitte um Rückgabe des Raubes zu senden. Der Abt aber kannte keinen zu dieser Mission geeigneteren Mann als Walthari, und er soll zu den Söldlingen gesandt werden. Der ehemalige Ritter fühlt wohl, wie schwer es ihm sein wird, deren Übermut zu ertragen, schließlich aber giebt er den Bitten des Abtes nach, verläßt das Kloster und vergißt, daß ihm ein Kampf untersagt worden war. Er ist unbewaffnet, doch gelingt es ihm, seinen ersten Gegner zu töten; er nimmt ihm zwar die Waffen ab und schlägt sich tapfer, wirft sie aber dann doch fort, reißt einem gerade des Wegs kommenden Kalbe eine Keule aus und benutzt diese als Waffe gegen die Feinde.

Der sagenhafte Ritter, der, um Frieden zu suchen, sich

in die Berge zurückgezogen hatte, gedenkt angesichts frecher Anmaßungen nicht der Demut seines neuen Standes. Er findet den Mut und die Kraft aus den einst im Kampfesgewühl zugebrachten Tagen wieder und stirbt schließlich im Kloster, inmitten der andren Brüder, die alle nach vielen Enttäuschungen oder nach schweren Gewissenskämpfen um des Glaubens willen den Frieden in den Alpen gefunden hatten.

Eine andre Gestalt, in fast sagenhafter Form von der Chronik angeführt, ist diejenige von Adelchis; er war die Seele des Widerstandes, dem Karl der Große im Susathale begegnete. Gleich den antiken Helden besitzt er eine übermenschliche Stärke und riesenhaften Wuchs. Fauriel meint, er gleiche in seinem zähen Kampfe zur Verteidigung des italienischen Bodens gegen die Franken inmitten der Alpenkolosse weniger den ritterlichen Typen Rolands und Rinalds, als vielmehr den Helden der nordischen Gesänge. Er habe etwas Befremdliches an sich, welches schlecht in das mittelalterliche Italien des 9. und 10. Jahrhunderts hineinpasse. Die Erzählungen, in denen er handelnd auftritt, scheinen eher das Werk eines Langobarden als eines Italieners zu sein.

Auch in den kostbaren französischen Chroniken des Hauses Savoyen sind geschichtlich wichtige Erzählungen von Ereignissen auf den Alpen in sehr gefälliger Form und sagengleicher Schlichtheit enthalten. Eine derselben schildert die Schlacht von Chillon und wie Graf Peter von Savoyen Herr von Turin wurde. Als dieser einige Tage in Turin zugebracht und sein Heer verstärkt hatte, beschloß er, den Marchese von Monferrato und die ihm verhaßten Leute von Asti zu bekriegen. Er glaubte sich zu einem ge-

waltigen Kriege vorbereitet, da wurde ihm die Nachricht gebracht, daß der wiedergewählte Kaiser Friedrich ihm zürne und den Herzog von Schöppingen, einen deutschen Fürsten, gegen ihn entsandt habe. Diesem Herzog gehörte die Herrschaft über einen Teil des Gebietes von Vaud; er sollte jetzt das von den Herren von Savoyen ebenfalls erbeutete Land Aosta und das Chiablese zurückerobern.

Als Graf Peter solches vernommen, belegte er Turin mit einer starken Besatzung. Um Mitternacht brach er mit der übrigen Streitmacht auf und zwar so heimlich, daß nur wenige Personen seine Absicht kannten. Er rückte in das Aostathal ein und überschritt den Berg „Gonz", um in das Chiablese zu gelangen. Kaum dort angekommen, hörte er, daß der Herzog von Schöppingen sein Schloß Chillon auf der Seite des Vaud belagere. Er ritt des Nachts ganz allein vorsichtig weiter, daß er von den Feinden nicht bemerkt wurde, gewann die ihnen entgegengesetzte, nicht gesperrte Seite des Schlosses und gab der Besatzung ein so untrügliches Zeichen seiner Anwesenheit, daß er sofort erkannt und in die festen Mauern eingelassen wurde.

Nachdem er ausgeruht und im Kreise seiner über die Ankunft ihres Gebieters hoch erfreuten Söldner durch einen Trunk sich gelabt hatte, bestieg er den Turm und bemerkte, daß die Belagerer ziemlich getrennt von einander standen und sorglos schliefen. Unten am Schlosse auf dem See befand sich eine Barke; er bestieg sie und ließ sich bis nach „Ville neuve" rudern, wo er sein Heer zurückgelassen hatte. Er schien sehr guter Laune und als seine Leute ihn fragten, was es Neues

gäbe, antwortete er ihnen: „Meine Herren und Freunde, Gutes und Schönes, denn mit Hilfe Gottes können wir gute Menschen sein. Unsre Feinde gehören uns, denn sie wissen nichts von unsrer Ankunft. Jetzt ist es Zeit, uns als gute Menschen zu erweisen.“ Und alle erwiderten einstimmig: „Herr, Ihr braucht nur zu befehlen.“

Man legte die Rüstungen an, sattelte und rückte gegen Schloß Chillon vor, ohne die Hörner zu blasen. Die Stellung Schöppingens wurde überrumpelt; man fand ihn und die Seinen unbewaffnet und machte gute Beute. Außer dem Höchstbefehlenden wurden noch gefangen genommen der Graf von Nydoye und der Edle von Gruyères, sowie viele andre Barone, Herren, Ritter, Stallmeister und Edle der genannten Länder. Sie wurden alle nach Schloß Chillon zum Grafen Peter geführt, und dieser behandelte sie ehrenhaft nicht als Gefangene, sondern als freie Herren. Groß war die Masse der ihnen abgenommenen Beute, und ein jeder bekam sein gutes Stück bei der Verteilung.

Als Graf Peter so den „Tag“ gewonnen hatte, pries er den Herrn mit freudiger Seele, denn er glaubte, der Herr liebte ihn, weil er ihm einen so schönen Sieg beschert hatte. Als er sein Gebet beendet, beschied er seine Barone zu sich und sprach zu ihnen die schönen Worte: „Herren und Freunde! Wie ihr gesehen, hat es Gott gefallen, mir ein großes Glück sowohl diesseits als jenseits der Alpen zu bescheren; deshalb beabsichtige ich, es weiter zu verfolgen. Ihr sehet selbst, daß man im Vaudlande, dessen Baronie noch nicht in unsren Händen ist, so nicht stehen bleiben kann. Es scheint

daher geboten, es ganz zu erobern.“ Alle waren seiner Ansicht. Er ließ aus seinem Lande frische Streitkräfte kommen, sammelte seine gesamte Artillerie, und als alles bereit war, machte er sich zur Eroberung des Vaudgebietes auf. Sein erster Ritt galt Moudon. Er nahm die Stadt und griff die Burg mit der Artillerie an. Die Eingeschlossenen wußten, daß ihnen keine Hilfe werden konnte, weil der sämtliche Adel gefangen genommen worden war. Sie ergaben sich, und nachdem sie Urfehde geschworen, ließ man sie an Leben und Eigentum unbeschädigt. Der Graf zog darauf in die Burg ein und veranstaltete ein großes, bis in die Nacht hinein dauerndes Gelage, an dem auf seinen Wunsch auch sämtliche Damen des Adels teilnahmen. Am nächsten Morgen ließ er die Hörner blasen, belegte die Burg mit einer starken Besatzung und marschierte weiter, bis er das ganze Gebiet erobert hatte.

Die Chroniken des Vaud schildern dieselben Vorgänge in verschiedener Weise. So wird erzählt, daß Peter von Savoyen in Fehde mit dem Herzog von Zähringen lag, daß er Schloß Chillon überrumpelte und das Heer des Herzogs bei Monstreux an der Stelle schlug, wo sich nach dem Chronisten eine Art Beinhaus und eine Kirche befanden. Auch in dieser Schilderung nimmt Graf Peter den Herzog gefangen.

Die Chronik von Savoyen berichtet gelegentlich der Erzählung von den Thaten des Grafen Peter noch andre auf die Eroberung des Gebietes von Vaud bezügliche Dinge. Sie läßt ihn dem Kaiser in Basel gegenübertreten und zwar in einem merkwürdigen Gewande. Die eine Seite seines

Körpers ist in kostbare Seide gekleidet, die andre dagegen in Stahl gehüllt. Stolze Worte gleiten ihm von den Lippen, ähnlich denen, welche die Sage dem Wilhelm Tell zugeschrieben hat.

Der Kaiser erstaunte über des Grafen sonderbare Art, sich zu kleiden, und er sagte zu ihm:

„Lieber Vetter, wenn ich Euch nicht mit Chablaix, Vaud und Aosta belohnt, sondern diese Gebiete für mich beansprucht hätte, was hättet Ihr für Euren Glauben thun wollen?“

Darauf erwiderte der Graf:

„Monseigneur, bei der Euch schuldigen Treu und meinem Glauben bekenne ich, ich hätte Heer und Degen gegen Euch gekehrt und mich mit dem Schwert in der Faust bis zum Tode verteidigt.“

Neuere Forschungen schreiben diese stolzen Worte nicht dem Peter, sondern dem Thomas von Savoyen zu; auch will man ihm nicht den Ruhm der Schlacht von Chillon gönnen. Mit Peter scheint es gegangen zu sein, wie häufig mit den in der Phantasie des Volkes bevorzugten Persönlichkeiten. Um ihren Ruhm zu vergrößern, werden ihnen die großen Thaten ihres ebenso bedeutenden Vorgängers oder Nachfolgers zugeschrieben.

Die Chronik des Hauses Savoyen besagt des Ferneren, daß Amadeus V in den Diensten des Kaisers zu Rom stand. Der Dauphin Humbert von Vienna aber hatte die Schädigungen seiner Herrschaft in vergangener Zeit nicht vergessen und suchte nach einer passenden Gelegenheit, um trotz des mit Savoyen geschlossenen Friedens von neuem Krieg zu beginnen. Eines Tages umgingen einige Kaufleute aus dem

Dauphinat den Wegzoll bei Quirieux, einer kleinen, dem Grafen gehörigen Stadt auf dem linken Rhoneufer. Sie wurden festgenommen und eingesperrt. Dieser Vorfall kam dem rachgierigen Dauphin zu Ohren. Er erklärte, jetzt wäre der Zeitpunkt zur Kriegserklärung an Savoyen da, denn die Beamten des Grafen hätten ihn selbst in seinen Unterthanen beleidigt. Er sammelte so viele Truppen in seinem Lande, als ihm genügend schienen, nahm auch einen großen Teil seiner Artillerie zu Hilfe und zog mit seiner Streitmacht vor Quirieux. Er nahm die Stadt, konnte aber nicht die mit Artillerie ebenfalls gut versehene, starke Burg erobern, die der Graf in früheren Kriegszeiten befestigt hatte. Die Verteidiger der Stadt hatten sich in das Schloß zurückgezogen und hielten es so wacker, daß der Dauphin ihnen nicht beikommen konnte.

Gräfin Sibylla, die Gemahlin des Amadeus, vernahm kaum von den Vorgängen bei Quirieux als sie sich sofort aus einem schwachen Weibe in einen tapfren Krieger verwandelte. Sie rief die in der Nähe hausenden Barone und auch ihre Unterthanen von Beaujey zusammen, setzte sich zu Pferde und zog an der Spitze ihres Heeres der bedrängten Stadt zu Hilfe. Der Dauphin mußte die Belagerung bald aufgeben. Diese Erzählung klingt sehr nach einer Sage, doch will ich daran erinnern, daß die Frauen von Ennetburg in Unterwalden noch heute sehr stolz auf ihre Vorfahrinnen sind, weil diese im Jahre 1315 ein österreichisches Heer besiegt haben sollen. Auch andre Sagen berichten von kriegerischen Thaten der Frauen. In ihnen sieht man vielleicht eine Erinnerung an die Walküren und auch an die slavischen

Polinitzen der russischen Heldengesänge, die man die mittelalterlichen Amazonen nennen könnte.

Dem Volke teuren und in sagenhaften Erzählungen vorgeführten Persönlichkeiten begegnet man auch auf den Schweizer und Tiroler Alpen. Obenan stehen unter ihnen Theodorich und Wilhelm Tell. Wir begegneten Theodorich schon in andren Sagen als Besieger von Drachen und Schlangen. Doch hat ihn die großartige Gestalt Wilhelm Tells übertroffen, der die Personifizierung der unendlichen Freiheitsliebe der Älpler ist.

Diese Freiheitsliebe offenbart sich auf den Alpen der Schweiz so unverkennbar, daß die dort gegen die Tyrannei geführten kühnen Kämpfe vielfach mit Sagen durchwoben sind. Außer dem Wilhelm Tell stehen zwar dem Herzen der Bergbewohner noch einige andere Helden nahe, doch alle überragt in ihrer ganzen gewaltigen epischen Größe die Gestalt des Bogenschützen, obwohl seine Existenz geleugnet wird und keine geschichtlichen Beweise seiner Thaten vorhanden sind. Es wäre ein unnützes Beginnen, hier des Ausführlichen die noch nicht gelöste Frage über die Existenz Wilhelm Tells behandeln zu wollen. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß schon vor der Zeit, in welcher er gelebt haben soll, viele Erzählungen von der merkwürdigen Geschicklichkeit von Bogenschützen im Umlauf waren. In den russischen Heldengesängen des Wladimircyklus wird sogar von einem Weibe, der Frau des starken „bogatyr“ Donnaï berichtet, daß sie sich rühmte, den Bogen besser als ihr eigener Mann handhaben zu können. Dieser wollte ihre Tüchtigkeit auf die Probe

stellen und legte sich einen goldenen Ring auf den Kopf, den sie herunterschießen sollte. Dreimal schoß die gewandte junge Frau den Ring vom Kopf ihres Mannes, ohne diesen zu verwunden. Von Zorn und Eifersucht übermannt, richtete er einen Pfeil nach dem Herzen seiner Frau, doch gelang es ihr, ihn durch Bitten zu erweichen und ihr Leben zu retten.

Ein isländischer König zwang den Schützen Egil, einen Apfel vom Haupte seines Sohnes zu schießen; ein sehr geschickter Pfeilschütze Toko wurde vom Könige von Dänemark genötigt, ähnliches zu verrichten. Das gleiche Erlebnis widerfuhr dem norwegischen Schützen Endride mit den großen Füßen; ein gewisser Henning dagegen hatte eine Nuß auf dem Haupte seines Bruders zu treffen. Einer weiteren Art von Wilhelm Tell begegnen wir in einem Hexenmeister der Pfalz und einem gewissen Cloudesly, der in den englischen Balladen gefeiert wird.

Durch diese Geschichten wird die kühne That des Schweizer Helden ihrer Originalität beraubt, trotzdem ist die ihn betreffende Sage auf der ganzen Erde volkstümlich geworden, während die Thaten der anderen nur den Gelehrten bekannt sind. Weniger bekannt dürfte eine andre Schweizer Überlieferung in sagenhafter Form sein, welche man das Epos des Hungers nennen könnte. Sie hat zweifellos einen geschichtlichen Untergrund.

Auch in der Schweiz gab es Volksdichter, welche sich für die Freiheit des Vaterlandes zu schlagen wußten. Sie hinterließen uns jenen Gesang, welcher besagt, daß im fernen Schweden ein Volk im Elend lebte, und um den Qualen des

Hungers zu entgehen, einen traurigen Entschluß fassen mußte. Der König versammelte seine Räte um sich und es wurde beschlossen, um das Volk aus Todesgefahr zu retten, sollte der zehnte Teil auswandern. Doch alle zogen den Aufenthalt im Vaterlande, den Tod der Auswanderung vor. Der König wollte das nicht zugeben, trotzdem ihn dieser Wettstreit echter Vaterlandsliebe rührte. Es sollte also gelost werden, wer auswandern müsse, und nach Verlauf einer Woche sollten die das Los gezogen, mit der Verzweiflung im Herzen der teuren Heimat den Rücken wenden.

Das Ostfriesenlied, das man buchstäblich den Heldengesang des Hungers nennen könnte, erzählt:

„Der eine war reich, der andre war arm, doch alle schrien: Gott möge sich unsrer erbarmen. Wohin sollen wir unsren Fuß setzen? . . .“

„Viele hielten ihre Kinder an der Hand und schleppten ihre armseligen Vorräte mit sich. Dieses Schauspiel zerriß jedes Herz, und die Felsen selbst wären angesichts dessen weich geworden. Sie besaßen kein Haus mehr und keinen Herd, und ihre Gebete stiegen deshalb zu Gott empor.“

In einer Anzahl von 6000 wanderten die Schweden aus; ein feierlicher Schwur band sie, in jeder Not fest zu einander zu stehen. Sie überschritten viele Berge und viele Ebenen und machten sich gegenseitig Mut, denn sie litten sehr vom Hunger. Schließlich stießen sie auch auf kaiserliche Grafen, die in ihnen Feinde erblickten. Sie besiegten aber die letzteren und rückten immer weiter vor, wobei sie sich vieler Beute bemächtigten, so daß aus dem hungernden Volke ein

reiches wurde. Eine Zeit lang folgte man dem Laufe eines Flusses und gelangte so auf den Brochenberg. Unter diesem gespaltenen Berge, dessen wahre Lage man nicht kennt, wollen einige einen Teil des Pilatus bei Luzern, andere die zwei Kegel des Mythen verstanden wissen, die durch die Kraft eines Titanen getrennt zu sein scheinen. Später soll ein Teil der Bevölkerung abermals aufgebrochen sein, um sich einen neuen Wohnsitz zu suchen, und dem Laufe der Aar folgend das Hasli entdeckt haben.

Auch über das Bevölkern der Thäler und das Entstehen der Flecken oder Städte entstanden eine Fülle von Sagen. Viele von ihnen zeigen uns, daß vor noch nicht allzu fernen Zeiten manche Gegenden der Alpen noch unbebaut und fast unbewohnbar waren, wo sich jetzt bei gastlichen Alpen Weideplätze erstrecken oder freundliche Dörfer aufthun mit schimmernden, zu Thal hüpfenden Wasserfällen. Auch jetzt erblickt man hier und da noch geradezu jungfräulich zu nennende Wälder, jedoch vermindert sich ihre Zahl von Jahr zu Jahr, und ihre Ausdehnung wird immer geringer. Berlepsch stellt einen interessanten Vergleich der Reste jungfräulicher Wälder in den Alpen mit den unberührten amerikanischen Wäldern auf. Hiernach kann man sich ungefähr vorstellen, wie vor tausend Jahren die Alpen ausgesehen haben mögen, als noch unzählige Wölfe und Bären in den niemals von einem Menschen betretenen Wäldern hausten. Wer nur irgendwie konnte, blieb diesen Waldungen so fern als möglich, nicht nur aus Furcht vor den wirklichen Gefahren, sondern auch auf Grund des Glaubens an das Vorhandensein der unzähligen,

fast stets böswilligen Geister, die man als die eigentlichen Herren der waldigen Alpenregionen betrachtete.

Eine Sage schildert uns, von welcher Art die Bevölkerung eines Teiles des herrlichen Thales von Gruyères war, woselbst ja, wie wir bereits vernommen, die jungen Mädchen einmal die Burg tapfer gegen die Feinde verteidigt haben. Dieses Thal wird von der Sarina durcheilt, die von den Gletschern des Sanetz herab gegen die Grenze des Vallese strömt. Sieben Jahrhunderte hindurch gehörte es den Grafen von Gruyères; sie sorgten für seine Bebauung, brachten Kultur dorthin und waren ihren Unterthanen, denen sie viele Wohlthaten erwiesen, mehr gütige Väter als gestrenge Herren.

Im Thale von Gruyères spricht man zwei verschiedene Sprachen. Von den Quellen der Sarina bis zum Schloß Vaud wird deutsch gesprochen, im unteren Teile dagegen französisch. Man behauptet, daß zur Zeit der Einfälle der Hunnen oder der Sarazenen und andrer barbarischer Stämme Flüchtlinge verschiedener Nationen von beiden Seiten aus in das Thal gekommen seien und sich ihre Muttersprache bewahrt hätten. Der Sage nach wurden die beiden äußersten Enden des Thales eher bevölkert als die Mitte. Von den Schneeländern herübergekommene Paladine sollen dort ihr Schloß ‚Gruyères‘ gehabt, doch eine lange Zeit hindurch nicht gewagt haben, die enormen Felsenmassen des Thales zu übersteigen, in welchen allem Anscheine nach die Quelle der Sarina gelegen war.

Man behauptete ferner, daß zahllose Bären, Wölfe und andre wilde Tiere auf jenen Bergen hausten. Schreckliche Schlangen versperrten den Menschen die Wege und ein fürchter-

lich anzusehendes Gespenst schleppte den Kühnen fort, der ihm zu trotzen wagte. Deshalb hatte niemand den Mut, jene gefährlichen Felsenmassen zu erklimmen. Endlich drückte ein junger Ritter des genannten edlen Hauses, der ein eifriger Gemsjäger und als solcher schon oft dem Laufe der Sarina gefolgt war, den lebhaften Wunsch nach Überwindung jenes Hindernisses aus. Er entschloß sich, einen Zug in das Unbekannte zu wagen, und brach mit vielen Leuten vom Schlosse Gruyères auf, welche Speere, Schilde, Strickleitern und Schwerter mitschleppten. Mit unbeschreiblichem Mute erstiegen und überkletterten sie die Felsen und sahen sich bald inmitten einer Unmasse loser Felsblöcke und ungeheurer Bäume mit so alten Stämmen, daß sie in dem üppigen Grase bereits verfaulten. Und als sie ungefähr eine weitere Meile mit vieler Mühe vorgedrungen waren, erblickten sie ein schönes, weder von Schlangen noch von Gespenstern bewachtes Thal, über welches der Ritter nun die Wohlthaten seiner Herrschaft ebenfalls ausdehnte.

In den Zeiten grimmer Kämpfe zwischen den verschiedenen Völkern oder bedrohlicher Einfälle suchten sehr häufig fremde Leute in den Wäldern oder auf den fast unzugänglichen Felsen einen sicheren Zufluchtsort vor den Nachstellungen der Feinde. Deshalb erinnern die Alpensagen oftmals an Menschen, die so dem Tode entgingen und den Frieden in den Bergen fanden, trotzdem das Leben auf den Höhen gewiß nichts angenehmes war.

Die ersten Bewohner der Alpen sind von lateinischen Geschichtsschreibern geschildert worden. Die meisten trugen in ihrer Wildheit noch lange, blonde Haare, goldene Hals-

bänder und am Arm den breiten, schimmernden Schild. Im Kriege legten sie Proben unbezähmbaren Mutes ab; die vielen über die Alpen hereinbrechenden Kriegsschauer räumten jedoch bald mit ihnen auf. Zu Dienstleistungen bei den Römern gezwungen, wurden sie in den mörderischen Kriegen dezimiert. Nach den Einfällen der Barbaren schienen viele Teile der Alpen völlig verlassen zu sein. Es gab indessen noch immer unbezwingbare Orte, an denen die alten, stolzen und unabhängigen Alpenbewohner hausten, die sozusagen keinem Reiche zugehörten und sich gegenüber den Kämpfen anderer Völker neutral verhielten. Sie waren an die Jagd auf das wilde Getier und die Gemsen gewöhnt und verfolgten sie bis hinauf zum ewigen Schnee. Sie nährten im Herzen eine zähe, unbesiegbare Abneigung gegen die Angehörigen fremder Nationen und nahmen deshalb nicht immer freundlich die unglücklichen Flüchtlinge auf, die wahrscheinlich unter den wilden und räuberischen Bewohnern der Alpen häufig ebenso Schreckliches zu erdulden hatten, als wenn sie in den Ebenen und in den leichter zugänglichen Thälern geblieben wären.

Die fast völlig vergessene Sage von dem Grabe der Matolda im Vinthale erinnert daran, daß sich unter den Unglücklichen, die mit dem Wunsche, nicht in die Hände hartherziger Feinde zu fallen, neuen Gefahren und Drangsalen entgegengingen, eine junge Frau befand, welche das Schloß ihrer Väter nicht wieder sehen sollte. Sie starb infolge der auf der eiligen Flucht erlittenen Verletzungen.

Eine Sage, die eigentlich mehr in das Kapitel von den Alpenseen gehört, erzählt, daß auch eine Königin im Gebiete von Biella nahe dem See der Alten Zuflucht gesucht habe.

Eine Volkserzählung des Trentin berichtet von einem „Garten der Königin" genannten Orte, der nahe einem grünen, mit Blumen bestandenen Streifen zwischen nackten und schroffen Felsen gelegen ist. Hier suchte eine schöne Königin mit ihrem Gefolge den Frieden. Sie kam über den Campigliopaß in herrlichen königlichen, jedoch zerfetzten Gewändern auf einem feurigen Pferde, mit ihren ebenfalls prächtig und neu gekleideten Damen und Herren, deren Kleider auch so zerrissen waren, als hätte man kürzlich ein fürchterliches Handgemenge mit grimmen Feinden gehabt. Die von der Alpenlandschaft entzückte und die Gruppe der Brenta und der Cima Tosa bewundernde Königin wollte auf jenem grünen Flecken für immer verweilen. Das Land wurde angebaut, und die Königin lebte mit ihrem Gefolge daselbst eine geraume Zeit.

Übrigens siedelten sich in vielen Alpenortschaften Fremde an; nicht alle befanden sich auf der Flucht vor Feinden oder räuberischen Einfällen, viele wollten Metall in den Eingeweiden der Erde suchen oder das Eisen bearbeiten, als in den Alpen noch ein schwunghafter Handel damit blühte. Es geschah auch häufig, daß sich die alten Bewohner der Thäler vor den fremden Eindringlingen auf kaum zugängliche Punkte zurückzogen und sich weder den neuen Gesetzen noch der neuen Religion unterwerfen wollten. Sie lebten lieber den ererbten Anschauungen getreu als Geächtete.

Der Haß, die Furcht und auch das Mißtrauen, welches man dem Fremden allgemein entgegenbrachte, zeitigten neuen Aberglauben und verschiedentliche Sagen. Je mehr sich der blinde Schrecken vor den Hexen und den Künsten der Magier unter den leicht dafür empfänglichen Bergbewohnern ausdehnte, desto mehr kam der Glaube auf, daß ganze Ortschaften von Hexen und zu jeder Schandthat fähigen Personen bewohnt seien.

Des Ambrois giebt dafür folgenden Grund an. Die vor den neuen Eindringlingen zurückweichenden Urbewohner der Thäler bewahrten noch lange und äußerst zähe die Verehrung heidnischer Gottheiten, und da sie sich nicht zur Abschaffung gewisser Gebräuche des alten Götterkultus verstanden, so glaubte man sie vom Teufel besessen und hielt sie für Meister in den dunklen Künsten der Zauberei.

Im Vinthale herrscht noch jetzt unbesiegbares gegenseitiges Mißtrauen unter den Leuten verschiedener Abstammung. Nach einer die Dörfer Lemie und Forno di Lemie beherrschenden Anschauung — in letztgenanntem Orte siedelten sich vor Jahrhunderten Bergamasken als Eisenarbeiter an — gab und giebt es dort Hexen, die zu allem fähig sind. Wie schon erwähnt, erblickt man in jenem Teile des Thales schwarze Kater, die nichts anderes als die so verwandelten, gefürchteten Megären sind. Und auch jetzt noch entstehen daselbst fortwährend neue Sagen von diesen gräßlichen Freundinnen des Teufels.

Die meisten Sagen bezeichnen die widerspenstigen Bewohner der Alpen als Heiden, und die damaligen Christen scheinen den Ungläubigen ein teuflisches Aussehen und eine teuflische Macht zugeschrieben zu haben.

Ich sprach bereits von der Sage des Heidenfelsens im Trentin, doch lassen sich auch auf den Schweizer Alpen eine Menge Sagen mit heidnischen Spuren finden. Die vielen vereinzelt stehenden Kapellen sollen auf den Stätten heidnischer Tempel oder Türme errichtet worden sein, in welche sich die Heiden einschloßen.

Im Bleniothale sieht man an kaum ersteigbaren Punkten die Trümmer einstiger Behausungen. Durchquert man das Gelände von Dongio, so gewahrt man mitten auf einer der höchsten Wände, auf der Spitze des Satro, ungefähr 200 Meter über dem ebenen Plateau, die Überreste zweier menschlichen Wohnsitze. Wer dort hinauf will, wagt sein Leben. Auf drei hohen und gefährlichen Stufen steigt man durch die zerfallenen Dächer in das Innere jener Behausungen. Ihr Erbauer wollte sich augenscheinlich in einer von allen Seiten uneinnehmbaren Stellung befinden.

Diese Trümmer haben ein uraltes Aussehen; ihre Konstruktion nähert sich nicht einmal jener der ältesten Häuser des Thales, trotzdem dort noch einige aus dem 14. Jahrhundert stehen. Wer das Innere betreten hat und an der Thür stehen bleibt, die umgebende Landschaft zu überschauen, der empfängt einen unvergeßlichen Eindruck. Vom Berge, auf welchem die Häuser selbst stehen, sieht man nichts. Sie scheinen direkt über dem Abgrund zu schweben, und man glaubt, es sei unmöglich, wieder in das Thal hinunterzugelangen.

Im Bleniothale sieht man übrigens viele ähnliche Bauten, so im Sas-Pidana, auf den Bergen oberhalb Marogno und Molto; die Trümmer von Dongio indessen

sind besser erhalten als alle übrigen. Doch alle sind auf kaum erreichbaren Punkten gelegen und äußerst geschickt zur Verteidigung eingerichtet. Sie werden die Häuser der Kroisch genannt und haben den Gelehrten viel zu denken gegeben. Jedermann wollte herausbekommen, wer ihre Besitzer gewesen sein mögen und warum sie in so großer Zahl und in einer Lage erbaut wurden, die ihren Bewohnern jedesmal das Leben kosten konnte, so oft sie zu Thal steigen mußten.

Man behauptete, daß sie Schlupfwinkel von Räubern und Mördern gewesen sind. Es ist indessen nicht anzunehmen, daß man lediglich aus dem Wunsche, getrennt von der übrigen Menschheit zu leben, oder nur des Raubes wegen in das Thal hinunterzusteigen, in Wohnungen gehaust hat, die für die Adler gemacht zu sein schienen, wenn diese nicht ein Nest unter freiem Himmel vorgezogen hätten. Die Lüftung des Geheimnisses dürfte wohl ausschließlich in den Überlieferungen des Volkes zu finden sein, welches diese Reste die Heidenhäuser nennt.

Das Christentum drang ziemlich spät in die Alpenthäler ein, und das Heidentum herrschte dort noch souverän, als es bereits aus dem Norden Europas fast ganz verdrängt war. Aus den Überlieferungen, den Trümmerresten und aus einigen noch jetzt vorhandenen Gebräuchen läßt sich leicht erkennen, wie tiefe Wurzeln es im Bleniothale geschlagen hatte, und welch eine Aufgabe die Verkünder der neuen Lehre bei der Bekämpfung des alten Glaubens zu überwinden hatten. Zweifellos haben die Bergbewohner die Religion, der sie seit vielen Jahrhunderten anhingen, energisch verteidigt.

In jener Gegend, wie in vielen anderen der Alpenkette, stieß der endgültige Triumph des Christentums jedenfalls auf viele größere Schwierigkeiten als sonstwo; es mußte sich bei seinen eigenen Gebräuchen und Festen gewisse heidnische Gepflogenheiten gefallen lassen und sich damit begnügen, ihnen einen christlichen Charakter zu geben.

Aber es gab dort auch Menschen, die sich offen gegen die neue Ordnung der Dinge auflehnten und den alten Glauben erhalten wollten. Ihre Zahl war indessen geringer als die der neuen Christen. Sie wurden von diesen feindlich behandelt und mußten sich unter unendlicher Gefahr und Mühseligkeit in befestigte Plätze zurückziehen, in denen sie von den übrigen Thalbewohnern völlig geschieden lebten. Ihre Lage war jedenfalls eine äußerst klägliche, denn wenn sie ihre Wohnungen, die gleich den Vogelnestern über den Abgründen schwebten, verließen, um sich das zum Unterhalte Notwendige zu verschaffen, so geschah das mit Gefahr ihres Lebens; der harte Zwang machte sie zu Räubern. Sie mußten des Nachts auf Beute ausgehen, und man kann daher behaupten, daß sie die Herren der Thäler waren, weil die Christen die heidnischen Gottheiten als teuflische Gewalten ansahen und die Heiden selbst als die Gefolgschaft jener. Kein menschlicher Mut aber war, so glaubte man, imstande, gegen diese höllischen Mächte anzukämpfen.

Andrerseits war es für die Christen ein schwieriges Unterfangen, bei Tag die Heidenhäuser anzugreifen, denn diese waren, wie wir gesehen haben, ausgezeichnet verteidigt. Auch mußten sie sich hüten, einen ihrer Gegner zu bestrafen, falls sie eines solchen bei Tag habhaft werden konnten, weil

jene des Nachts die Beleidigung in größerer Masse gerächt haben würden. Die Überlieferungen und Sagen, in welchen jene Räuber eine Rolle spielen, behaupten, daß die Heiden nachts die Kinder der Christen entführten und mit großer Sorgfalt aufzogen, wenn eine der heidnischen Familien keine Nachkommenschaft besaß und deshalb zu erlöschen drohte.

Eines Nachts stieg einmal ein Heidenweib in das Thal hinab, um ihr eigenes Kind mit einem schöneren zu vertauschen, oder — nach einer andern Lesart — weil ihr Kind erkrankt war und sie hoffte, die Christen würden es gut pflegen. Als die Mutter des geraubten Kindes den Tausch bemerkte, floh sie weinend den kleinen Heiden, weil sie ihn nicht berühren wollte. Niemand wagte es, sich dem jämmerlich schreienden Kinde zu nähern, und als seine Mutter das Weinen hörte, stieg sie wieder in das Thal hinunter. Mit Lebensgefahr gab sie den Christen das geraubte Kind zurück und trug das ihrige in die eigene klägliche Behausung. Merkwürdigerweise ähnelt diese Sage sehr der bereits erwähnten Koboldgeschichte.

Auch bei Überlingen giebt es Heidenhäuser, die auf kaum betretbaren Klippen errichtet sind und in der Konstruktion denen vom Bleniothale sehr ähnlich sind. Unglücklicherweise sind sie bei der Anlage der Landstraße nach Ludwigshafen zum größten Teile vernichtet worden. Mancher will in ihnen den Pfahlbauten entsprechende keltische Behausungen erblicken und behauptet, daß die Sueven die Kelten auch von dort verjagten.

Im Kanton Glarus, oberhalb Matt, befindet sich das sogenannte Heidenloch. Die Sage geht, daß auch in dieser

Behausung, die nicht von Menschenhänden gefertigt wurde — denn das Heidenloch ist eine an Stalaktiten reiche Höhle — ein schwarzer Hund einen in eiserner Truhe verschlossenen Schatz hütet. In früheren Zeiten hat man dort ein weißes Schaf hineingehen lassen; dasselbe schien ein rotes Fell zu haben, wenn man es später in der Entfernung einer Meile wieder sah.

Auch im Gruyèresthale giebt es eine ungeheure, das Heidenloch genannte Höhle.



Bei Giswil in der Schweiz sieht man noch einen Heidenturm. Er soll von den alten Heiden errichtet worden sein und hat überaus starke Mauern. In seiner Nähe lagern große Steine, denen die Spuren von Menschenfüßen und Tierklauen aufgedrückt sein sollen. Dortselbst erschien einmal einem Hirten, zu seinem Schrecken plötzlich neben ihm auftauchend, ein alter, in Felle gekleideter Heide.

In dem sagenhaften Turm selbst sollen noch jetzt die Heiden hausen; sie werden aber infolge einer jener merk-

würdigen Launen der Volksphantasie mit den wilden Waldmenschen zusammengeworfen.

Vom Tagliaferro in der Valsesia, berühmt geworden durch seine häufige Erwähnung in den Sagen, erzählt man, daß ehedem eine Straße nicht um seine Basis, sondern unter seinem Gipfel herum führte. Man nennt noch heute den Heidenweg, was nichts anderes ist, als eine Steinschicht, die durch ihre hellere Farbe von dem andren Gestein absticht und von fern gesehen wie ein Fußpfad aussieht. Man berichtet auch, daß einst an einzelnen Steinen nahe der Bergspitze große eiserne Ringe befestigt waren, an welche die Arche Noah gekettet gewesen sein soll. Durch einen merkwürdigen Zufall, der indessen mit einem thatsächlichen Vorfalle im Zusammenhange stehen muß, hörte ich auch im Viuthale zwischen Lemie und Usseglio von sagenhaften eisernen Ringen an den Flanken der Berge sprechen. Das Gleiche erzählt man sich auch im Trentin, und die Phantasie des Volkes hat sich allerlei merkwürdige Dinge über die Verwendung dieser Ringe zusammengereimt. Das Anbringen von Ringen scheint indessen mit der Widmung derselben an irgend eine mächtige heidnische Gottheit im Zusammenhang zu stehen. So hat sich die Erinnerung an diese Ringe in den Überlieferungen erhalten, trotzdem von ihnen selbst keine Spur mehr an den Felsen zu entdecken ist.

Die ersten Kämpfe zwischen Heidentum und Christentum erzeugten nicht nur die Sagen von den Behausungen der letzten Heiden, sondern auch Legenden mit zum großen Teile geschichtlichem Ursprunge. Diese Sagen sind in die Lebensläufe der ersten Heiligen eingereiht worden, welche das wohlthätige Licht des christlichen Glaubens auf die Alpen trugen. Da es

deren zu viele giebt, muß ich mich leider auf die Wiedergabe einiger weniger beschränken.

Auf die Alpen des Dauphinats trug der aus Afrika gekommene heilige Marcellinus die Lehre des Christentums. Er bekehrte die Stadt Embrun, und im Kampfe gegen den Arianismus durchzog er das Obere Dauphinat von Thal zu Thal. Als die Vandalen im Jahre 433 Embrun, damals die Hauptstadt der Provinz der Seealpen, gemäß der Einteilung Galliens seitens des Honorius, belagerten, verteidigten sich die Bewohner so tapfer, daß die Barbaren zum Rückzuge genötigt waren. Darauf wallfahrtete das Volk zum Grabe des heiligen Marcellinus, denn es wollte ihn bei der Verteidigung der Stadt mit dem funkelnden Schwerte in der Hand, die Feinde verfolgend, erblickt haben.

Das Rendenathal scheint zur Zeit der Römer mit dichten Gehölzen bis fast hinauf zur Gletscherregion bewachsen gewesen zu sein. Vielleicht waren in uralten Zeiten auch die kleinen Seitenthäler von Wäldern bedeckt. Später bevölkert, blieb das Thal der letzte heidnische Teil der Diözese von Trient. Als der heilige Vigilius im Jahre 400 zur Verkündigung des Evangeliums dorthin ging, wurde er von der fast wilden Bevölkerung schlecht aufgenommen und erlitt schließlich dort den Märtyrertod. Er traf gerade in Spiazzo ein, als man dort die Saturnalien beging, und dieser Anblick entrüstete ihn dermaßen, daß er das Bildnis des heidnischen Gottes zu Boden warf. Darauf bestieg er den Sockel, auf welchem sich vorher die Bildsäule befunden hatte, und predigte vor dem erstaunten Volke die neue Lehre. Als dieses sich aber von dem ersten Erstaunen erholt hatte, steinigte es den heiligen

Bischof von Trient und warf seinen Leichnam in die Sarca. Die Flut brachte ihn nach Tione; dort wurde der Körper aufgefischt und mit großem Gepränge nach Trient gebracht, trotz der Einrede der Bewohner von Brescia, welche den verehrten Leichnam für ihre Stadt beanspruchten.

In der Umgebung von Luzern erzählt man nicht nur viele Sagen vom heiligen Gotthardt, sondern auch vom heiligen Franziskus von Assisi, der dort als ein großer Wohlthäter gepriesen wird. Er befand sich einstmals in der Schweiz bei der frommen Gräfin Gulta auf Schanensee bei Brienz zu Besuch, als ein Orkan den Krienbach derart anschwellen ließ, daß Überschwemmung entstand, die vielen Schaden anrichtete. Der Ort aber, der den Heiligen beherbergte, blieb unversehrt. Nachdem die Wut des Wassers sich gelegt hatte, untersuchte der heilige Franziskus das Strombett und überlegte, in welcher Richtung man den Bach ablenken könnte. Er bat die Gräfin, das wichtige Werk zu unternehmen, welches das Thal nach Luzern hin schützte. Und die Gräfin wendete viel Geld auf, um dem Wunsche des Heiligen zu genügen.

Viele Sagen entstanden auch während der Religionskriege der Christen und bei den Bürgerkriegen, welche den größten Teil Europas mit Blut und Ruinen bedeckten.

Die heimlichen Verbrüderungen der Waldenser und andrer Ketzer sollen die Veranlassung zu dem Aberglauben an die nächtlichen Hexenritte und an die verbrecherischen Zusammenkünfte am Sabbath gegeben haben. Diesem Aberglauben huldigen heute noch viele Älpler und zeigen einem ohne weiteres, in welchem Teile des Thales die Versammlungen der Feen, Hexen und Dämonen statthaben. Andere

meinen, dieser nach dem ersten Auftreten des Christentums entstandene und dann im Volke haften gebliebene Aberglaube sei die Folge der Beibehaltung einer von den alten Sabasiern stammenden heiligen Handlung, durch welche Bacchus Sabasius verehrt wurde. Dieser Gottheit war der Ziegenbock heilig, und daher bildete man sich schließlich ein, in dieser Gestalt nehme der Teufel an den Hexenversammlungen teil. Auf den Alpen ist nach den ersten Einfällen der Römer zweifellos der Bacchuskultus ein sehr ausgebreiteter gewesen. Der Weingott wurde ganz besonders im Bleniothale verehrt, das, wie schon bemerkt, noch eine geraume Zeit heidnisch blieb; ferner auf den Alpen des Dauphinats, woselbst man im Jahre 1834 zu Ehren des Bacchus einen „Bacchu — Ber“ genannten Tanz abhielt. Die Tänzerinnen faßten mit der rechten Hand den Griff eines großen Schwertes und mit der linken die Spitze des von ihren Nachbarn getragenen. Wahrscheinlich zum Gedächtnis an diese alten Tänze pflegten die Schwertträger von San Giorio in der Prozession mächtige, von ihren Vorfahren geerbte Schwerter zu tragen. Auch der heute noch in Vannio im Anzascathale vorhandene Gebrauch des „Soldatenmachens“ fußt auf uralten, von bewaffneten Männern ausgeführten heiligen Tänzen.

Jedenfalls bildete und verbreitete sich die Sage auf den Alpen auch um die Gestalten der Abtrünnigen und der Verteidiger des katholischen Glaubens. Im Gebiet von Biella, besonders im Mossothale, begegnet man als einer sagenhaften Persönlichkeit dem Bruder Dolcino, den wir schon mit seinen Gefährten im Kapitel von den Gespenstern antrafen, weil er zum ewigen Märtyrium verurteilt ist.

In den Kantonen der Schweiz, die sich nicht zu den Lehren Luthers bekannten, erscheint dessen Gestalt in verschiedenen Sagen. Auch Lesdiguières ist zum sagenhaften Helden der Alpen geworden. Er wurde der König der Berge genannt. Am Tage seiner Geburt brach in Saint Bonnet ein Feuer aus, und das gleiche geschah an seinem Todestage. Es war gerade so, als ob sein stürmisches, 84 Jahre dauerndes Leben mit einem Unglück hätte beginnen und mit einem solchen enden sollen. Im Jahre 1585 nahm er die Stadt Embrun ein, und die Fanatiker wiesen die Spuren der Hufeisen seines Pferdes, als er zur Kathedrale ritt.

Im sogenannten lombardischen Kreise sind noch Spuren uralter Mauern und Wohnsitze vorhanden; man kann annehmen, daß sich an solchen Stellen einst ein Dorf oder eine Stadt erhob. Unfern dieser Ruinen und der Gemeinde von San Secondo, in der Richtung der italienischen kottischen Alpen erblickt man ein „Pertusio della Mena“ genanntes Loch. Dieses soll die Öffnung eines ehemaligen Tunnels sein, der in der Nähe von San Bartolomeo di Prarostino und San Lorenzo di Angrogna im Lusernathale durch das Innere des Berges führte. Dieser Durchgang war nur den Waldensern bekannt und wurde von ihnen benützt, um mit ihren Kompagnien leichter von Berg zu Thal und ebenso in umgekehrter Richtung gelangen zu können. Aber der unterirdische Gang scheint ihnen keine großen Vorteile gebracht zu haben. Ursprünglich soll jenes Loch auch der Zugang zu einem Bergwerk gewesen sein. Die von den unterirdischen Eilmärschen der Waldenser auf den kottischen Alpen erzählten Sagen scheinen von ihren Gegnern erfunden worden

zu sein, welche sich das schnelle Auftauchen der natürlich jeden Fußpfad kennenden Söhne der Berge nie erklären konnten.

Ein andrer sagenhafter Held des Susathales war ein gewisser La Cazette, ein Feind der Hugenotten. In den Augen des Volkes ist er der vollkommene Typus eines mittelalterlichen Paladins. Mit einer gewichtigen Rüstung angethan, war er stark wie Herkules. Sein einziges Vergnügen war das Kampfgewühl, und den Feinden wurde er furchtbar. In Wahrheit hieß er Ludwig Bonet und war aus Oulx gebürtig. Er trat für die katholische Sache ein und hinderte die Hugenotten an der Einnahme von Briançon und des Oulxthales. Nach einer heldenmütigen Gegenwehr wurde er schließlich von ihnen getötet.

Die Alpensagen erinnern häufig auch an Streitigkeiten zwischen einzelnen Gemeinden, die von der Geschichte nicht vermerkt wurden und dennoch in der Phantasie des Volkes tiefe Spuren hinterlassen haben. Gewöhnlich drehte sich der Streit zwischen den Gemeinden um das Eigentumsrecht der Weideplätze. Schon in den ältesten Zeiten gab es händelsüchtige Älpler, die aus ganz nichtigen Gründen einen Streit vom Zaune brachen, um andere, einer fremden Nationalität angehörige Bergbewohner berauben zu können.

Eine Sage aus dem schönen Antronathale berichtet, daß viele Bewohner des Vallese einstmals durch den Andolapaß heimlich herniederstiegen, um zu nächtlicher Stunde Antronapiana zu überrumpeln. Eine zufällig ihres Weges kommende Greisin wurde gefangen genommen, und aus Furcht vor Verrat wollten die Feinde von Antronapiana sie töten. Sie schwur indessen, von dem Geschehenen nichts zu verraten, und so

ließ man sie wieder laufen. Als sie zu den Ihrigen heimkehrte, wurde ihr das Herz aber doch schwer, denn sie wollte gern Antronapiana retten, ohne jedoch ihrem Schwure untreu zu werden. Es war gerade ein Festtag und die Bevölkerung um die Vesperstunde in der Kirche versammelt. Sie nahm ihre Spindel und ihren Rocken, und als die Leute aus der Kirche kamen, sang sie im Dialekt ihrer Heimat eine Art Trauergesang, ungefähr des Inhalts: „Rocken und Spindel — die Felsen von Andola leuchten — Spindel und Rocken — Sonst ist meinem Munde nichts zu entlocken."

Viele meinten im ersten Augenblick, sie sei toll geworden, denn ihr Benehmen war ihnen zu merkwürdig. Sie galt jedoch als sehr verschlagen, und man sann über die Bedeutung ihres Gesanges nach und fand heraus, daß die Felsen von Andola vielleicht von den funkelnden Waffen der Feinde leuchten. Es wurde Alarm geschlagen, die Männer legten die Waffen an und gingen den Feinden entgegen. Bei der Pferdealp legten sie sich in den Hinterhalt, und als im Schweigen der Nacht die Vallesaner vorüberzogen, wurden sie unvermutet angegriffen und geschlagen.

Eine höchst dramatische Alpensage mit geschichtlichem Hintergrunde betrifft die berühmte Herrscherin Savoyens und Piemonts, gemeinhin Frau Christine genannt. Allerdings hörte ich sie nicht von Älplern erzählen, sondern im Flecken Pianezza auf der piemontesischen Ebene zu Füßen der Alpen, nicht weit von der Einmündung des Susathales, woselbst die braven Frauen auch des Abends, wenn sie Irrlichter auf der majestätischen Gruppe der nahen Alpenkolosse sehen, glauben, daß dort die Toten ihren Umzug halten.

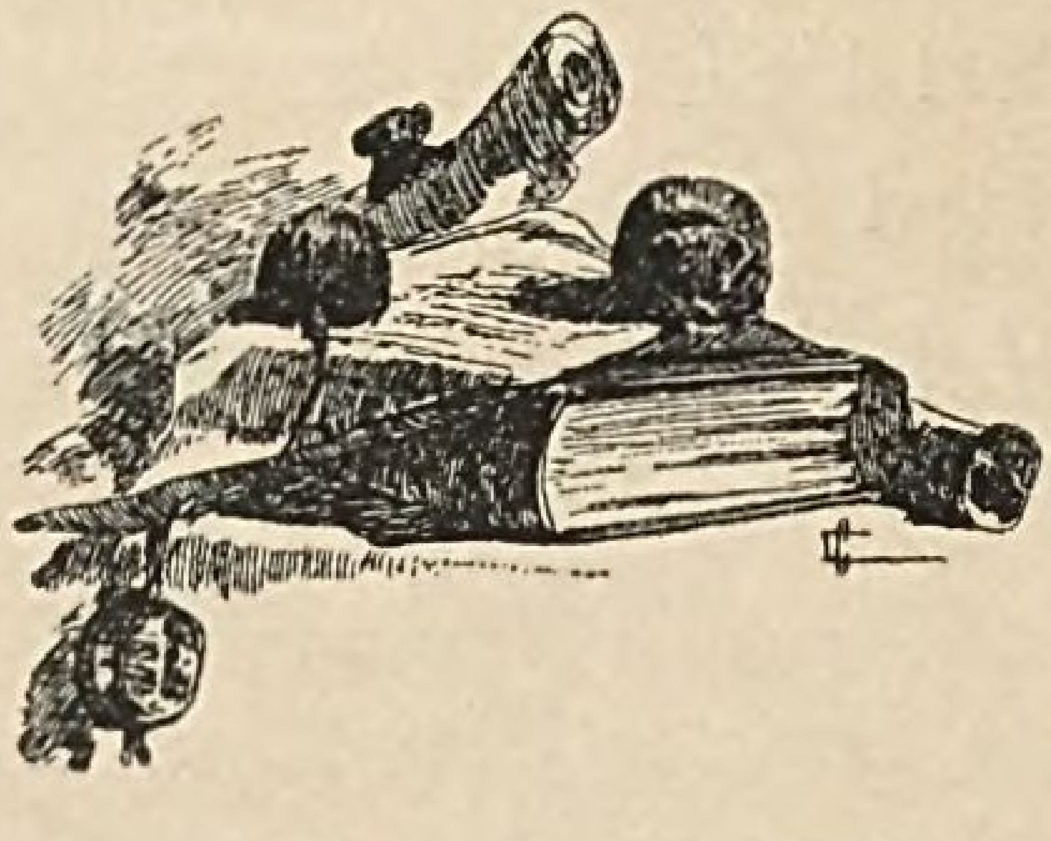
Die Geschichtsschreiber erzählen die Schicksale der schönen und ruhelosen Witwe Viktor Amadeus' I verschieden; zum Teil nennen sie dieselbe eitel und verdorben, zum Teil entschuldigen sie ihre Sünden. Die Volkssage lautet ihr nicht besonders günstig. Die in Pianezza umlaufende Erzählung behauptet, daß Frau Christine unzählige Verbrechen beging, bis die ihrer Bosheiten überdrüssigen Unterthanen ihren Tod beschlossen. Man gab den Pferden, die gewöhnlich vor die Kutsche der Herrin gespannt wurden, mehrere Tage hindurch nichts zu trinken. Als die Fürstin eines Abends mit ihnen ausfuhr, rasten die Tiere infolge ihrer Qual wie toll davon. Der Kutscher und die Diener erkannten die Gefahr, in welcher die Herzogin schwebte, und sprangen noch rechtzeitig ab. Sie selbst wurde ein Opfer der durchgehenden Pferde, die somit zu Rächern der vielen armen Leute wurden, welche durch die Herzogin um das Leben gekommen sind.

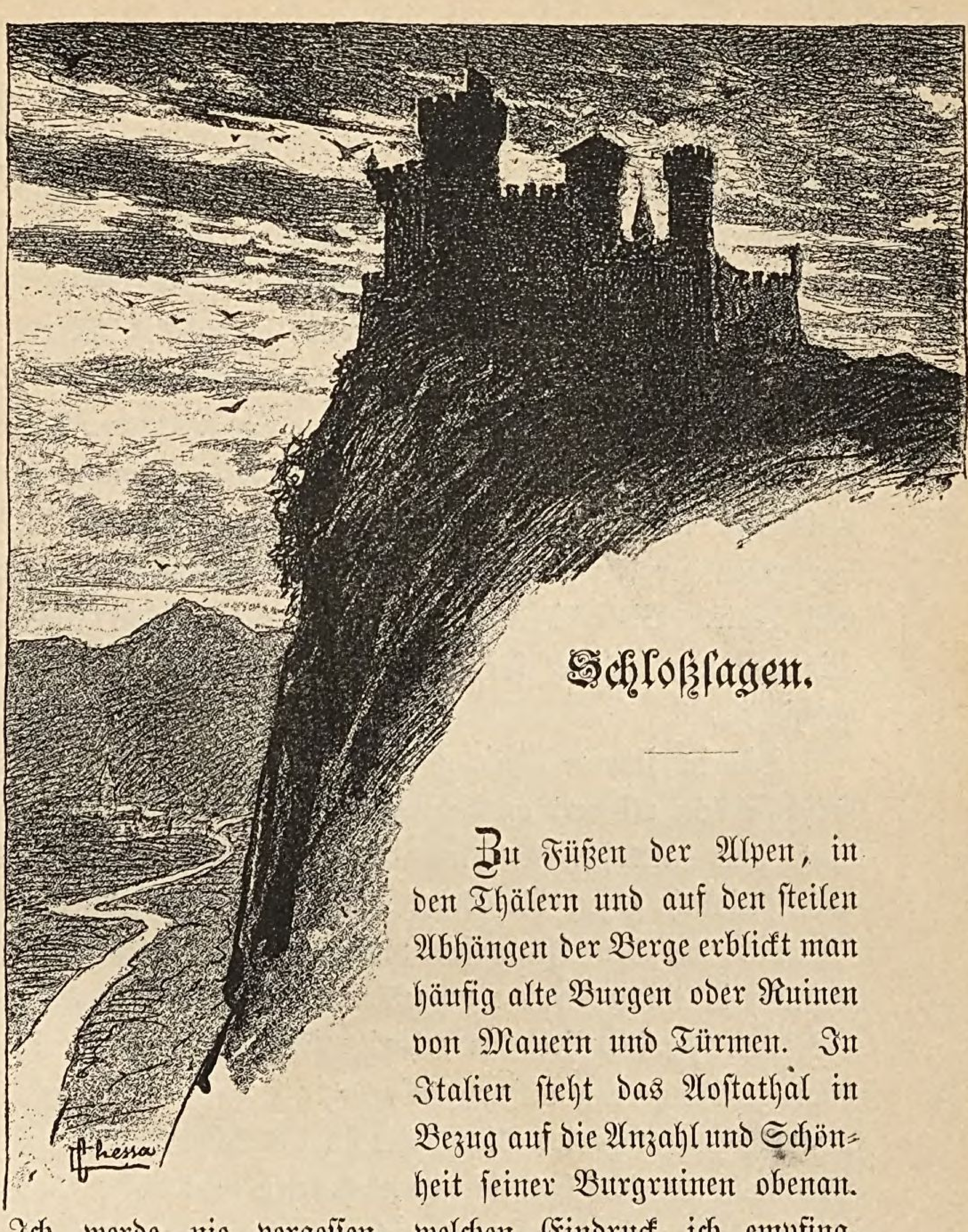
Immer weiter rasten die Pferde. Sie hielten keine Straße mehr ein, sondern stürmten über Wiesen und Felder oder wie der Blitz über die Hecken und durch die Weinberge, die Kutsche und Frau Christine hinter sich her schleppend. Die Sage schildert die Gefühle der Herzogin während dieser grauenvollen Fahrt nicht; man weiß auch nicht mehr, welchen Weg die wilden Tiere in jener Nacht eingeschlagen haben. Jedenfalls aber ist der Zug durch Pianezza, und zwar durch die steil abfallende Straße mit dem Namen der Maria Bricca, jener volkstümlichen und in der Gemeinde Pianezza so geliebten Heldin, gekommen, dann gegen die aus dem Susathale kommende Dora hin gerast. Es stürzten jedoch die endlich vor dem heiß begehrten Wasser stehenden Pferde mit der Kutsche und der Herzogin nicht unterhalb Pianezza

in die Dora, sondern an einer andren, von der Sage nicht deutlich angegebenen Stelle.

Die phantastische Erzählung endet aber nicht, wie man annehmen sollte, mit dem Tode Frau Christinens. Auch jetzt noch soll bei vorgeschrittener Nachtzeit die schwindelnde Fahrt der Herzogin stattfinden, die Kutsche jedoch ist jetzt ein feuriger Karren, und wo er vorüberkommt, flammt ein heller Schein auf.

Auch noch eine ältere Sage als diese hört man auf den italienischen Alpen. Während der Pilatus der Held des gleichnamigen Berges bei Luzern ist, erscheint Herodias den Älplern im Zauber des Susathales. Man sieht zwischen Vayes und Sant' Antonino einen mächtigen, imposanten, schwarzen Felsblock; dort soll Herodias des Nachts in seinem Flammenwagen umherkutschieren. Gleich den wilden Jägern liebt er es, wie eine fürchterliche Erscheinung in den dunkelsten und stürmischsten Nächten aufzutauchen und zu verschwinden.





Schloßsagen.

Zu Füßen der Alpen, in den Thälern und auf den steilen Abhängen der Berge erblickt man häufig alte Burgen oder Ruinen von Mauern und Türmen. In Italien steht das Aostathal in Bezug auf die Anzahl und Schönheit seiner Burgruinen obenan. Ich werde nie vergessen, welchen Eindruck ich empfing, als ich sie an einem Julitage beim Auftauchen der schneebedeckten Gipfel, beim Glitzern der ungeheuren Gletscher unter dem tiefblauen Dome des Himmels erblickte. Auf

scheinbar unzugänglichen Höhen oder im Schatten der Thäler ragten verwüstete Festen und merkwürdig durchbrochene Mauern mit schmalen Fensteröffnungen empor, aus denen einst Pagen und Burgfräulein gelehnt haben mögen. Ich konnte im Augenblick den fieberhaften Pulsschlag der neuzeitigen Civilisation vergessen und meine Gedanken bei Rittern und Grafen, unter Edeldamen und Troubadouren des Mittelalters verweilen zu lassen. Auch in Savoyen finden sich in großer Zahl kostbare Reliquien der Vergangenheit vor. Deshalb giebt es auf der gesamten Alpenkette in Italien sowohl wie in der Schweiz unzählige Sagen von den Behausungen der Feudalherren. Die Älpler kennen sie zumeist noch heute. Viele dieser Sagen haben einen geschichtlichen Hintergrund, andere berichten von merkwürdigen Liebesgeschichten.

Die in jenem Thale allgemein bekannte Sage vom Schlosse Viu erinnert an Räuber und Stegreifritter, welche dort zum endlosen Schaden der Thalbewohner hausten, wahrscheinlich gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, als Piemont von den Franzosen unterjocht war. Sie sollen sämtlich in einem Brande umgekommen sein, der das ganze, der edlen Familie Provana gehörige Schloß vernichtete. Die traurige Erinnerung an jene räuberischen Horden des Schlosses ist noch heutzutage im Thale von Viu so lebhaft, daß nicht jedermann den Mut hat, sich zur nächtlichen Zeit den hundertjährigen Bäumen neben der geschmackvollen, der Jungfrau geweihten Kapelle zu nähern, die auf der Stätte der einstigen Burg errichtet wurde.

An den Turm von Bramafam im Aostathale knüpft sich

nach der Behauptung einiger Schriftsteller ein Drama von Eifersucht und Schmerzen, welches ein Dichter wohl ebenso berühmt machen könnte, wie die Geschichte des Grafen Ugolino. Der alte Turm, welcher auf einer Bastei an der Stelle errichtet war, an der ehedem ein Teil der römischen, Aosta einschließenden alten Mauern stand, strebt noch wie drohend dicht bei der Stadt empor. Er gehört zu dem uralten Schlosse des berühmten Hauses Challand. Die Erklärungen für den eigentümlichen Namen des Turmes Bramafam, lauten verschieden. Die tragischste derselben spricht sich dahin aus, daß einer der Gebieter der genannten Familie, von fürchterlicher Eifersucht geplagt, die Gattin in jenen Turm einschließen und sie dort verhungern ließ. Ein sich über den französischen Abhang in der Durance ergießender Alpenbach heißt merkwürdigerweise ebenfalls Bramafam.

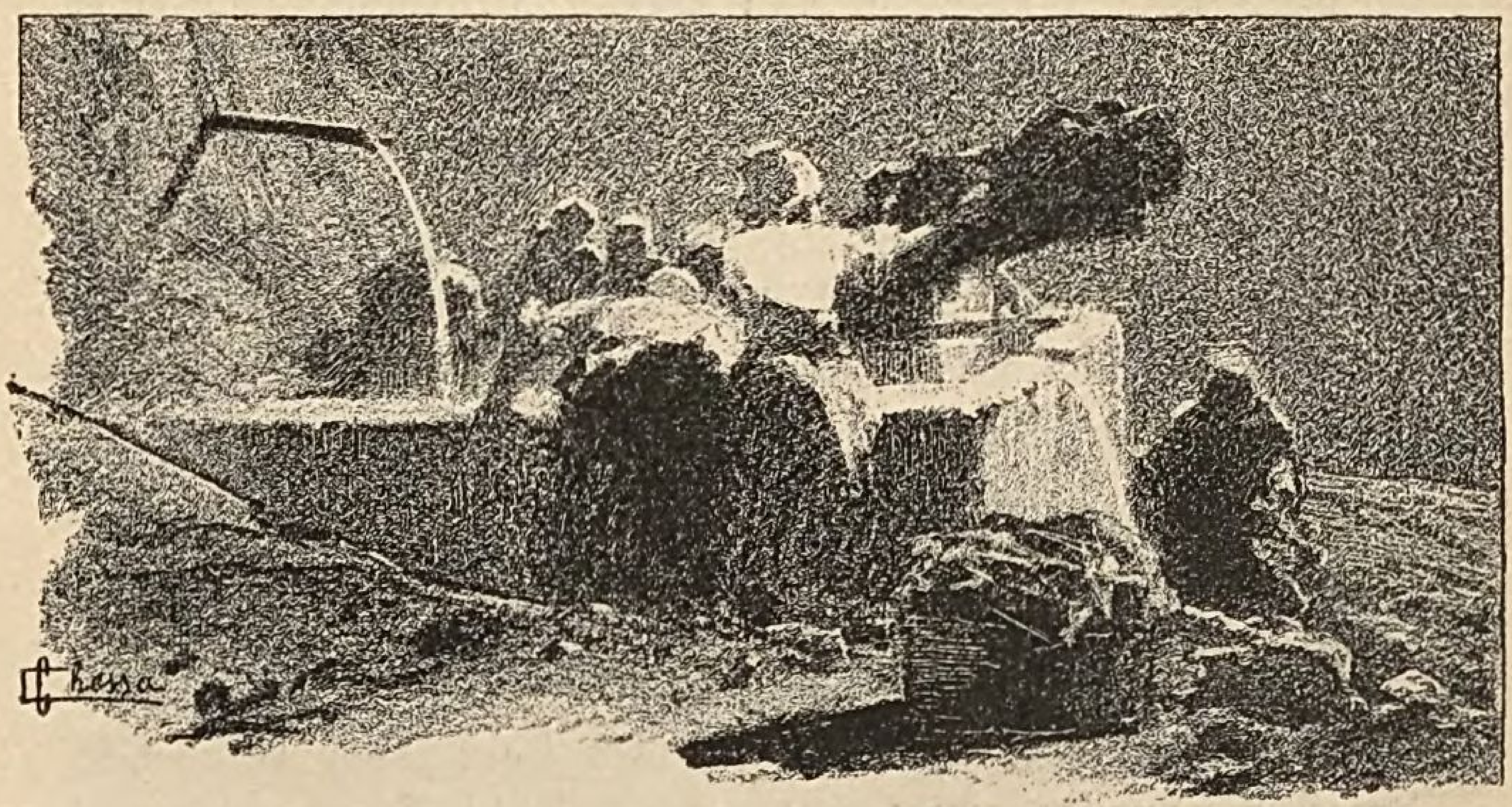
In einem alten Manuskript fand ich eine sehr geistreich, doch kaum verständlich erzählte Art Sage von einem in vielen Künsten erfahrenen Jäger. Die Geschichte meldet von diesem Jäger nichts, doch muß man nach jenem Manuskript auf einen geschichtlichen Ursprung der Erzählung schließen, weil jener Jäger den Leuten von Biella beim nächtlichen Eindringen in ihr eigenes Schloß half, zum Schaden und Schrecken des dort sitzenden Bischofs Johannes Fiesko.

Hippolyt Berta, der sagenhafte Fürst, der eine so angenehme und lebhafte Erinnerung an seine Person im Großen Thale von Lanzo hinterlassen hat, war zweifellos von berühmtem Blute, wie die Älpler, besonders in der Nachbarschaft des kleinen Schlosses, berichten, und lebte ehedem wirklich. Wie erzählt wird, konnte er seines Schmerzes über das

traurige Exil in den Alpen nicht Herr werden. Er unternahm einstmals einen Zug in das Unbekannte, denn er sehnte sich unendlich nach unbegrenzter Freiheit, den Gefahren der Schlachten und den seiner Stellung zukommenden Ehren. Der tiefschwarze Felsen, der aus den Wassern der Stura aufstrebt und von welchem der Fürst nach einem heftigen Kampfe mit unbekannten Rittern gestürzt worden sein soll, zieht die Blicke der Vorübergehenden auf sich. Sein Anblick erweckt die Vorstellung von jenem schrecklichen Drama, das sich vielleicht eines Nachts wirklich dort abgespielt haben mag. An Traurigkeit gleicht es wohl dem folgenden, von einer Trientiner Sage erzählten Ereignis. Danach hat einmal im Totenpasse auf dem Monte Casale, Graziadio, Herr von Castelcampo, mit Zorn und Eifersucht im Herzen einem Ritter des Schlosses Toblino aufgelauert, der von einem, Ginevra geheißenen, schönen Burgfräulein geliebt wurde. Als die beiden auf einander stießen, drohte Graziadio seinem Gegner mit dem Tode; er wollte ihn töten, sagte er, sobald jener noch einmal auf dem Wege zur Geliebten es wagen würde, an dem Dolche vorüberzugehen, den er in eine nahe Buche gebohrt hatte. Der verliebte Ritter aber beachtete die Drohung nicht weiter; bald darauf sah man das Kreuz für einen armen Toten an der Stelle, wo ehedem der Dolch gesteckt hatte.

Der Glaube an die Erscheinung böswilliger Tiere, welche in noch nicht allzu fernen Zeiten für teuflische Geschöpfe oder besser noch für die in dieser Weise verwandelten Teufel und Hexen selbst gehalten wurden, verschwimmt mit dunklen geschichtlichen Überlieferungen in Bezug auf die Burg Zumaglia. Die phantastische Ziege, sowie die blutigen Wäscherinnen in

der Nachbarschaft jenes Schlosses erinnern an die traurigen Vorgänge innerhalb seiner Mauern, wo viele Jahre hindurch ein unglücklicher Gefangener, ein Opfer Masseranos, bewacht wurde und erst durch die Franzosen seine Freiheit zurückerhielt. Jener Gefangene hatte fürchterliche Mißhandlungen erleiden müssen, und seine Geschichte könnte wohl als eine der üppigsten Auswüchse der Phantasie des Volkes gelten, wenn nicht vorhandene Urkunden die Wirklichkeit der Thatsachen festgestellt hätten.



Man begegnet in den Alpensagen häufig den merkwürdigen Gestalten nächtlicher Wäscherinnen. Das Volk erblickt in ihnen die Seelen von solchen Frauen, die auch an Festtagen zu arbeiten pflegten. Die französischen Sagen dagegen behaupten, daß sie Kindsmörderinnen seien; sie waschen ein Totenleinen und schlagen ohne Unterlaß auf den Leichnam eines Knaben, der einen traurigen Ton von sich giebt. Auch auf den Alpen der französischen Schweiz ist diese bizarre Schöpfung der Volksphantasie vorhanden. Die „gollières a noz“

oder nächtlichen Wäscherinnen sind sehr schöne Mädchen, aber auch heimtückische Zauberinnen. Beim Schimmer des Mondes waschen sie an einsam gelegenen Brunnen. Bitten sie einen Vorübergehenden um Beistand, so muß dieser sich hüten, ihren Wunsch unbefriedigt zu lassen und damit ihre Mißbilligung herauszufordern.

Den Burgen der ritterlichen Grafen von Gruyères fehlt es ebenfalls nicht an Sagen. Eine derselben nennt ein Fräulein aus dem berühmten Hause von Miolans, das in den Sagen der savoyischen Alpen mehrfach eine Rolle spielt. Einige Ritter derer von Gruyères ließen sich nur allzugern von sanften Frauengesichtern anlocken. Zu ihnen gehörte auch Michele, der schönste und ritterlichste dieser edlen Herren. Er heiratete die gute und schöne, aber durch seine Schuld sehr unglückliche Magdalena von Miolans und lebte mit ihr eine Zeit lang im Schlosse Montsalvens. Wenn heftige Stürme wehten, war sie überglücklich, denn dann mußte Michele im Schlosse bleiben. War aber das Wetter schön, dann schwang sich der Gebieter auf das graue Roß, legte den Brokatmantel um und trug die weiße Feder am Barett. Und Michele ritt, wohin ihn gerade das Herz oder die Laune des Augenblicks trieb, während von der Höhe des Turmes die in Trauergewänder gehüllte Gemahlin dem treulosen Gatten mit den von Thränen verschleierten Blicken folgte.

Der Pfad „della Mouse“, über welchen Michele ritt, wenn die traurige Magdalena ihm vom Turm von Montsalvens nachschaute, wird daher von den Älplern die „Straße vom gebrochenen Herzen“ genannt.

An das alte Schloß von Söbriach in Kärnten, von

welchem nur noch eine halb zerstörte Turmmauer übrig geblieben ist, knüpft sich eine Liebesgeschichte. Hier wohnten die Ritter der mächtigen, im Mittelalter weit und breit bekannten Familie von Söbriach. Auf dem Abhange des gegenüberliegenden Launsberges sah man ehedem ebenfalls ein Schloß, welches gleich dem der Söbriach wie eine Insel aus einem See aufragte und das ganze innere Thal der Möll beherrschte. Allabendlich durchschwamm ein Ritter von Launsberg den See, um zu seiner Geliebten im Schloß Söbriach zu gelangen. Mehr konnte ich nicht erfahren.

Unter den Schlössern von sagenhaftem Rufe am Fuße der Alpen ist wohl das wichtigste und bewundertste das von Chillon. Die Geschichte Savoyens berichtet, wie erwähnt, von einem berühmten Grafen dieses Hauses, der zu seiner Verteidigung sich aufmachte und innerhalb der Mauern des Schlosses nach erfochtenen Siegen von den neuen Unterthanen den Eid der Treue entgegennahm.

Verschiedene sagenhafte Erzählungen laufen auch von berühmten Gefangenen dieses Schlosses um, das die Bastille Savoyens genannt wurde. Unter ihnen soll sich ein Graf befunden haben, der in den Heeren Karls des Großen befehligte. Doch muß man auch eines anderen Gefangenen gedenken, nämlich Bonnivards, der im Jahre 1530 mit den reformierten Bürgern Berns gemeinsame Sache machte, mit einer Kette an eine Säule in den unteren Räumen des Schlosses Chillon geschmiedet wurde und dort mehrere Jahre ausharren mußte. Byrons unsterbliche Verse haben den Namen des einsamen Schlosses aller Welt bekannt gemacht.

Eine andre Sage meldet von einem Ritter des edlen

Hauses Blonay; dieser befand sich ebenfalls in Chillon, als die Truppen von Bern das Schloß stürmten. Die Eroberung der Festung war unvermeidlich, und als Herr von Blonay sah, daß jeder fernere Widerstand unnütz war, hielt er die Flucht in das eigene Schloß für geraten. Er sprang in den Sattel, mit dem Pferde in den See und gelangte glücklich in die Nähe seines ererbten Sitzes. An der Stelle, wo er sich gerettet nennen konnte, ließ er eine dem heiligen Andreas geweihte Kapelle errichten. Beim Erklimmen des Ufers soll das Pferd ein Hufeisen verloren haben, und seitdem sprudelt dort eine Quelle mit eisenhaltigem Wasser. Mit dieser savoyischen Sage zugleich muß an eine ihr ähnliche erinnert werden, die sich in einem russischen Heldenliede vom Wladimircyklus vorfindet. Ein überaus starker Ritter Ilia von Mourom, der im Gedächtnisse des russischen Volkes ewig leben wird, obgleich seine sagenhafte Persönlichkeit in den ältesten Mythen Rußlands erscheint, sah unter dem Hufeisen seines Pferdes eine Quelle aufsprudeln. Zum Gedächtnis des wunderbaren Ereignisses wurde an derselben Stelle eine Kapelle erbaut.

In früheren Zeiten erhob sich am Genfer See ein sehr hoher Turm. Nach den Überlieferungen galt er für älter als die Türme von Chillon und des Châtelard. Jetzt sind nur noch einige Trümmer von ihm vorhanden. Die Sage behauptet, daß man dort um Mitternacht eine verschleierte Frau, die Dame von Saleuscex, erscheinen sieht. Sie stöhnt und seufzt, während ein in ihrer Begleitung befindlicher Mann ein teuflisches Lachen in die Lüfte sendet. Die verschleierte Frau soll die Tochter eines gefürchteten Herrn von Aigremont

gewesen sein, der zur Zeit der Königin Berta gelebt hat. Sie wurde von ihrem rohen Vater stets grausam behandelt, bis er in seinem Schlosse Ormonts belagert und besiegt wurde. Er erhielt die Erlaubnis, sich mit seiner Tochter in den Turm von Saleuscex zurückzuziehen, welcher der edlen Frau Isabella von Blonay, einer Verwandten des grimmen Ritters, gehörte.

Berthold von Blonay, der Vetter des Mädchens, besuchte häufig die Verwandten im Turme am See, und die beiden jungen Leute verliebten sich bald in einander. Herr von Aigremont jedoch gab ihre Verbindung nicht zu und bedrohte Berthold in einer Weise, daß dieser zur Rettung seines Lebens flüchten mußte. Bald darauf erkrankte Herr von Aigremont, und als er sich dem Tode nahe fühlte, verspürte er starke Gewissensbisse bezüglich aller von ihm begangenen Greuelthaten. Er zweifelte jedoch daran, lediglich seiner gegenwärtigen Reue halber, die himmliche Verzeihung für alle seine Sünden zu erhalten, und so drang er in seine Tochter, Nonne zu werden und Gott durch ihr Gebet um die ewige Errettung ihres Vaters anzugehen.

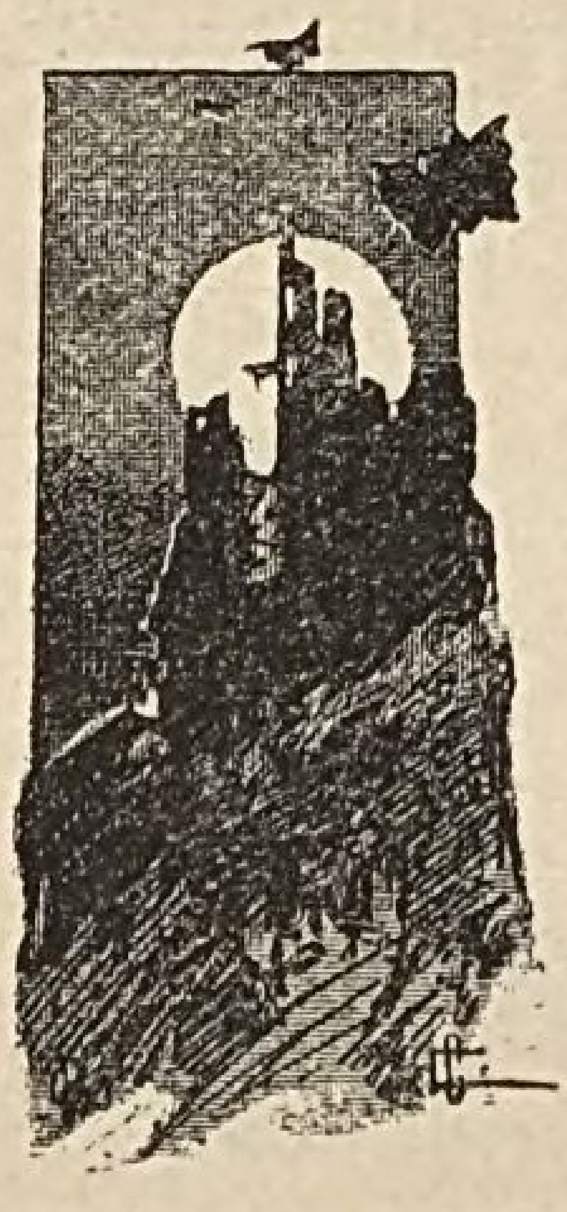
Ein schrecklicher Kampf entspann sich nun im Herzen der Tochter, die vor der Wahl stand, ihren Vater in der Verzweiflung sterben zu lassen oder für immer auf ihre Liebe zu verzichten. Schließlich siegte ihr endloses Mitleid mit dem Sterbenden, der seine Bitte durch flehende Blicke unterstützte. Sie versprach ihm, den Schleier nehmen zu wollen. Nach dem Tode des Vaters hielt sie das gegebene Wort und wies Berthold unnachsichtlich ab. Doch scheint sie ihre Liebe nicht vergessen zu haben, denn noch nach Jahrhunderten klagt

sie ihr Leid. Ihr Opfer hat nämlich, wie man glaubt, den Vater doch nicht retten können, weil er wie ein Teufel aussieht, wenn er mit ihr gemeinsam um die Ruinen schwebt.

Andre Sagen wollen wissen, daß unter den Trümmern des ihm gehörigen Schlosses Aigremont in unterirdischen Gewölben ungeheure Reichtümer lagern, die nur mit Lebensgefahr zu betreten sind. Auch dieses Schloß soll Eigentum der Herren von Pontverre gewesen sein, die in den Sagen der savoyischen Alpen einen großen Ruf besitzen. Es wurde von den Vallesanern belagert und in Brand gesteckt. Eine der Töchter des Schloßherrn, Isabella, packte alle Kostbarkeiten, deren sie habhaft werden konnte, in eine Kassette und warf dieselbe in den See von Chavonnes, woselbst, wie wir bereits gehört haben, jener wunderbare weiße, den hübschen Mädchen freundlich gesinnte Drache hauste. Sie hoffte wahrscheinlich, in bessren Zeiten die Schmucksachen wieder herausfischen zu können, doch scheint ihr die Absicht nicht geglückt zu sein, denn man sieht sie noch jetzt in weißen Gewändern stöhnend am Seeufer oder zwischen den nahen Felsen umherwandern.

Soviel ich vernehmen und übersehen konnte, handeln die Sagen von den Alpenschlössern fast stets von Dramen- oder Liebesgeschichten, trotzdem in ihren Mauern gewiß Gelage und Feste abgehalten und viele Stunden hindurch die Siege gefeiert wurden, trotzdem dort viele Ritter gehaust haben, die danach geizten, daß ihr eigener Name immer berühmter und gefürchteter wurde. Doch scheint es nicht, als ob sich die Phantasie des Volkes mit alledem so eingehend beschäftigt hat, um die Erinnerung daran auf die nachkommenden Jahrhunderte übertragen zu können. Dagegen gedenkt sie

der Bergbewohner, besonders derer, die litten und liebten Dadurch gewinnt die Sage, die man sich von diesen traurigen Ereignissen in den Alpen immer wieder erzählt, einen mächtigen Reiz. In der großartigen Natur des Hochgebirges geht dem menschlichen Herzen das Verständnis auf für die Tiefe einer Leidenschaft und die Größe eines Schmerzes.





Alpenseen.

Die Schönheit so mancher Alpenseen vermag keine menschliche Feder zu beschreiben. Viele Seen liegen zwischen Felsen, Kämmen, unzugänglichen Gipfeln und in melancholischen erhabenen Landschaften. Andere findet man zwischen Blumen und Schnee, umgeben von heiterer Farbenpracht, und dennoch läßt ihr Anblick den Druck der Niedergeschlagenheit nicht weniger fühlen, die uns auf der Höhe der Gebirge befällt. Der erregten Phantasie will es scheinen, als ob ihre bald schwarzen, bald weißen, hier tückisch grauen, dort grünen Gewässer viele Geheimnisse eifersüchtig bewahren.

Die Alpenseen werden häufig von unsichtbaren Quellen gespeist, in welchem Falle uns ihr Vorhandensein leicht befremden kann. Die Einbildungskraft der Älpler aber sieht vor sich ein Geheimnis und arbeitet von jeher daran, diese Seen mit zahlreichen und merkwürdigen Sagen zu umkleiden.

In der Nähe des kleinen, grau schimmernden und in einer höchst armseligen Landschaft gelegenen Sees des Civrari soll dem Volksglauben zufolge ein Schatz begraben sein, und zwischen den Gebüschen von Rhododendron, dem Schnee und der mit Alpenveilchen bestandenen grünen Fläche bemerkt man die Spuren der emsig nach dem Schatze suchenden Alpenbewohner. Einmal im Jahre muß der Pfarrer von Col San Giovanni bis zu dieser Höhe, 2000 Meter, hinaufsteigen, um den See zu segnen. Dieser Gebrauch findet sich auch noch in andren Gegenden der Alpen vor; Auber beschreibt die schöne Scene vom See des Rutor im Aostathale, wenn alle Bewohner der Thuile ihrem Pfarrer in feierlicher Prozession zur Segnung der gefährlichen Gewässer folgen. Dieser fromme christliche Gebrauch ruft lebhaft die Erinnerung an das einstige Heidentum wach.

Ich verwies bereits auf den Kultus der Göttlichkeit der Quellen, Flüsse und Bäche. Die Kelten scheinen indessen in ganz besonderer Weise auch die Bergseen verehrt zu haben; die alten Bewohner der Alpen haben aus dem leisen Murmeln des von den Bergwinden bewegten Wassers, oder aus der machtvollen Stimme der Wasserfälle vielleicht die Worte der Gottheiten vernommen, die den armseligen Sterblichen die

Geheimnisse der Zukunft enthüllten. Es geschah wohl auch, daß sie gewisse Verbrechen durch Ertränken in den Seen sühnten; eine solche Strafe traf die ihren Männern untreuen Frauen. Der Gebrauch, die zum Tode Verurteilten in den Seen umkommen zu lassen, hat sich lange erhalten; vor noch gar nicht allzu langer Zeit war er in den Alpen noch vorhanden. Im Zentralstaatsarchiv von Turin befindet sich in der Kategorie 3ª der „Geschichte des königlichen Hauses“ ein handschriftlicher Bericht, lautend: „Wie Philipp von Savoyen, Herr von Bresse, genannt Philipp Monsignore von Savoyen, fünfter Sohn des Herzogs Ludwig, alsdann Herzog von Savoyen unter dem Namen Philipp II, zubenannt „Ohne Land“, in Thonon im Hause des Herzogs Ludwig, seines Vaters, den Marquis von St. Sorlin, Herrn von Varne, Marschall von Savoyen und Jakob von Valpergue, Kanzler von Savoyen, festnehmen ließ.“ Dieser Marquis wurde unverzüglich auf Befehl Philipps vom Bastard von Rochechoard getötet, der zubenannte Kanzler aber nach Morgès geführt, dort zum Tode verurteilt und alsdann in den See geworfen ....

Die alten heidnischen Völker hielten die Bergseen entweder für die bevorzugten Wohnstätten von Gottheiten und ganz besonders von den die Zukunft weissagenden, oder ihr Anblick erregte in ihnen jenen unüberwindlichen Schauder, den man vor jeder Richtstätte empfindet. Dieselben Gründe, aus welchen die Alten glaubten, daß die Gottheiten mit Vorliebe in den höchsten Regionen der Alpen verweilten, müssen die Alpenbewohner auch zur besonderen Verehrung der hoch gelegenen Seen genötigt haben, so daß die verloren gegangenen Sagen vielleicht auch noch

an Feste und religiöse Zeremonien erinnerten, die an einzelnen Alpenseen üblich waren.

Die Ehrfurcht vor den heiligen Seen ist in vielen Gegenden, nachdem sich in den Anschauungen des Volkes im Mittelalter ein Umschwung vollzogen hatte und die Gottheiten in teuflische Gestalten verwandelt waren, zu einer unüberwindlichen Furcht geworden; höllische Geister waren nunmehr die Hüter dieser Seen. Die häufigen Überschwemmungen, verursacht durch die von den Alpenseen herabströmenden Gewässer, dünkten ihnen ein Werk von Teufeln, und es sollte ihnen durch die Segnung eines Priesters folgerichtig jede böswillige Kraft genommen werden.

Diese bei vielen Älplern auch jetzt noch vorhandene Furcht vor den Bergseen verdankt meines Erachtens ihre Entstehung vielfach mittelalterlichen Anschauungen, welche jene Seen für das Ebenbild oder die Thore der Hölle hielten. In dem von den Byzantinern gesammelten „Leben der heiligen Väter“ ist eine erschreckliche Vision des heiligen Antonius verzeichnet, in welcher dieser von einem fürchterlichen Riesen berichtet. Dieser Riese war schwarz, mit der einen Hand berührte er den Himmel, während er unter seinen Füßen einen See, so groß wie das Meer hatte; eine Unmenge von Seelen umflatterten ihn; die über seinen Kopf flogen, wurden von den Engeln aufgenommen, die aber unter seine Hände gerieten, fielen in den See, der die Hölle selbst war.

Eine andre Sage berichtet von drei griechischen Mönchen, die nach Osten pilgern, um die Stelle zu suchen, wo Himmel und Erde zusammenstoßen und sich das irdische Paradies

befinden soll. Nach vielerlei Schicksalen gelangen sie an einen Schwefelsee, über welchen feurige Schlangen dahinschießen. Aus der Tiefe dieses Sees dringt das Gemurmel einer ungeheuren, sich hin und her wälzenden Menschenmenge herauf und eine Stimme sagt: Dieses ist der Ort der ewigen Strafe.

Eine Spur des antiken Glaubens an die göttliche Kraft der Gewässer wurde in den französischen Alpen noch vor Ausbruch der Revolution vermerkt. Das Volk erzählte von einem Könige, der in der Höhle des Montclus mitten unter seinen herrlichen Schätzen thronte. Zur Zeit großer Dürre zogen viele Prozessionen zu einer Quelle, nicht fern von jener Höhle, im Dorfe von Épine; vor allem Volke stieg ein Kind in das Sammelbecken des Wassers hinunter, und durch diese Zeremonie hoffte man reichlichen Regen zu erhalten.

Von allen sagenumwobenen Alpenseen scheint der bedeutungsvollste der des Pilatus zu sein; von ihm erzählt man sich mit geringen Abweichungen viele wunderbare Dinge. Seine dunklen Wasser gleichen häufig einem polierten Spiegel; keine noch so leise Bewegung kräuselt seine Oberfläche. Ein in ihm verborgener Geist scheint mit dieser Unbeweglichkeit und dem Schweigen des Wassers die Menschen necken zu wollen. Doch fällt zufällig ein Stückchen Holz oder ein Stein in den See, so tritt gleich eine auffallende Veränderung ein. Der Herr des Sees scheint empört; mit großem Lärm läßt er die Wasser aufbrausen, seine mächtige Stimme schallt zum Schrecken der Älpler durch die Berge, und häufig entladet sich gleichzeitig in den Alpen ein fürchterlicher Sturm. Nach einigen Umschreibungen dieser Sage wäre der Herr des

Sees der Pilatus selbst. Im 16. Jahrhundert noch drohten einem Besteiger des Pilatus fürchterliche Strafen.

Die Ähnlichkeit dieser Schweizer Sage mit vielen Erzählungen, die sich an den Pilatusberg bei Scariotto in Italien knüpfen, ist sehr auffällig. Man stellte hier im 14. Jahrhundert Wachen auf, welche die Hexen an der Beschwörung ihrer Bücher hindern sollten. Fazio von den Uberti erinnert im „Dittamondo“ (III. Kap. I) an diese Thatsache. Er besuchte Scariotto in der Mark von Ancona, woselbst nach der Sage Judas geboren sein soll, und erzählt auch, daß wenn ein Hexenmeister sein Buch in der Nähe des Sees des Pilatusberges zu beschwören begann, sich unverzüglich ein fürchterlicher Sturm erhob.

Das jähe Erwachen des Föhns, der in einem Atemzuge die Oberflächen der Alpenseen aufrühren kann, nimmt nicht nur der herrlichen Scene in Schillers „Tell“, wo der Dichter uns den Helden auf dem gefahrdrohenden See zeigt, jede Übertreibung, sondern macht uns auch die Sagen verständlicher, welche uns von dem heftigen und plötzlichen Zorn der mächtigen Gottheiten der Alpenseen erzählen.

Man glaubt auch, daß durch das Hineinwerfen eines schwarzen Steins in den „Wilden See“ oberhalb Askeles in Tirol der Regen, durch Hineinwerfen eines weißen aber der Hagel heraufbeschworen wird. Die Bewohner der bairischen Alpen werfen keine Steine in die Seen, um Überschwemmungen zu vermeiden. Es ist hierin also noch eine Erinnerung an die antiken Gottheiten der Seen ausgedrückt, welche man auch durch grobe Thätlichkeiten leicht erzürnen konnte.

Am Fuße des Gletschers im Thale von Cavergno bemerkt

man einen kleinen See, genannt der ‚schwarze.‘ Nach der Sage hausen unter seinem Spiegel viele verlorene, zu fürchterlichen Strafen verurteilte Seelen, unter ihnen die des Pilatus. Auch in diesen See wird kein Älpler einen Stein werfen; geschähe es, so würde man einen heftigen Sturm heraufbeschwören. Man erzählt sich, daß in früheren Zeiten die Unklugheit derer, die den See nicht respektierten, Anlaß zu vielen Schädigungen des Landes gab.

Durch diese Anschauungen klingt vielleicht eine ferne Erinnerung an die Furcht vor jenen sagenhaften Sturmdrachen, die nach einigen deutschen Heldengesängen in den Seen lebten und vom starken Schwerte Theodorichs besiegt wurden. Die Besorgnis vor einer Beleidigung der Wassergottheiten war jedoch nicht über die ganze Alpenkette hin verbreitet. In einigen Gegenden der Schweiz pflegte man die Gewässer mit einer Rute zu peitschen, wenn ein Sturm drohte. Diese Thatsache steht jedoch vereinzelt da und widerspricht völlig den Anschauungen, die im Mittelalter verschiedenen Völkern gemeinsam waren und in einigen ritterlichen Gesängen vermerkt worden sind. In der Dichtung von Chrestien de Troyes, „Le Chevalier au Lion“ betitelt, sieht der Ritter Yvain in der Quelle von Baranton einen Riesen, welchem alle wilden Tiere des Waldes von Brocéliande gehorchen. Er schöpft mit einem goldenen Becher ein wenig Wasser aus jenem Brunnen und gießt es auf den Boden; sofort bricht ein heftiger Sturm los.

Man nimmt an, daß die Erzählung von den Wundern des Waldes von Brécilien, die sich nach dem Vergießen des Wassers seiner Quelle offenbarten, eine Erinnerung an die

alte keltische Überlieferung bildet, nach welcher also dieser Forst dem von Lucanus beschriebenen alten Druidenhaine ähneln würde. Der Druidenhain aber ist der Typus, das Muster aller besungenen Wälder, des im „Befreiten Jerusalem“ nicht ausgenommen. Der berühmte Brunnen von Baranton läßt sich auch bis zu einem gewissen Punkt mit einem See Kataloniens vergleichen, der ebenfalls vom Sturme emporgepeitscht wurde, sobald man die Ruhe seiner Schutzgeister störte.

Unzählige Sagen andren Inhalts erzählt man noch von den Alpenseen, aber mehrere Bände würden nicht zur Wiedergabe aller ausreichen. Ich will mich daher mit einigen begnügen.

Im Gebiete von Biella, in einer Höhe von 2000 Meter, oberhalb des verehrten Heiligtums von Oropa, erblickte ich, nur für einen Augenblick, als der Wind gerade den über ihm lagernden Nebel siegreich zerriß, den See des Mucrone. Ich sah ihn im Glanze der Sonnenstrahlen schillern und dann von neuem unter dem düsteren Gewölk verschwinden. Diesen metallisch erglänzenden See und seine grauen Gewässer umschreitet nächtlich und schweigsam eine Prozession von Toten. Der Aberglaube des Volkes behauptet auch, daß die Tiefe des Sees bis zum Niveau des Heiligtums von Oropa reiche.

Der See von Viano, den ich in beträchtlicher Höhe zwischen den Thälern von Viu und Ala erblickte, hat die Farbe von schimmernden Smaragden. Man erzählt, daß nicht weit von den ihn umschließenden wilden Klippen die schönen Feen des Thales von Viu des Nachts ihre Versammlungen abhalten, während die Hexenmeister eine Musik von leidenschaftlichem Charakter ausführen.

Auch an den Ufern des Sees von Annecy wird man an die schönen Feen erinnert. Sie hausen dort bei einem, die „Chère“ genannten Felsen, in welchem sich verschiedene Höhlen in gleicher Höhe mit der Oberfläche des Wassers aufthun. Eine derselben heißt „Le Grand Pertuis“; sie wird nach dem Glauben der Bewohner von Feen bewohnt, die irgend einen Schatz hüten. Diese ähneln also den schon erwähnten Feen des Schlosses von Féternes, welche ebenfalls den Sterblichen in einer Feengrotte erscheinen; bei der Bewachung des Schatzes helfen ihnen viele höllische Alpengeister in der Gestalt ungeheurer Katzen.

Einige Gelehrte behaupten, daß der „Grand Pertuis“ die Behausung armer Troglodyten war; deshalb geht auch dort der Glaube von dem öfteren Wiedererscheinen einstiger Bewohner der Seestätten um; noch weitere Überlieferungen schildern den „Pertuis“ als eine Behausung der Sarazenen. Gegenwärtig wird man am „Grand Pertuis“ an ein unlängst geschehenes Unglück durch eine daselbst errichtete kleine Bildsäule der heiligen Jungfrau erinnert. Einen jugendlichen Barkenführer hatte die Neugier und die Hoffnung, den Schatz zu finden, verleitet, den „Grand Pertuis“ zu betreten. Er kehrte nicht mehr zu den Seinen und zum Licht des Tages zurück. Daher jene Bildsäule der Jungfrau.

Nach der Grenze zwischen der Valcamonica und Valtellina breitet sich dicht am Passe von Gavia der „Schwarze See“ aus. Trotz dieser Bezeichnung schimmert er in einem tiefen Blau und seine Gestade sind von zarten, schönen Blumen eingefaßt. Ein andrer See dagegen auf dem Abhange der Valtellina erhielt durch den seinen Grund bedeckenden Sand

eine völlig weiße Farbe. Die Sage berichtet von einer geheimnisvollen Liebesgeschichte dieser beiden, so dicht bei einander und doch auf zwei entgegengesetzten Abhängen sich ausbreitenden Seen. Beide sollen das Werk von Feen sein. Wenn der Schnee seine gleichmäßige Farbe über die Felsen und Gletscher breitet, über das verdorrte Gras und die Kronen des Rhododendron, spricht vielleicht noch jetzt inmitten der gewaltigen Öde der Alpenwelt der Geist des Schwarzen Sees der Fee vom Weißen See von seiner Liebe.

Die Sage vom See „der Alten“ im Gebiete von Biella ist vielleicht eine der bekanntesten aller Sagen von den Alpenseen. Wenn nicht eine fromme Erzählung die Herzen zu jenem grau schimmernden See zöge, würde man wahrscheinlich nicht in seiner Nähe in einem Schutzhäuschen ein Album vorfinden, und in ihm so viele Namen berühmter Schriftsteller und Künstler, die jenen sagenhaften, einen wunderbaren Anblick gewährenden See besucht haben.

In jener Höhe, angesichts des spiegelblanken Wassers, in welchem sich die Schneefelder und die wie Stahl schimmernden Felsen wiederspiegelten, begegnete ich nicht jenem Schweigen, das bei andren Alpenseen in mir ein beängstigendes Gefühl wachrief. Hier hört man die Stimme des Wassers, das in Kaskaden von den höchsten, gegen die nackten Gipfel hin sanft ansteigenden Schneefeldern herabkommt.

Inmitten dieser großartigen feierlichen Alpenlandschaft lebte jene sagenhafte Alte, deren treuer Gefährte ein Bär war. Man erzählt sich, daß einstmals das Diadem einer Königin ihr Haupt schmückte, daß sie aber, um in Frieden bis zu ihrem Tode zu leben, den Aufenthalt am See vor-

gezogen hätte. In ihn ließ sie auch den goldenen Sarg mit der Leiche ihres Gemahls versenken, mit welchem sie seit den heitren Jahren der Jugend und im Glanze des Thrones in inniger Liebe vereinigt war.

In einer Höhe von 1874 Meter über dem Meere lebte sie nahe dem See noch viele, viele Jahre, treu dem Gedächtnisse des geliebten Toten, bis ihre Haare so weiß wurden, wie der Schnee auf den höchsten Gipfeln. Und wenn der Rhododendron und die Alpenveilchen von neuem erblühten, der Schnee nicht mehr die zugefrorene Oberfläche des Sees bedeckte, glaubte sie vielleicht in dem durchsichtigen Wasser ein geliebtes Angesicht zu erblicken und eine geheimnisvolle Stimme zu vernehmen, die ihr gleich dem Gemahle einen ewigen Frieden zwischen den Bergen verhieß. Als sie starb, wollten die Alpenbewohner, denen sie viel Gutes erwiesen hatte, daß sie den ewigen Schlummer im See selbst an der Seite der goldenen Bahre schlief. Desiderato Chiaves, De Amicis, Angelo Mosso, Colomiatti und andere berühmte Männer haben jenen See aufgesucht, und während sie die grauen, glänzenden Gewässer betrachteten, erschien ihnen wahrscheinlich die strahlende Gestalt einer Königin, auf deren Stirn der schönste aller die Frau zierenden Heiligenscheine, der der treuen Liebe, ruhte.

Auch der See von San Giuliano im Trentin hat seine Sage; sie berichtet von einem Herzen, welches liebte und litt. Dieser See befindet sich in einer Höhe von 2000 Meter auf einem Berge des Thales von Genua, und auch an ihm sollen Hexen und Teufel hausen. Das Märchen von San Giuliano besagt, daß der Heilige in einem Anfalle blinder Eifersucht und infolge eines unseligen Irrtums den Vater und die Mutter seiner

Frau tötete; als diese die traurige That vernahm, brach ihr das Herz und sie starb. Der unglückselige Mörder floh aus seinem Schlosse; er fühlte im Herzen die Qual der Reue, doch wohin er auch wanderte, überall hörte er das Krähen des Hahns, wie in dem Augenblicke, als er den Mord verübte. Im Thal von Genua, auf jenem hohen Berge in der Nähe des Sees glaubte er endlich den ersehnten Frieden finden zu können. Aber die Häscher, die ihm gefolgt waren, um ihn wegen des begangenen Verbrechens zu bestrafen, holten ihn hier ein. Sie steckten ihn zugleich mit vielen Schlangen in einen Sack und warfen diesen in den See. Durch ein Wunder wurde er gerettet, und viele Jahre hindurch sühnte er noch am See seine Sünde durch reichliche Thränen, so daß ihm schließlich der Name und die Glorie eines Heiligen zugesprochen wurden.

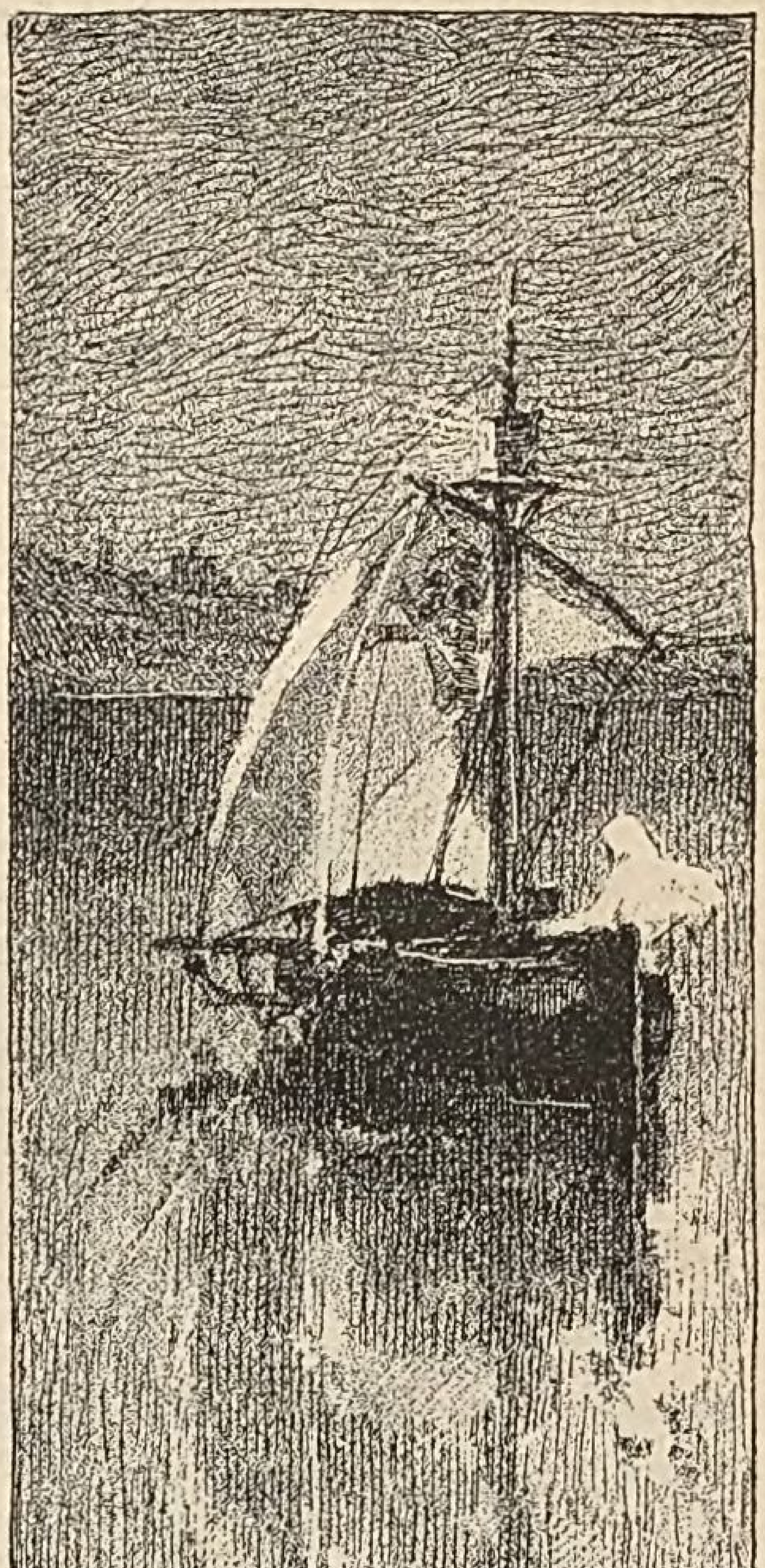
Bei der Wiedergabe dieser schlichten und rührenden Alpensage muß ich unwillkürlich auch jenes San Giuliano des Lope de Vega Erwähnung thun, der in dem Drama „El Animal profeta“ erscheint. In dieser Art Mysterium, verbrämt von der künstlerischen Schönheit eines Genies, wie das von Lope de Vega, tötet der Heilige die eigenen Erzeuger, aber die Frau ereilt der Tod nicht; sie flieht mit ihm nach Rom, um die Verzeihung für die unfreiwillige Schuld zu erbitten. Der Papst verbannt die unglücklichen Gatten nach Kalabrien, wo sie ein Spital für erkrankte Arme gründen sollen. Die Hoffnung ist wieder in ihr Herz eingezogen; sie begegnen jedoch dem Teufel, der dem Giuliano begreiflich macht, daß seine Schuld niemals gesühnt werden könne. Der Glaube des Giuliano schwankt, und er fühlt in seinem Innern die Verzweiflung, bis ihm der Herr erscheint, der die List des Teufels zu nichte macht.

Der Dichtung des Lope de Vega verhilft die Schönheit der Form und die dramatische Bewegung jeder einzelnen Scene zum Siege, aber unzweifelhaft großartiger ist in ihrem Schmerze die den Älplern in der Sage erscheinende Figur des San Giuliano, der in die Berge flieht und in ihrer Einsamkeit die Marter des Gewissens viel mehr empfindet, zugleich mit der endlosen Verzweiflung über den Tod der Gattin.

Von den Seen der Schweizer Alpen erzählt man sich ebenfalls unendlich viele und merkwürdige Sagen. Die Bewohner der Seeufer sind vielfach der Meinung, daß in ihren Seen viele Fische von ganz absonderlicher Gestalt leben, von denen einige auf ihren Köpfen eine Krone, ganz wie gewisse Schlangen, tragen. In den von mir besuchten italienischen Alpen habe ich keine Spuren einer ähnlichen Vorstellung angetroffen.

Sonderbare Dinge erzählt man sich in der Schweiz auch von einem Geiste, der in der Gegend oder im See des Selisberges hausen soll. Dieses Gespenst wird seit den ältesten Zeiten Elbst genannt, und wenn er vom Berge in den See springt, hat er, wie der Karfunkel der Karpathen, das Aussehen einer Feuerkugel. Oftmals auch umkreist er als feuriges Rad den See, oder verwandelt er sich in einen ungeheuren Fisch. Es giebt unzählige Beschreibungen von den übrigen Verwandlungen des Elbst; man erzählt auch, daß manchesmal zwei Gespenster auf dem See herumspazieren. Einzelne Bergleute bestätigen selbst die Erscheinung vieler Geister auf dem See; ehe der Elbst auftaucht, pflegt ein sehr starker Wind das Wasser zu peitschen. Mit Vorliebe läßt sich dieses Gespenst des Abends sehen.

Wiederholt erschien er auch auf dem Zuger See, und zwar vor dem Ausbruch eines Krieges oder einer Pest; im Jahre 1863 soll er sich dort gezeigt haben, nachdem er sieben Jahre hindurch unsichtbar geblieben war. Aus diesen verschiedenen Anschauungen läßt sich ebenfalls eine lebhafte Erinnerung an die antiken Göttlichkeiten der Seen herauslesen, die um keinen Preis beleidigt werden durften. Man sagt auch, daß wenn ein Älpler zufällig den Elbst in seiner Gestalt als Fisch töten würde, eine grauenvolle Überschwemmung der benachbarten Gebiete die Folge wäre.



Der kleine See bei Egolzwil soll, so meint das Volk, ein Schloß bedecken, das man bei schönem Wetter deutlich auf dem Grunde erkennen kann; ein Turm ragt durch seine stillen Gewässer in die Höhe, und dann und wann hört man von ihm den schwachen Schall einer Glocke.

Die Sage vom Vierwaldstättersee ist ebenfalls sehr merkwürdig. In einer Hütte nahe seinem Ufer soll ein geheimnisvoller Mann mit seiner einzigen Tochter gehaust haben. Wenn der

Alte erkrankte, durchquerte das Mädchen mit ihm in einem Boot den See und geleitete ihn nach Luzern. Sie kehrten erst wieder heim, wenn jede Gefahr beseitigt war. Eines Tages erhob sich während ihrer Überfahrt ein wütender Sturm; das Boot schlug um, und Vater und Tochter ertranken. Seit jener Zeit erscheint auf dem See ein kleines gespenstisches Fahrzeug und gleitet über die Wellen; unbeweglich sitzt am Steuer ein in weiße Gewänder gehülltes junges Mädchen. Wenn einmal das Boot sich dem Gestade nähert, steht ein großes Unglück bevor. Man spricht noch jetzt davon, daß nach dem Eindringen der Franzosen in die Schweiz gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts das Gespensterboot mit seiner weißen Dame regelmäßig gesehen wurde. Dann verschwand es, und hoffentlich für immer.

